

NACHRICHTEN DER
GIESSENER
HOCHSCHULGESELLSCHAFT

VIERUNDDREISSIGSTER
BAND



1965

WILHELM SCHMITZ VERLAG IN GIESSEN

NACHRICHTEN DER
GIESSENER
HOCHSCHULGESELLSCHAFT

VIERUNDDREISSIGSTER
BAND



1965

WILHELM SCHMITZ VERLAG IN GIESSEN

Herausgeber des Bandes: Professor Dr. phil. Herbert Ludat

**Copyright by Wilhelm Schmitz in Gießen
Dezember 1965**

von Münchowsche Universitätsdruckerei Wilhelm Schmitz in Gießen

Den Ehrenmitgliedern
der Gießener Hochschulgesellschaft

ERNST BLEYER

und

HENRI DUMUR

zugeeignet

Die langjährigen Vorstandsmitglieder der Gießener Hochschulgesellschaft und Ehrensenatoren der Justus Liebig-Universität ERNST BLEYER und HENRI DUMUR haben im Sommer dieses Jahres ihr 80. Lebensjahr vollendet.

Beide Jubilare haben sich große Verdienste um unsere Gesellschaft, um die frühere Ludwigs-Universität und um die Justus Liebig-Universität erworben, die sie dafür in besonderer Weise ehrte.

Die Gießener Hochschulgesellschaft hat diese treuen Freunde und selbstlosen Förderer unserer Alma mater zu Ehrenmitgliedern ernannt; sie möchte den Dank, den sie ihren Senioren schuldet, auch dadurch zum Ausdruck bringen, daß sie ihnen diesen Band in herzlicher Verbundenheit mit guten Wünschen für ihr persönliches Wohlergehen und für eine weitere segensreiche Zusammenarbeit widmet.

V. HORN
Vorsitzender

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Richard Kepp	
Aktuelle Probleme der Hochschulreform	7
Rudolf Mosebach und Richard Weyl	
Walther Klüpfel (1888—1964)	21
Max Frimmer	
In memoriam Werner Grab	27
Wulf Emmo Ankel	
In memoriam Harald Teichmann (1924—1965)	31
Margret Boveri	
Reinhard Dohrn. Ein Leben für die Zoologische Station Neapel. Mit einem Nachwort von Wulf Emmo Ankel	39
Walter Boguth	
Über die Wirkungsweise des Vitamin E	59
Richard Kepp	
Die Entwicklung der Universitäts-Frauenklinik Gießen	67
Hermann Goecke	
Wandel in Gynäkologie und Geburtshilfe im Laufe der letzten 50 Jahre	75
Harald Uhlig	
Das Neue Schloß als Geographisches Institut. Frühe geographische Vorlesungen. Die Gießener Geographen Robert von Schlagintweit und Wilhelm Sievers	87
Hermann Lautensach	
Grußworte der ehemaligen Gießener Geographen	105
Wolfgang Panzer	
Fritz Klute — der Lehrer, Forscher und Künstler	109
Walther Manshard	
Landbesitz in Tropisch-Afrika. Ein Beitrag zur geographischen Analyse der Agrarverfassungen	115
Klaus-Detlev Grothusen	
Zehn Jahre Osteuropaforschung in Gießen	139

	Seite
Angelicus Kropp	
Oratio Mariae ad Bartos. Ein koptischer Gebetstext aus den Gießener Papyrus-Sammlungen	145
Hans Wilhelm Klein	
Lateinisches und Romanisches in den Reichenauer Glossen	181
Hans Schabram	
Andreas und Beowulf. Parallelstellen als Zeugnis für literarische Abhängigkeit	201
Günter Neumann	
Russennorwegisch und Pidginenglisch. Beobachtungen zum Bau von Behelfssprachen	219
Wilhelm Albert von Brunn	
Kelten, Germanen und Slawen im südöstlichen Mitteleuropa. Eine archäologische Bilanz	233
Hans-Dietrich Kahl	
Der Übergang von der Antike zum Mittelalter im Lebensgang des Cassiodorus Senator	247
Klaus Zernack	
Preußen als Problem der osteuropäischen Geschichte	259
Bericht	277

Dieser Band enthält 30 Abbildungen

Aktuelle Probleme der Hochschulreform

Die Lage der deutschen wissenschaftlichen Hochschulen heute ist gekennzeichnet durch einen Entwicklungsrückstand, zum mindesten Anpassungsverzug, der der Abhilfe bedarf, wenn sie ihrer Verpflichtung auch für die Zukunft mit der erforderlichen Effektivität nachkommen sollen*). Die Bundesrepublik Deutschland hat nach dem Krieg das alte Prinzip der deutschen wissenschaftlichen Hochschule, die **Freiheit von Forschung und Lehre**, wiederhergestellt. Sie hat damit der Universitätsidee von neuem Geltung verliehen, die eine entscheidende Alternative gegenüber dem amerikanischen und sowjetrussischen Universitätstypus darstellt. Die Freiheit von Forschung und Lehre verpflichtet ihrerseits die wissenschaftliche Hochschule im Sinne einer richtig aufgefaßten Freiheit, diese beiden Aufgaben zum Zwecke einer optimalen Ausbildung der Studenten zu koordinieren, ja sogar sich selbst notwendige Beschränkungen freiwillig aufzuerlegen. Die Vermittlung von Fachwissen muß ihren Gegenpol in einer selbständigen, vom Zweifel herkommenden produktiven Tätigkeit der Studenten finden. Die Definition von JASPERS: „Die Universität hat die Aufgabe, die Wahrheit in der Gemeinschaft von Forschern und Schülern zu suchen“ hat an Aktualität nichts eingebüßt.

Wird die Freiheit von Forschung und Lehre für unseren Kulturkreis allgemein anerkannt, so gilt dieses keineswegs für ihre **Zusammengehörigkeit**. Nicht nur vereinzelt wird die Meinung vertreten, die wissenschaftlichen Hochschulen seien durch die Übernahme beider Aufgaben überfordert, und es sei deswegen die Trennung von Forschung und Lehre anzustreben. Ich möchte auf diese Frage nicht weiter eingehen, nachdem der Wissenschaftsrat und der Bundesbericht Forschung I der Bundesregierung dezidiert für die **Einheit von Forschung und Lehre** eintreten und auch der Entwurf des Hessischen Hochschulgesetzes diese Einheit wahrt. Immerhin wird jedoch in der Begründung dieses Entwurfes der Gegenansicht reichlich Raum gegeben, was Zufall sein kann oder auch nicht. Wird jedoch den beiden erwähnten Themenkreisen zugestimmt, so kann Hochschulreform niemals eine völlige Umkrempelung der heutigen Hochschulstruktur bedeuten, sie muß vielmehr einem Anpassungsvorgang Raum geben. Oder, mit DOLF STERNBERGER zu sprechen: Die Aufgabe der Hochschule bleibt die alte.

Die Sorge um die wissenschaftlichen Hochschulen und die daraus folgenden Reformbestrebungen sind ein gemeinsames Anliegen und eine gemeinsame Aufgabe von **Staat und Hochschule**. Die Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung und Lehre wird von der

*) Vortrag, gehalten am 11. Juli 1965 im Rahmen der Evangelischen Akademie Tutzing.

Gesellschaft, sei es die alte bürgerliche Gesellschaft oder die moderne hochproduktive Massengesellschaft, unmittelbar an die Hochschulen delegiert, wobei leider die Mittel für die Unterhaltung der wissenschaftlichen Hochschulen praktisch ausschließlich dem Steuer-aufkommen der Gesellschaft entstammen. Diese Mittel haben unterdessen eine beträchtliche Höhe erreicht, und nicht nur der Durchschnittsbürger fragt sich besorgt, wo denn bloß die Produktion sichtbar wird, nachdem die wissenschaftlichen Hochschulen auf Grund ihrer materiellen Abhängigkeit vom Staat mit staatlichen Großbetrieben verwechselt werden. So ist es Körperschaftsrechtlich von großer Bedeutung, daß private Förderungsgesellschaften einzelner wissenschaftlichen Hochschulen bestehen, aus denen den Hochschulen private Mittel unmittelbar zufließen. Der Ansicht, es könnte sich aus der finanziellen Abhängigkeit der wissenschaftlichen Hochschulen von der Legislative und von den für die Exekutive verantwortlichen Kultus- und Finanzministerien auch eine staatliche Abhängigkeit der wissenschaftlichen Hochschulen in den ihnen von der Gesellschaft direkt übertragenen Aufgaben ergeben, wäre der Boden entzogen, wenn die wissenschaftlichen Hochschulen im wesentlichen privatwirtschaftlich finanziert würden.

Die wissenschaftlichen Hochschulen als Orte der lebendig untereinander verbundenen wissenschaftlichen Forschung und Lehre würden ebenso wie die Kirche ihrer Verantwortung für die Zukunft nicht mehr gerecht werden können, wenn sie in Institutionen umgewandelt würden, die in der Sache ihre Unabhängigkeit verloren hätten. In der Staatskirche und Staatsuniversität sind parallele, wenn auch nicht in allen Punkten übereinstimmende Fehlentwicklungen zu sehen. Wir haben sie als parallele Fehlentwicklung während des Dritten Reiches erlebt und brauchen uns nur an das gleichzeitige Auftreten eines Reichsbischofs als Kirchenführer und an das zwar nicht in den Hochschulverfassungen, aber in Wirklichkeit um so drastischer verwirklichte Führerprinzip an den Hochschulen zur Zeit des Dritten Reiches zu erinnern.

Das aufgezeigte Partnerschaftsverhältnis zwischen Staat und wissenschaftlicher Hochschule wird auf die Probe der Bewährung gestellt, wenn es darum geht, dieses Verhältnis durch eine Hochschulgesetzgebung zu regeln. Es ist allerhöchste Zeit, nach der obrigkeitsstaatlichen Entwicklung im Dritten Reich die äußere Konsolidierung der wissenschaftlichen Hochschulen als selbständige Körperschaften mit Verpflichtung der selbständigen Verwaltung und Vertretung nach innen und nach außen zu bekräftigen. So haben die hessischen Hochschulen, entgegen einer weit verbreiteten Legende, stets die Absicht der Landesregierung unterstützt, die voneinander stark abweichenden Rechtsverhältnisse an den vier hessischen Hochschulen zu vereinheitlichen, wobei sie ihr Bestreben auf die Verwirklichung einer modernen Einheitsverwaltung der wissenschaftlichen Hochschulen richteten. Die hessischen Hochschulen haben auch

an einem früheren, niemals zum Tragen gekommenen Gesetzentwurf intensiv mitgearbeitet, worauf ich noch zu sprechen komme.

Bei den Erörterungen in der Öffentlichkeit um das hessische Hochschulgesetz ist in erschreckender Weise deutlich geworden, in wie verzerrtem Licht der Lehrkörper, als ein Teil der Gemeinschaft von Dozenten und Studenten, gesehen wird, während die Studentenschaft in die Erwägungen kaum einbezogen wurde. Ich möchte nur auf eine Äußerung eines prominenten Politikers hinweisen, der der wissenschaftlichen Hochschule nicht nur herkömmlichen Lehrbetrieb und stockende Organisation vorwirft, sondern auch die Überfremdung der Hochschule durch eitles Sozialprestige und maßstablose Willkür mancher Lehrstuhlinhaber. Sicher gibt es auch unter den Hochschullehrern nicht nur Idealerscheinungen, aber Beurteilungen wie die zitierte, die in der Öffentlichkeit sofort auf die Gesamtheit der Hochschullehrer übertragen werden, dürften doch heute nicht mehr am Platze sein. Der in seiner Unabhängigkeit und Allgewalt despotische Hochschullehrer von einst könnte sich aus ganz realen Gründen heute nicht mehr halten, nachdem er nicht nur mit Nachbardisziplinen, sondern auch innerhalb des eigenen Faches auf eine Zusammenarbeit angewiesen ist, zu der der Fortschritt der Forschung einfach zwingt. Selbst angeblich so sehr geheiligte sogenannte Souveränitätsrechte von Lehrstuhlinhabern werden zu diesem Zweck freiwillig aufgegeben, wie es an der Universität, der ich angehöre, der Fall ist. Aus dem gleichen Streben ergibt sich das Eintreten der Hochschullehrer für einen wissenschaftlich hervorragend qualifizierten Mittelbau, der allerdings nur dann verwirklicht werden kann, wenn für einen entsprechenden Lebensstandard seiner Angehörigen Sorge getragen wird. Der selbstherrliche, Reformen abgeneigte und die Zusammenarbeit ablehnende Hochschullehrer ist eine schwere Belastung in der öffentlichen Meinungsbildung um die Reform der wissenschaftlichen Hochschulen.

Diese falsche, meist von Hochschulfremden kolportierte, von der Öffentlichkeit aber kritiklos akzeptierte Ansicht geht allerdings vorwiegend auf ein Versäumnis der wissenschaftlichen Hochschulen zurück, während der Entwicklung der heutigen Massengesellschaft auf eine Öffentlichkeitsarbeit allzu lange verzichtet zu haben. Man kann es vielleicht auch so formulieren: Die wissenschaftliche Hochschule ist sich zwar ihrer hochschulpolitischen Aufgabe bewußt geworden, was an der Tätigkeit der Westdeutschen Rektorenkonferenz deutlich verfolgt werden kann, es mangelt ihr aber heute noch weitgehend an der Möglichkeit ihrer Realisierung. Die Pressestellen der wissenschaftlichen Hochschulen sind entweder fachlich nicht entsprechend besetzt, oder es fehlt ihnen weitgehend die Fähigkeit, sich der Öffentlichkeit verständlich zu machen. Den wichtigsten Aktions- und Lebenszentren der wissenschaftlichen Hochschulen, den Fakultäten, fehlt irgendein legaler Eigenetat für ihre äußere Vertretung und für ihre Öffentlichkeitsarbeit. Fast überall findet die Fakultät ihre Ausstattung nur in ihrem Dekan und einer Sekretärin, deren

Gehalt weit unter den Gepflogenheiten der freien Wirtschaft steht, eine moderne Verwaltungsausrüstung fehlt praktisch vollkommen. Analoges gilt für die Rektorate. Sicher haben die wissenschaftlichen Hochschulen die Belange ihrer Vertretungen nach innen und außen nicht immer mit genügendem Nachdruck vertreten, die Bewilligungsfreudigkeit der staatlichen Stellen hat sich vielfach auch in engen Grenzen bewegt. Die mangelhafte Öffentlichkeitsarbeit bedeutet in der heutigen Lage der wissenschaftlichen Hochschulen für sie eine erhebliche Erschwerung der Vertretung ihrer Belange.

Die deutschen wissenschaftlichen Hochschulen sind im Augenblick in einen kritischen Entwicklungsrückstand geraten, sowohl bezüglich ihrer Zahl, ihrer Ausdehnung, ihrer Ausrüstung, der Zahl der Studienplätze und der Hochschullehrer als auch bezüglich ihrer inneren Struktur sowie ihrer Leistung in Forschung und Lehre. Die Gründe für diesen Entwicklungsrückstand sind sowohl außerhalb als auch innerhalb der Hochschulen zu suchen.

Äußere Gründe sind folgende: die Zunahme der Studentenzahlen bis zum Massenstudium, der gegenüber der Wirtschaft zu späte Wiederaufbau, der viel zu späte Beginn einer zunächst sporadischen, später planmäßigen Investitionspolitik, die mangelhafte Förderung des Hochschullehrernachwuchses, auf die der heutige Nachwuchsmangel im wesentlichen zurückgeht.

Mit diesen äußeren Gründen hängen die inneren eng zusammen: die Zunahme des Stoffes, der zu bewältigen ist, und der Fächer, die zu integrieren sind. Schwierigkeiten der Unterrichtsgestaltung in Anbetracht der Erweiterung des Stoffes und der hohen Studentenzahlen, woraus sich eine zu wenig integrierte, die einzelnen Teilfächer einer Disziplin nicht genügend verbindende Form des Unterrichts ergibt. An vielen Stellen zu späte und zu wenig energische Förderung des Hochschullehrernachwuchses, endlich die schon erwähnte Öffentlichkeitsarbeit.

In Anbetracht des äußeren Notstandes der deutschen wissenschaftlichen Hochschulen eröffneten die Empfehlungen des Wissenschaftsrates für die Ausgestaltung der wissenschaftlichen Hochschulen ein zunächst auf vier Jahre abgestelltes Programm zur schrittweisen Überwindung des Notstandes. Auf Grund dieser Empfehlungen wurden gegenüber der vorhergehenden Zeit ganz erhebliche und durchaus anzuerkennende finanzielle Aufwendungen von seiten des Bundes und der Länder gemacht, die naturgemäß für den Personal- und Sachetat in einem viel rascheren Tempo erfolgen konnten, als es für den Bausektor möglich war. Leider wurden die Empfehlungen des Wissenschaftsrates, die ausdrücklich als solche mit der Erfordernis der Elastizität gekennzeichnet waren, von den Länderkultusministerien sehr rasch als starre Richtlinien angesehen, was den Richtlinien die Bezeichnung als „Bibel“ eingebracht hat. In die Frage nach der Reformfreudigkeit der wissenschaftlichen Hochschulen müßte allein schon nach diesem Beispiel die Frage nach der Reformfreudigkeit der Hochschulabteilungen der Kultusministerien

einbezogen werden. Nachdem vorher die Vervollständigung der Fakultäten mit Lehrstühlen nur zögernd erfolgt war, erfolgte auf Grund der Empfehlungen des Wissenschaftsrates eine sprunghafte Vermehrung der Lehrstühle, die in Anbetracht des Nachwuchsmangels in vielen Disziplinen zu ernsthaften Schwierigkeiten der Besetzung geführt hat. Die dadurch notgedrungen vakanten Lehrstühle werden vielfach den Fakultäten als Trägheit angekreidet.

Besorgnis erregt der ungeheure Nachholbedarf auf dem Baubektor, dessen nur zögernde Realisierung erklärliche äußere Gründe hat. Davon unabhängige Etatkürzungen des Bundes, aber auch des Landes Hessen und anderer Bundesländer lassen befürchten, daß Schwierigkeiten auftreten könnten, die neuen Hochschulen unabhängig von der Ausgestaltung der alten zu finanzieren, bzw. daß eine Retardierung der baulichen Entwicklung nicht nur aus äußeren, sondern auch aus finanziellen Gründen eintreten könnte.

Das Massenstudium, meiner Ansicht nach eine der Hauptursachen der Schwierigkeiten, wird noch eine geraume Zeit nicht nur ertragen, sondern auch bewältigt werden müssen. In den USA, deren Verhältnisse gerade auf dem Hochschulsektor vielfach als beispielgebend angeführt werden, hat man längst erkannt, daß eine gewisse Studentenzahl einer wissenschaftlichen Hochschule nicht überschritten werden soll, es wird dann eben eine Neugründung vorgenommen. Für die Verspätung dieses Vorgehens bei uns zeichnen nicht die wissenschaftlichen Hochschulen verantwortlich. Es mutet heute in Anbetracht der drei Jahre später gewonnenen Erkenntnis, daß die Neugründung von wissenschaftlichen Hochschulen unumgänglich notwendig ist, ganz unwahrscheinlich an, daß im Jahre 1957 die Umwandlung der Hochschule in Gießen in eine Universität an einem seidenen Faden hing, und zwar allein aus finanziellen Gründen.

Soweit die äußeren Ursachen des Entwicklungsrückstandes und die Bemühungen, sie zu meistern. Bei dem berechtigten Bestreben nach einer Hochschulreform dürfen aber diese äußeren Ursachen nicht einfach ignoriert werden und die Aufgabe der Hochschulreform lediglich auf die Überwindung der aufgezeigten inneren Ursachen verlagert werden. Äußere und innere Ursachen des Entwicklungsrückstandes dürfen nur gemeinsam gesehen werden, niemals getrennt. Es ist deswegen auch unmöglich, daß allein eine äußere, gesetzlich geregelte, oder eine innere, von der Hochschule selbst entwickelte Reform effektiv sein könnte. Es gilt vielmehr, in gemeinsamer Anstrengung den Entwicklungsrückstand aufzuholen, nicht etwa im Sinne einer Revolution, vielmehr im Sinne einer Evolution auf der Basis des Zusammenwirkens. Will man die heutige Situation der wissenschaftlichen Hochschulen erfassen, so drängt sich der Vergleich mit einem Organismus auf, der sich an neue Aufgaben, die sich ihm bei sprunghafter Entwicklung stellen, rasch anpassen und sie bewältigen muß. Das kann nur durch eine eng miteinander verbundene äußere und innere Anpassung geschehen. Hier gelten ähnliche Gesetze wie für das körperliche und geistige Trai-

ning. Das Schlimmste aber für einen solchen Organismus ist das Auseinanderfallen der äußeren, für seine Erhaltung unerläßlichen Hilfsmaßnahmen und der inneren Ausgestaltung. Das ist leider in Hessen seit der Zuleitung des Hochschulgesetzentwurfes an den Landtag der Fall. Vom Herrn Hessischen Kultusminister wird der Entwurf als fortschrittlich, in die Zukunft weisend, die Grundlage für eine Hochschulreform bildend, die Rechte der Hochschulen erweiternd, das Rektorat aufwertend und stärkend, kurzum die Fortentwicklung der wissenschaftlichen Hochschulen fördernd bezeichnet. Der Entwurf sei in Zusammenarbeit mit den wissenschaftlichen Hochschulen entstanden und habe die Vorschläge der Hochschulen weitgehend berücksichtigt.

Demgegenüber die Stellungnahme der hessischen wissenschaftlichen Hochschulen: Das Gesetz ist rückschrittlich, es stellt ein Reglement dar, das eingeleitete Reformen behindert, es birgt in sich die Tendenz der Verschulung der wissenschaftlichen Hochschulen und des staatlichen Dirigismus, es gefährdet die akademische Freiheit. Die Vorschläge der hessischen wissenschaftlichen Hochschulen sind in entscheidenden Punkten unberücksichtigt geblieben; alle hessischen wissenschaftlichen Hochschulen lehnen somit das Gesetz im ganzen ab. Landesregierung und wissenschaftliche Hochschulen stehen sich somit nicht mehr als Partner gegenüber, aus deren Zusammenwirken der Entwicklungsrückstand behoben werden muß, sondern als Kontrahenten, die sich gegenseitig im falschen Licht sehen und ansprechen. Das liegt nicht zuletzt an dem falschen Bild der wissenschaftlichen Hochschule, das in der Öffentlichkeit entstanden ist und das anscheinend die zuständigen Ministerialinstanzen und ganz sicher der Hessische Kultusminister übernommen haben. Auch umgekehrt mag, von der Hochschule zum Ministerium hin gesehen, manches in einem falschen Licht erscheinen. Das Mißlingen der ersten äußeren partnerschaftlichen Bewährungsprobe ist bedauerlich.

Die Entwicklung des Hessischen Hochschulgesetzes geht bis zum Jahre 1959 zurück. Es wurde von da ab im Hessischen Kultusministerium an einem Entwurf gearbeitet, der 1962 die Form eines Rahmengesetzes mit 15 Paragraphen erreichte. Über diesen Entwurf wurde zwischen dem Hessischen Kultusminister und den wissenschaftlichen Hochschulen erfolgversprechend verhandelt. Auf ausdrücklichen Wunsch des Ministers wurde jede Diskussion in der Öffentlichkeit vermieden, die erst erfolgen sollte, wenn eine Einigung zwischen Minister und Hochschulen erreicht war. Im September 1962 kamen diese Verhandlungen jedoch zum Stillstand, weil auf Wunsch des Kultusministers der Komplex Hochschulrecht aus den wahlpolitischen Diskussionen herausgehalten werden sollte. Trotz wiederholten Drängens der wissenschaftlichen Hochschulen sind die Verhandlungen über diesen Entwurf nicht wieder aufgenommen worden. Völlig überraschend gab der Hessische Kultusminister am 29. September 1964 neue „Leitlinien“ für ein Hessisches Hoch-

schulgesetz den hessischen Rektoren mündlich bekannt. Im Gegensatz zu dem früher von dem Minister gewünschten Vorgehen und entgegen der Bitte der hessischen Rektoren gab der Kultusminister am 30. September 1964 die Leitlinien der Presse bekannt, diese seien mit Vertretern der hessischen wissenschaftlichen Hochschulen diskutiert worden, obwohl eine solche Diskussion nicht stattgefunden hatte. Ein erster Gesetzentwurf wurde den hessischen Rektoren am 5. Oktober 1964 zugestellt. Nach zahlreichen, zwischen dem Kultusminister einerseits, den Rektoren und Vertretern der Senate, den Studenten und den Vertretern der Verwaltung andererseits geführten Gesprächen wurde am 29. Januar 1965 ein zweiter Diskussionsentwurf fertiggestellt, der die Grundlage für eine abschließende Besprechung am 24. Februar 1965 bildete. Unter Zurückstellung schwerwiegender Bedenken gegen die Gesamtkonzeption dieses Entwurfes verhandelten die Rektoren und Senatsbeauftragten der hessischen wissenschaftlichen Hochschulen einen Tag lang mit dem Minister und seinen Mitarbeitern; die Verwaltungsdirektoren der Hochschulen waren gleichfalls an dem Gespräch beteiligt. Die Aussprache verlief in sachlicher und aufgeschlossener Atmosphäre und führte zu einer beide Seiten befriedigenden Formulierung der einzelnen Bestimmungen. Das Ergebnis der anscheinend einigenden Besprechung wurde in „Formulierungshilfen“ festgelegt, die von den hessischen wissenschaftlichen Hochschulen dem Kultusminister übergeben wurden. Um so betroffener mußten die hessischen Hochschulen sein, daß der dem Landtag zugeleitete Gesetzentwurf der Landesregierung in entscheidenden Punkten von dem gemeinsam erarbeiteten Entwurf abweicht. Dieser kurze Ausflug in die Historie war notwendig, um zu erklären, auf welchem Weg es zu der jetzigen Kluft zwischen Regierung und Universitäten gekommen ist, insbesondere als der Inhalt der Formulierungshilfen verdient hätte, in die Gesetzesbegründung aufgenommen zu werden, was nicht geschehen ist. Daß die wissenschaftlichen Hochschulen über wichtige Etappen der Entwicklung zuerst von studentischer Seite und erst später durch den Kultusminister orientiert wurden, sei am Rande noch vermerkt.

Es seien im folgenden einige Punkte des Gesetzentwurfes, die den Widerstand der hessischen Hochschulen hervorrufen müssen, diskutiert.

Das Berufungsverfahren (§ 24). Von der öffentlichen Kritik wird den Fakultäten eine unerträgliche Verzögerung der Berufungsverfahren vorgeworfen. Von der mühevollen Tätigkeit, die für den Lehrstuhl am besten geeigneten Persönlichkeiten ausfindig zu machen, kann sich der außerhalb der Hochschule Stehende nur schwer ein Bild machen. Die Aufstellung der Berufungsliste ist gleich schwierig bei Mangel oder bei Überangebot von Nachwuchs. Nicht selten kann eine Berufungsliste nicht eingereicht werden, weil der gewünschte Nachweis des Arbeitsplatzes noch nicht geführt werden kann. Um die Arbeit der Fakultäten zu aktivieren, sah der erste

Diskussionsentwurf des Gesetzes eine Frist von 4 Monaten für die Einreichung der Berufsliste vor, die auf Wunsch der wissenschaftlichen Hochschulen auf 6 Monate verlängert wurde. Gleichzeitig machten die Hochschulen den Vorschlag, bei der Emeritierung eines Lehrstuhlinhabers das Einreichen der Berufsliste schon 6 Monate vor der Entpflichtung vorzusehen. Es kann also den wissenschaftlichen Hochschulen nicht der Vorwurf gemacht werden, für eine Verzögerungstaktik einzutreten. Auch die in gewissen Fällen vorgesehene Ausschreibung von Lehrstühlen, schließlich das alleinige Berufsrecht des Ministers nach Erschöpfung mehrerer Möglichkeiten wurde von den wissenschaftlichen Hochschulen akzeptiert. Demgegenüber sieht der Gesetzentwurf das Oktroi des Ministers ohne jede Einschränkung vor. Es besteht kein Zweifel daran, daß das Oktroi von jeher ausgeübt wurde, was durch das sog. „Gießener Urteil“ des Bundesverfassungsgerichtes zwar bestätigt wurde, aber doch nicht in absoluter Form. Das Bundesverfassungsgericht hat zwar ein reines Kooptationsrecht der Hochschulen verneint, aber damit keineswegs dem Staat ein unbeschränktes Berufsrecht eingeräumt. Der entscheidende, in der Gesetzesbegründung nicht enthaltene Satz lautet: „Der entscheidende Grundgedanke ist dabei, daß zwei Willensfaktoren bei einem Akt beteiligt sind, um in wechselseitiger Korrektur dessen größtmögliche Sachrichtigkeit zu erzielen.“ Statt dessen sieht die Oktroi-Bestimmung des Gesetzentwurfes lediglich vor, der Fakultät Gelegenheit zur Stellungnahme über die Eignung der in Aussicht genommenen Persönlichkeit zu geben. Wurde zwar das Oktroi von jeher ausgeübt, so war es gleichzeitig in dem Spannungsfeld zwischen Minister und Selbstverwaltung der Hochschule stets ein unfreundlicher Akt gegenüber der wissenschaftlichen Hochschule und wurde deswegen nur sparsam gebraucht. Das Selbstergänzungsrecht der Hochschule ist ein altes demokratisches Recht einer Gelehrtenrepublik. Das Oktroi entspricht einer feudalistischen, in die akademische Selbstverwaltung brutal eingreifenden Aktion eines Landesfürsten. Es steht im Widerspruch zu einer freiheitlichen, demokratischen Auffassung und sollte in einer demokratischen Staatsform eher abgebaut als verstärkt werden.

Im hessischen Gesetzentwurf steht das Oktroi gleichberechtigt neben der Berufung auf Vorschlag der Fakultät. Interessanterweise spricht der Gesetzentwurf einmal von der Mitwirkung bei der Berufung von Lehrstuhlinhabern als akademische Angelegenheit (§ 5, Abs. 2, Ziffer 2), zum anderen vom Vorschlagsrecht der Fakultät (§ 24, Abs. 1). Es sollen also zwei sehr unterschiedliche Möglichkeiten gesetzlich sanktioniert werden. Das Oktroi eröffnet einer Verpolitisierung oder Konfessionalisierung der wissenschaftlichen Hochschule Tür und Tor. Es kann nicht beruhigen, daß unter normalen Umständen von diesem Recht wie bisher kaum Gebrauch gemacht würde. Bei Sonnenschein mag diese Bestimmung, wie viele andere auch, ihres Ernstes entbehren, ein Ge-

setz muß aber auch für Sturmwetter praktikabel sein. Im Falle anderer Lebenssituationen als der heutigen eröffnet der Oktroiparagraph alle Möglichkeiten für die direkte Einflußnahme der Politik auf die wissenschaftliche Hochschule.

Kanzler und Verwaltungsrat (§ 20, 21). Im ersten Diskussionsentwurf war eine strenge Trennung zwischen Wirtschafts- und Personalverwaltung vorgesehen. In Anbetracht des heutigen Ineinandergreifens dieser beiden Verwaltungen machten die hessischen wissenschaftlichen Hochschulen den Vorschlag der Einheitsverwaltung: An der Spitze der wissenschaftlichen Hochschule steht der Rektor, die staatliche Aufgabe der Personal- und Sachmittelverwaltung wird als Auftragsverwaltung an die Universität gegeben. Der Kanzler wird Organ der Universität, er wird auf Vorschlag der Hochschule ernannt, er wird stimmberechtigtes Mitglied des Senats, ist also voll in die Universität integriert. Er hat die Sorge für die Einhaltung der rechtlichen Vorschriften, ist aber auch an der Verantwortung im Senat beteiligt.

Auch den Gedanken der Einheitsverwaltung hat der Gesetzentwurf aufgenommen, ihn aber so verändert, daß von der ursprünglichen Konzeption nichts mehr übrigbleibt. Der Kanzler soll nicht auf Vorschlag, sondern im Benehmen mit der Hochschule ernannt werden. Er ist nicht nur für den geordneten Gang der Verwaltung und für die Ausführungen der Weisungen des Kultusministers verantwortlich, er hat auch das Recht, jeden Beschluß des Verwaltungsrates, der ihm unzumutbar erscheint, mit aufchiebender Wirkung zu beanstanden und mit einem Bericht dem Kultusminister zur Entscheidung vorzulegen. Er kann mit dieser Zweckmäßigkeitsformel alle Beschlüsse des Verwaltungsrates lahmlegen, ist also kein integriertes Organ der Hochschule, sondern Organ der staatlichen Verwaltung am Hochschulort mit Befugnissen, die die eines Kurators des alten Preußen bei weitem übersteigen. Bei dieser Stellung des Kanzlers ist es inkonsequent, ihn als Mitglied des Senats in die akademische Selbstverwaltung zu integrieren. Der Kanzler soll aber auch beratend an jeder Sitzung von Senatsausschüssen teilnehmen können, also auch ein Recht besitzen, das den übrigen Senatsmitgliedern nicht zukommt. Die demokratische Einheitsverwaltung der wissenschaftlichen Hochschule, wie sie dem Vorschlag der Hochschulen entspricht, wird durch den Gesetzentwurf nicht gewährleistet, der im Gegenteil erhebliche Eingriffe in die akademische Selbstverwaltung gesetzlich statuieren möchte.

Die Akteneinsicht des Kultusministers (§ 8). § 8, Satz 3 lautet: „Der Kultusminister kann sich über alle Angelegenheiten der Hochschulen unterrichten und Berichte, Niederschriften und Akten anfordern.“ In der Begründung wird jedoch ausgeführt (S. 31): „Der Kultusminister hat das Informationsrecht über die Angelegenheiten der Hochschule nicht nur zur Ausübung der Rechtsaufsicht.“ Soweit das Zitat. Es ist selbstverständliches Recht des Kultusministers, Entscheidungen der wissenschaftlichen Hochschulen

auf ihre Rechtmäßigkeit hin zu überprüfen. In diesem Zusammenhang sind gegen die Akteneinsicht keine Bedenken zu erheben. Die weitergehende Möglichkeit der Einsichtnahme ist dagegen ein gravierender Eingriff in die akademische Selbstverwaltung, die sich auf die Vertraulichkeit von Unterlagen unbedingt verlassen können muß. Es wird den hessischen wissenschaftlichen Hochschulen, wenn derart verfahren wird, nicht mehr möglich sein, Gutachten von Hochschullehrern zu erhalten, die eine unbedingte Voraussetzung für das Berufungsverfahren sind.

Sieht man die beabsichtigte Akteneinsicht des Ministers in Verbindung mit den Aufgaben des Kanzlers, so steht dem Kultusminister Aufschluß über jede Angelegenheit der akademischen Selbstverwaltung zur Verfügung. Dadurch kann der Weg zur Staatsuniversität eröffnet werden.

Die Kontinuität der Leitung bzw. die Amtsdauer des Rektors (§ 14). Die Kontinuität der Leitung der wissenschaftlichen Hochschulen wird nicht den Tatsachen entsprechend mit der Amtsdauer des Rektors gleichgestellt, denn es wird dabei übersehen, daß der Rektor als *primus inter pares* nicht allein die Leitung der Universität besorgt, sondern daß diese über die Fakultäten und Senate letzten Endes von jedem Universitätsmitglied mitbestimmt wird. Wenn man diesen Gesichtspunkt jedoch außer acht läßt, so ist festzustellen, daß die Notwendigkeit der Kontinuität im Rektoramt von allen hessischen wissenschaftlichen Hochschulen anerkannt wird. Der Gesetzentwurf bestimmt die Amtsdauer des Rektors auf 4 Jahre mit der Möglichkeit der Wiederwahl. Der Entwurf gibt den Hochschulsatzungen die Möglichkeit, die Amtsdauer des Rektors über 4 Jahre hinaus vorzusehen. In diesem Falle soll der Titel *Präsident* gelten, eine rein deklamatorische Äußerung, soweit der Kanzler erhalten bleibt und die amtlichen Befugnisse des Rektors nicht verändert werden, was nur durch eine obrigkeitliche Stellung des Rektors möglich wäre, für die der Entwurf allerdings glücklicherweise keine Basis bietet. Das Problem der Amtsdauer des Rektors kann nur aus dem Prinzip der akademischen Selbstverwaltung heraus verstanden werden, indem es die Hingabe eines Wissenschaftlers an ein ihn voll ausfüllendes Amt mit der Möglichkeit seiner Rückkehr in die Forschung und in den Kreis der Kollegen beinhaltet. Der Forderung der Kontinuität kann auf vielfache Weise entsprochen werden, etwa durch 2 Jahre Rektorat mit darauffolgenden 2 Jahren Prorektorat; der zukünftige Rektor müßte allerdings Gelegenheit haben, sich in sein Amt einzuarbeiten. Eine Lösung, die sich bewährt hat, ist das sog. „Gießener Modell“, nämlich in zeitlicher Aufeinanderfolge designierter Rektor, Rektor und Prorektor, so daß stets 3 Lehrstuhlinhaber mit den Angelegenheiten der Hochschule entsprechend befaßt sind. Die im Gesetzentwurf vorgesehenen 4 Jahre Amtszeit gewährleisten tatsächlich die Kontinuität nicht, da für die Zäsur keine Übergangslösung vorgesehen ist. In Wirklichkeit zielt der Entwurf eindeutig auf das Dauerrekto-

rat, das einem Hochschullehrer auf den Leib geschrieben ist, der seine wissenschaftliche Laufbahn abgeschlossen hat und in dem Rektorat eine andersartige Betätigungsmöglichkeit sieht. Der Hessische Kultusminister vertritt die Ansicht, das Amt des Rektors sei so attraktiv, daß einem Hochschullehrer durchaus zuzumuten sei, dafür seine Forschung und Lehre einzutauschen. Diese Ansicht ist ausgesprochen universitätsfremd, besonders wenn sie mit dem Hinweis erfolgt, der Rektor sei dem Leiter eines Betriebes mit 80 Millionen Haushaltsmitteln jährlich zu vergleichen. Das würde einer Staatshochschule mit dem Aufbau von oben nach unten entsprechen, verträgt sich aber nicht mit den Autonomiebereichen innerhalb einer freien Hochschule unter dem ausgesprochen entgegengesetzten Aufbau.

Der Rektor des hessischen Gesetzentwurfes scheidet praktisch aus Lehre und Forschung aus. Es ist aus dem Gesetz nicht ersichtlich, was während des Rektorates mit dem leerstehenden Lehrstuhl geschehen soll, um dessen schnellste Wiederbesetzung der Gesetzentwurf andererseits so besorgt ist. Eine durchdachte Konstruktion ist nicht ersichtlich, wohl aber die Absicht, den Rektor gegenüber dem Kanzler zu einer Strohpuppe zu machen.

Neue, in Gründung begriffene wissenschaftliche Hochschulen sehen den Präsidenten der Hochschule vor. Es ist noch nicht abzusehen, wie sich diese Lösung in den deutschen Verhältnissen auswirkt. Es wäre zweckmäßig, zunächst das Ergebnis abzuwarten, statt jetzt eine solche Bestimmung gesetzlich zu verankern.

Funktionen des Dekans und der Fakultät. § 17, Abs. 3 hat folgenden Wortlaut: „Der Dekan ist dafür verantwortlich, daß die Angehörigen des Lehrkörpers ihre Lehrverpflichtungen ordnungsgemäß erfüllen.“ Hier wird dem Dekan eine Verantwortung aufgebürdet, die allein in obrigkeitlichem Sinne verstanden werden kann. Es wird verkannt, daß die akademische Selbstverwaltung nur auf Grund der freiwilligen Kooperation funktionieren kann und daß die Verantwortung in der akademischen Selbstverwaltung unteilbar, aber auch undelegierbar ist.

In § 16, Abs. 1, Satz 3 heißt es: „Die Fakultäten koordinieren die Forschungsprogramme mehrerer Lehrstühle.“ Der Gegenvorschlag der hessischen wissenschaftlichen Hochschulen lautet hingegen: „Die Fakultäten fördern gemeinsame Forschungsvorhaben mehrerer Lehrstühle.“ Durch eine Gesetzesbestimmung wie die zitierte wird ganz eindeutig die akademische Freiheit bedroht, da sie die Möglichkeit der Majorisierung eines Hochschullehrers durch die Fakultät in sich birgt.

Die Reglementierung des Hochschulstudiums. Die Tatsache, daß der hessische Hochschulgesetzentwurf versucht, Probleme der Hochschulreform durch ein rein organisatorisches Gesetz zu lösen, die dadurch einfach nicht gelöst werden können, geht in ihrer ganzen Tragweite aus den Bestimmungen über die Reglementierung des Hochschulstudiums hervor (§ 16, Abs. 3). Es werden die

Fakultäten dafür verantwortlich gemacht, daß die Studenten innerhalb der vorgeschriebenen Zeit in sachgerechter Reihenfolge über alle notwendigen Fächer ihres Studienbereiches Vorlesungen, Übungen und andere Unterrichtsveranstaltungen besuchen und ihr Studium abschließen können. Hierfür haben die Fakultäten langfristige Studienordnungen aufzustellen und regelmäßige Studienberatungen durchzuführen. Schließlich „wirken die Fakultäten zusammen mit den Prüfungsämtern und den Prüfungsorganen darauf ein, daß die Studenten in der Regel die in den Prüfungsordnungen festgesetzten Studienzeiten einhalten“. Im Abschnitt über Studenten und Studentenschaft ist von solchem Ansinnen allerdings nicht die Rede (§ 30, Abs. 4).

Der Reglementierung des Hochschulstudiums, die in Hessen beabsichtigt ist, steht das Konzept der Hochschulen über eine Kolleg- und Ausbildungsreform gegenüber, durch die die freie Entfaltung der Studierenden nicht beeinträchtigt wird. Der gleiche Grundsatz wird im Bundesforschungsbericht I vertreten.

Die heute, übrigens bei weitem nicht in allen Fakultäten gleichermaßen ausgeprägte Tendenz zur Studienzweilängerung ist keineswegs ausschließlich durch die Organisation der wissenschaftlichen Hochschulen bedingt. Die Starrheit von Bestallungs- und Prüfungsordnungen behindert in einigen Fakultäten entschieden die Möglichkeit, eine Verkürzung der Studiendauer zu erreichen. So war z. B. in der neuen Bestallungsordnung für Ärzte, die vom Bundesgesundheitsministerium vorbereitet wird, die Verlängerung des Studiums um ein Semester vorgesehen. Der Entwurf wurde auf Argumente des Medizinischen Fakultätentages hin zunächst zurückgestellt. Einer effektiven Studienreform kann nicht durch Reglementierung des Studiums mit festgelegten Studienzeiten, sondern nur durch seine elastische Gestaltung mit der Einführung von Zwischenprüfungen der Weg eröffnet werden. Solche Ansätze, die trotz des Massenandranges zum Studium z. B. in Gießen gemacht werden, würden durch die Bestimmungen des hessischen Gesetzentwurfes zum Scheitern verurteilt. Die abgesunkenen Abiturleistungen retardieren ihrerseits wiederum das Studium vor allem in den philosophischen und naturwissenschaftlichen Fakultäten; und die Frage der Seminar- und Praktikplätze sowie der Studienplätze überhaupt ist ein entscheidender Punkt, der die Abhängigkeit eines Erfolges der Studienreform von den von der Gesellschaft eingebrachten Investitionsmitteln erkennen läßt.

Eine von allen äußeren Begebenheiten unabhängige Begrenzung des Erfolges einer Studienreform durch die wissenschaftlichen Hochschulen ist durch eine Abnahme der Bereitschaft von Studenten gekennzeichnet, sich vorbehaltlos, sozusagen mit Haut und Haar, dem Studium zu widmen. Hier wird eine eindeutige Begleitkrankheit des Wohlstandsstaates und der Wohlstandsgesellschaft offenbar, die zum Ergebnis hat, daß der einzelne, auch als Student, seine Arbeitszeit beschränkt sehen möchte, sein Engagement nur mit

Vorbehalt trifft, sein soziales Prestige, bemessen am Realverdienst, gehoben sehen will und mit einem geringstmöglichen Aufwand an persönlichem Einsatz und Energie ein größtmögliches Kapital an Wissen erwerben möchte. Diese Tendenz betrifft nicht die Elite, wird aber mit zunehmender Vermassung auch der Studenten immer deutlicher.

Eine Einengung der akademischen Freiheit des Lehrenden und insbesondere des Lernenden durch Reglementierung des Studiums würde, bei aller Notwendigkeit der Studienplanung und der Studienberatung, die eigentliche Aufgabe der Universität in ihr Gegenteil verkehren. Die Unterrichtsgestaltung im Sinne einer Fachschule würde die gefährliche Tendenz unterstützen, sich Wissenstoff passiv anzueignen, anstelle ihn sich selbst zu erarbeiten, zu durchdenken und zu verarbeiten. Der eigentliche Zweck des Universitätsstudiums, vom Zweifel an der Materie auszugehen, würde in reine Passivität umgewandelt. Die Beflügelung der Phantasie würde von amorpher Nivellierung abgelöst. Wir können von der Aufgabe der wissenschaftlichen Hochschule nicht abgehen: Die geistigen Güter sind nur mit ganzem Einsatz der Person zu erringen, und es ist nicht ihr Wesen, daß sie sich unmittelbar in bare Münze umsetzen lassen.

Ich habe in meinen skizzenhaften Ausführungen nur einige Punkte des hessischen Gesetzentwurfes herausgreifen können, um seine **G r u n d t e n z** zu charakterisieren. Andere, aus denen gleichfalls hervorgeht, daß ein Fortschritt nur von einer Intensivierung der **Lehrtätigkeit** der wissenschaftlichen Hochschulen erwartet wird, mußten unerwähnt bleiben, wie die Verlängerung der Vorlesungszeit und die Verpflichtung der wissenschaftlichen Hochschulen, sich der wissenschaftlichen Fortbildung Berufstätiger anzunehmen, auch wenn diese nicht akademisch ausgebildet sind (Begründung zu § 2, Abs. 3).

Ich glaube, daß es verstanden werden kann, wenn die hessischen wissenschaftlichen Hochschulen aus ihrer Verantwortung für die Zukunft heraus dem Gesetzentwurf nicht zustimmen können. Sie hoffen, nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen zukünftiger Generationen von Akademikern, auf eine Entwicklung, in der Ressentiments abgebaut und Spannungen beseitigt werden sowie eine echte Zusammenwirkung wiederhergestellt wird. Die Bewahrung, Vertiefung und Vermehrung der geistigen Güter unter Einsatz der ganzen Person sollte oberstes Ziel von Lehrern, Lernenden und staatlichen Instanzen sein und bleiben.

Walther Klüpfel (1888–1964)

Am 16. September 1964 verstarb Dr. phil. nat. WALTHER KLÜPFEL, außerplanmäßiger Professor für Geologie und Paläontologie, im Alter von 76 Jahren. Mit ihm ist ein ebenso origineller Forscher wie begeisterter akademischer Lehrer aus dem Lehrkörper der Justus Liebig-Universität abberufen worden, in den er 1922 als Privatdozent eingetreten war. Versucht man, den Lebensweg KLÜPFELS nachzuzeichnen, so wird man gewahr, wie eng das Einzelschicksal dieses Mannes mit dem historischen Geschehen in unserem Vaterlande verknüpft war und wie sein Lebensweg auch immer wieder von den Geschehnissen seiner Universität bestimmt wurde.

WALTHER KLÜPFEL wurde am 28. Mai des Dreikaiserjahres 1888 in Heidelberg geboren. 1896 führte ihn die Versetzung seines Vaters nach Metz in eine Landschaft, die für seine erste wissenschaftliche Entwicklung von entscheidender Bedeutung werden sollte; denn er gehörte einer Generation von Geologen an, die aus Leidenschaft für die Erkenntnis der Erde, ihres Baues und ihrer Entwicklung zur Universität kamen und für die es fast eine Selbstverständlichkeit war, daß sie die ersten Kenntnisse ihres Studienfaches schon als Schüler in der heimischen Landschaft erworben hatten. WALTHER KLÜPFEL hatte darüber hinaus bereits zwanzigjährig eine wissenschaftliche Studie über Phosphorite des lothringischen Juras veröffentlicht, bevor er 1909 sein Studium in Straßburg begann.

Während der Studienjahre, die ihn nach Heidelberg, Berlin, Wien und wieder zurück nach Straßburg führten, war er als geologischer Gutachter für den lothringischen Eisenerzbergbau tätig und ging weiterhin eigenen Forschungen über die Landschaftsgeschichte und über die nutzbaren Gesteine seiner zweiten Heimat Lothringen nach. Sie fanden ihren Niederschlag in einer Reihe von Veröffentlichungen, die bereits vor seiner Dissertation erschienen, und 1911 wurden sie von der Académie de Metz durch Verleihung der Großen Goldenen Medaille an den Studenten der Geologie gewürdigt. Auch das Thema der Dissertation, mit der KLÜPFEL am 23. Februar 1914 magna cum laude in Straßburg promovierte, lautete *Über den Lothringer Jura*.

Unmittelbar nach seiner Promotion trat KLÜPFEL Ostern 1914 in den Dienst des Vereins für Bergbauliche Interessen in Metz. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges meldete er sich als Kriegsfreiwilliger und wurde teils als Pionier an der Front, teils als Kriegsgeologe in dem ihm vertrauten Lothringen eingesetzt. Er gehörte damit dem Kreis junger Geologen an, die erstmalig ihre Fachkenntnisse für die Landesverteidigung nutzbar machten. KLÜPFEL stellte als Kriegsgeologe u. a. die Trinkwasserversorgung der Front im Priesterwald sicher, wofür ihm das Eiserne Kreuz II. Klasse verliehen wurde.

Das Kriegsende beraubte KLÜPFEL nicht nur seiner Heimat, sondern auch seiner Heimatuniversität Straßburg, an der eine Habilitation bereits eingeleitet war. Nach kurzer Assistententätigkeit an der Preußischen Geologischen Landesanstalt ging er daher in die Praxis und war als Montangeologe für die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hütten AG Dortmund im Eisenerzrevier Amberg, im Braunkohlenrevier Regensburg, im Eisenerz des Weserberglandes und in den Raseneisensteinvorkommen Dänemarks tätig. Diese Tätigkeit bot ihm nicht nur das zum Lebensunterhalt notwendige Einkommen, vielmehr wußte er die Ergebnisse seiner Arbeiten wissenschaftlich zu nutzen, wie die von 1919 bis 1924 veröffentlichten Publikationen erweisen.

Aus dieser Praxis erwuchs auch eine Untersuchung *Zur geologischen und paläogeographischen Geschichte von Oberpfalz und Regensburg, zugleich von den Grundlagen der Eisen- und Braunkohlenindustrie*, auf Grund deren KLÜPFEL am 8. März 1922 an der Ludwigs-Universität in Gießen die *venia legendi* für das Fach Geologie erhielt. Seine Habilitation und fruchtbarsten Forscherjahre fielen in die Zeit schwerster wirtschaftlicher Not, welche die wissenschaftlichen Hochschulen oft in eine verzweifelte Lage versetzte. Schon vor der Habilitation war er daher von dem damaligen Direktor des Geologisch-Paläontologischen Instituts in aller Form darauf aufmerksam gemacht worden, daß er auf eine pekuniäre Unterstützung seitens der Universität kaum zu rechnen habe, und es ist heute schwer begreiflich, daß in jenen Jahren von Fakultät und Senat periodisch gestellte Anträge, ihn mit einem besoldeten Lehrauftrag zu betrauen, ebenso regelmäßig der ministeriellen Ablehnung anheimfielen. Als Grund wurde „die trostlose Finanzlage des Staates“ genannt. Ebenso fehlte selten der Trost spenden sollende Hinweis, daß es die *venia* des Herrn Dr. KLÜPFEL ohne weiteres erlaube, die notwendigen Vorlesungen und Übungen abzuhalten, so daß der akademischen Lehre durch Ablehnung des Lehrauftrages kein Schaden erwüchse.

Es ist sicher, daß alle die Schwierigkeiten, Widrigkeiten und Mißheiligkeiten, unter denen WALTHER KLÜPFEL in den besten Jahren seiner Schaffenskraft zu leiden hatte, letzten Endes auf diese allgemeine Misere zurückzuführen sind.

Daher war für ihn, der seinen Lebensinhalt in der Verknüpfung von Forschung, Lehre und Praxis sah, immer wieder notwendig, seinen Lebensunterhalt in der Praxis zu suchen. So findet man ihn in diesen Jahren als wissenschaftlichen Mitarbeiter der Seismos GmbH in Deutschland und in Kalifornien tätig, und so kam er auch bald in Kontakt mit der heimischen Steinbruchindustrie, die er bis an sein Lebensende erfolgreich beraten hat. Das schönste Echo auf diese praktische Tätigkeit kann man noch heute in der näheren und weiteren Umgebung seiner neuen hessischen Wahlheimat hören: es ist die uneingeschränkte Anerkennung, die

Betriebsleiter und Steinbruchbesitzer „ihrem Professor“ für seine Hilfe zollen.

Die Berührung mit den Basalten des Westerwaldes und Vogelsberges führte KLÜPFEL an das Forschungsobjekt, das ihn bis in die letzten Tage seines Lebens am meisten beschäftigen sollte: Die vorzeitlichen Vulkane Deutschlands und die Probleme des gegenwärtigen und vorzeitlichen Vulkanismus. Als einer der ersten erkannte er, daß viele der tertiären Basaltdecken keine Oberflächenergüsse von Laven, sondern flache, in die Sedimente und vulkanischen Tuffe eingedrungene Intrusionen sind. Aus dieser Erkenntnis leitete er dann aber das von ihm zum Gesetz erhobene Postulat ab, daß der „Altvulkanismus“ sich grundsätzlich von dem quartären und gegenwärtigen „Neuvulkanismus“ durch das Fehlen von Ergüssen unterscheidet. Dieses Postulat, in unzähligen Aufsätzen, Vorträgen und Diskussionsbemerkungen temperamentvoll, ja oft genug mit verbissener Leidenschaft vertreten, fand allerdings nicht die Zustimmung der Fachgenossen.

Eng verbunden mit den Problemen des tertiären Vulkanismus in Hessen ist die Klärung der voraufgehenden, gleichalten und nachfolgenden Ablagerungen und ihres geologischen Alters. Auch dieser Aufgabe wandte sich KLÜPFEL zu, ohne mit den ihm zur Verfügung stehenden Methoden der Feldgeologie zu eindeutigen und endgültigen Ergebnissen gelangen zu können. So finden wir in seinem Schriftenverzeichnis immer wieder Aufsätze oder Tabellen zur Frage der Tertiärstratigraphie, die sich in ihrem Inhalt oft widersprechen. Hierin spiegelt sich der Wandel und das Wachsen von KLÜPFELS Auffassungen, die er selbst schonungslos widerrief, wenn er glaubte, zu besseren Erkenntnissen gelangt zu sein. Daß erst in den letzten zwei Jahrzehnten die Pollen- und Sporenanalyse gesicherte Aussagen über die Altersstellung vieler terrestrischer und limnischer Tertiärablagerungen gestattete, hat er wohl widerstrebend anerkannt.

Von KLÜPFELS Wirken als akademischer Lehrer zeugen zahlreiche in den Jahren 1930—1936 von Schülern verfaßte Dissertationen und andere wissenschaftliche Arbeiten. Im Kolleg trug er, jedenfalls in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, vorzugsweise seine persönlichen Forschungsergebnisse und Ideen vor, ohne Rücksicht, ob diese mit den Auffassungen der Lehrbücher übereinstimmten, ja, bewußt im Gegensatz zu ihnen, um seine Hörer zum Nachdenken und zur Kritik zu erziehen.

Schmerzlich mußte es ihn treffen, daß seine akademische Laufbahn nicht zu dem erhofften Ziele führte. Zwar wurde er schon am 8. Februar 1927 auf Grund „beachtenswerter origineller Arbeiten, deren Gründlichkeit und Gediegenheit hervorgehoben wird“ zum a. o. Professor ernannt, doch erst 1928 kam der inzwischen Vierzigjährige in den Genuß einer sogenannten Altassistentenstelle mit den Monatsbezügen von 250,— Reichsmark, die später auf 467,33 RM brutto erhöht wurden! Und auch diese Stelle bot keine Sicherheit und wurde sogar 1934 gekündigt. Es bedurfte erheblicher Anstren-

gungen, die Kündigung rückgängig zu machen, und nach vielem Hin und Her wurde dem inzwischen achtundvierzigjährigen Professor im Jahre 1936 ein Privatdozentenstipendium gewährt. Mit 51 Jahren endlich erfolgte die Ernennung zum apl. Professor „neuer Ordnung“ und zum Diätendozenten, die eine gewisse wirtschaftliche Sicherung bedeutete.

Diese zeitbedingte Misere hat sicherlich dazu beigetragen, daß KLÜPFELS Verhältnisse im Geologischen Institut sich langsam zum Unguten wandelten. Die ersten Spuren hiervon finden sich in jahrelanger Ablehnung seines Ansuchens um Erweiterung der *venia legendi* auf das Gebiet der Paläontologie, um die er 1929 eingekommen war und die erst 1932 genehmigt wurde. Andere Mißhelligkeiten, die teils im Wesen KLÜPFELS selbst, teils aber wohl auch im unglücklichen Aufeinanderprallen schwieriger Charaktere im gleichen Institut begründet sein mögen, führten Anfang der dreißiger Jahre zu Spannungen, die für alle Beteiligten höchst unerfreulich gewesen sein müssen. Sie führten dann auch zu der wohl tiefsten Enttäuschung in KLÜPFELS Leben, daß er bei der Neubesetzung des Gießener Lehrstuhles im Jahre 1934 nicht in die engere Wahl gezogen wurde. Einen versöhnlichen Ausklang findet diese Epoche in einem Antrag des neuen Institutsdirektors aus dem Jahre 1935, Professor KLÜPFEL in Anerkennung seiner Lehr- und Forschungstätigkeit einen Lehrauftrag für das Gebiet der „regionalen Geologie Deutschlands“ zu erteilen, doch wurde auch dieser Antrag vom Reichsstatthalter in Hessen mit der Begründung abgelehnt, daß die erteilte *venia* zum Abhalten der genannten Vorlesungen ausreiche.

War KLÜPFEL 1914 alt genug zum Wehrdienst im Ersten Weltkrieg, so war er beim Ausbruch des Zweiten Weltkrieges noch jung genug zum abermaligen Kriegseinsatz. Als Pionierhauptmann und Kriegsgeologe diente er noch einmal drei Jahre.

Das Kriegsende und die Schließung der alten Ludwigs-Universität beraubten ihn, den 58jährigen, zum zweiten Male seiner Wirkungsstätte. Glücklicherweise konnten sein Können und seine Erfahrung der Nachbaruniversität Marburg nutzbar gemacht werden, wo er von 1947 bis 1949 den ordentlichen Lehrstuhl für Geologie und Paläontologie vertrat. Da die amerikanische Besatzungsmacht sein Gießener Haus beschlagnahmt hatte, zog er 1949 nach Marburg und blieb dort bis 1957 tätig. Bereits 1953 in den Ruhestand versetzt, kehrte WALTHER KLÜPFEL 1957 bei Freiwerden seines Hauses nach Gießen zurück, um an der wiedererrichteten Justus Liebig-Universität seine *venia legendi* wiederaufzunehmen und in Forschung und Lehre tätig zu sein.

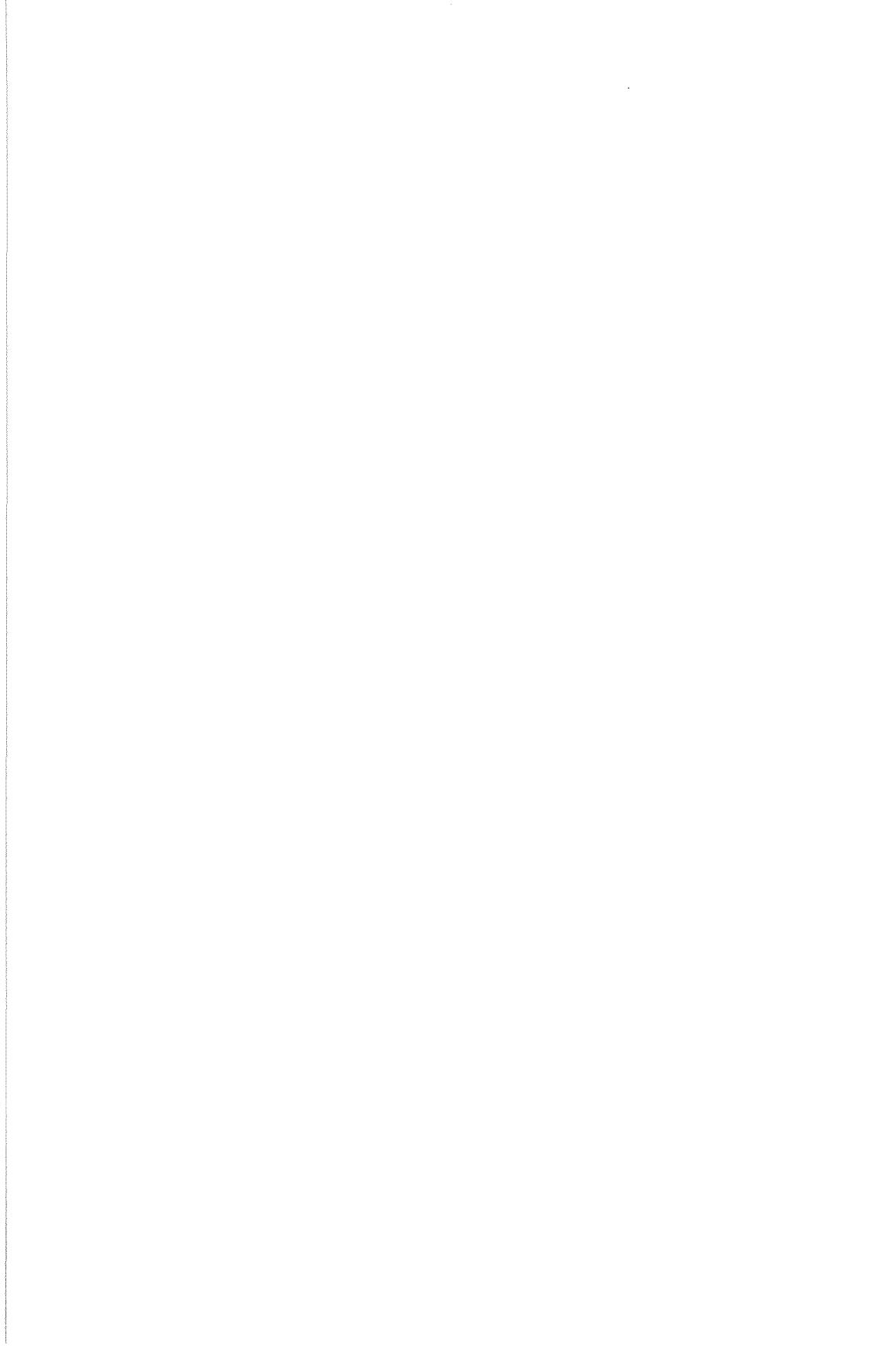
WALTHER KLÜPFEL war zeitlebens ein begeisterter Geologe. Seine Begeisterung konnte ihn dazu verleiten, ohne Rücksicht auf Umwelt oder Hörerkreis seine Beobachtungen und noch lieber seine hieraus abgeleiteten Vorstellungen zu erörtern, wobei ein alter Briefumschlag oder eine Papierserviette mit Skizzen bis zur Unkenntlichkeit angefüllt wurden. Er bezeichnete sich selbst wohl als „Feldgeolo-



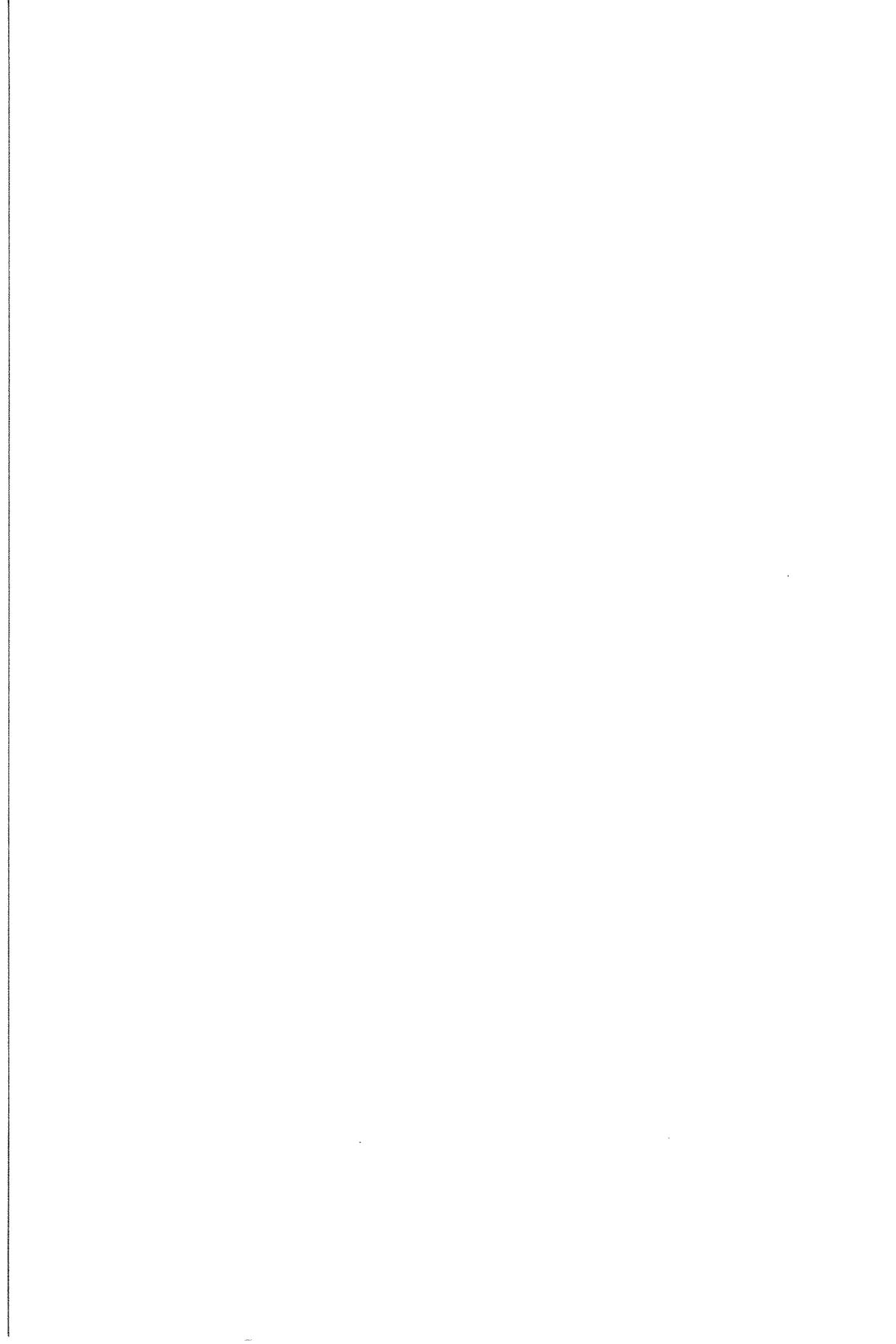
Walther Klüpfel

* 28. 5. 1888

† 16. 9. 1964



gen“, und in der Beobachtung im Gelände lag seine besondere Begabung, die er auf Schüler und Kollegen zu übertragen trachtete, immer dabei ihre Kritik herausfordernd. Seine Begeisterung für das selbst gewählte Fach ließ ihn auch die Enttäuschungen des Lebens überwinden, und in späteren Jahren fühlte er sich in seiner Stellung wohl auch ungebundener, als er in der Position eines Institutsdirektors gewesen wäre. Er war ein kompromißloser Verfechter der von ihm für richtig gehaltenen Vorstellungen und ein erbarungsloser Diskussionsredner, wenn es galt, die eigenen Anschauungen zu vertreten. Noch mit 75 Jahren zog KLÜPFEL mit Rucksack und Hammer ins Gelände, und mit einem gewissen Stolz berichtete er, wie er an der französischen Küste über seiner Arbeit von der Flut überrascht wurde und ihr mit knapper Not entging. Solange seine Kräfte es erlaubten, hielt er nach seiner Rückkehr an die Justus Liebig-Universität Vorlesungen und versäumte keines der Kolloquien, in denen er eifrig mitschrieb, „um nicht einzuschlafen“, wie er einmal verriet. Charakteristisch für ihn war es, daß er ein Festkolloquium anläßlich seines 75. Geburtstages energisch ablehnte, sich dann aber doch freute, daß einer seiner ältesten Freunde und Diskussionsgegner in einem Vortrage die geologischen Probleme des Westerwaldes behandelte, der Ausgangspunkt seiner vulkanologischen Studien gewesen war. Charakteristisch für ihn ist aber auch der Schlußsatz des Dankschreibens, das er als 70jähriger an den damaligen Rektor seiner Universität richtete: „Jedenfalls ist es meine feste Absicht, sofern mir noch einige Jahre vergönnt sind, auch für die neue Justus Liebig-Universität meinen gebührenden Beitrag zu leisten. Mit einem kräftigen Glückauf Ihr stets ergebener W. KLÜPFEL.“



tion zum Doktor der Medizin arbeitete GRAB mit dem Physiologen HERMANN REIN und dem physiologischen Chemiker KAPFFHAMMER eng zusammen.

Im Wintersemester 1930/31 wurde WERNER GRAB vorübergehend Mitarbeiter des späteren Nobelpreisträgers GEORG VON HEVESY. Diese wenigen Daten zeigen das universelle medizinische und naturwissenschaftliche Interesse des jungen Forschers und legen für die großzügige, auf seine Begabung und seine Interessen eingehende Wesensart seines damaligen Chefs Zeugnis ab.

1932 verheiratete sich GRAB mit der Tochter des Berliner Dermatologen FELIX PINKUS, Frau Dr. med. LUISE PINKUS, die ihm bis zu seinen letzten Lebenstagen eine immer verständnisvolle und treubesorgte Lebensgefährtin war.

Während seiner Freiburger Assistentenzeit führte GRAB eine Reihe selbständiger wissenschaftlicher Untersuchungen über die Beziehungen zwischen Hypophysen-Vorderlappen und Schilddrüse durch. Dieses damals besonders aktuelle Forschungsgebiet hat ihn auch später immer wieder fasziniert.

Die hoffnungsvoll begonnene wissenschaftliche Laufbahn wurde 1933 jäh unterbrochen, als die damaligen Machthaber WERNER GRAB aus politischen Gründen die Habilitation verweigerten. In dieser Situation wählte er den Weg in die Industrie und trat am 1. 10. 1933 als wissenschaftlicher Mitarbeiter in das Physiologische Labor der I. G. Farben (Wuppertal-Elberfeld) ein. Auf diese Weise konnte er auf dem Sektor der Vitamin- und Hormonforschung weiter tätig sein, mußte aber für lange Zeit auf jede Lehrtätigkeit verzichten. GRAB hat diesen politisch bedingten Wechsel seiner Arbeitsstätte nie als Zurücksetzung empfunden, gleichwohl er als leidenschaftlicher und begabter Lehrer sicher gerne den Weg in den Hörsaal offen gewußt hätte.

Die Kriegseignisse brachten abermals Veränderungen. Nach einer militärischen Grundausbildung (1939) und einer kurzen ärztlichen Tätigkeit in einem Reservelazarett wurde WERNER GRAB im Januar 1940 an das Physiologisch-Chemische Institut der Militärärztlichen Akademie, Berlin, versetzt. Unter Leitung von Prof. Dr. Dr. K. LANG konnte er kriegswichtige Forschungsarbeiten auf dem Gebiet der Ernährungswissenschaft durchführen. 1941/42 wurde diese Tätigkeit durch ein Frontkommando zu einem Feldlazarett in Nordrußland unterbrochen. 1944 wurde das Physiologisch-Chemische Institut der Militärärztlichen Akademie von Berlin nach St. Johann/Tirol verlagert, wo GRAB das Ende des Zweiten Weltkrieges erlebte. Nach kurzer US-Gefangenschaft konnte er Ende 1945 seine Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Pharmakologischen Institut in Elberfeld wieder aufnehmen. In dieser Zeit befaßte er sich mit verschiedenen Arbeiten auf dem Gebiete der Behandlung von Epilepsie, Rheuma, Leberschäden, Blut- und Stoffwechselkrankheiten.

Im Juni 1947 wurde GRAB an der Medizinischen Akademie Düsseldorf die lange versagte Anerkennung als akademischer Lehrer

In memoriam Werner Grab

Am 25. Januar 1965 verlor die Medizinische Fakultät der Justus Liebig-Universität einen ihrer beliebtesten akademischen Lehrer, den Direktor des Pharmakologischen Institutes Gießen, Prof. Dr. med. WERNER GRAB. Kollegen und Schüler betrauern die Abberufung eines Mannes, dessen Energie und Unternehmungsgeist die Arbeit unserer Universität noch viele Jahre hätte befruchten können.

WERNER GRAB wurde am 9. Mai 1903 in Hengersberg/Niederbayern als Sohn des Landarztes Dr. Eugen Grab geboren. Von seinem aus dem südlichen Württemberg stammenden Vater ererbte er manche typisch schwäbische Eigenart, vor allem aber den unermüdlichen Fleiß, die Genügsamkeit und Sparsamkeit. Seine Mutter, eine gebürtige Münchnerin, mag ihm seinen Charme, seine Weltoffenheit und seine musischen Ambitionen mit auf den Weg gegeben haben. Das niederbayerische Donauland nahe der österreichischen Grenze, die Kulturschätze der alten Bischofsstädte Passau und Regensburg und die seinem Heimatort benachbarte Benediktinerabtei Niederalteich boten ihm zweifellos die frühen Eindrücke, welche neben anderen die späteren außerberuflichen Interessen WERNER GRABS geprägt haben. Nur selten findet man unter Medizinern Persönlichkeiten, denen ein so ausgeprägter Sinn für historische Zusammenhänge eigen ist, wie ihn WERNER GRAB hatte. Oft erregte er das Erstaunen seiner Freunde und Schüler, wenn er völlig unvorbereitet scheinbar nebensächliche geschichtliche Ereignisse in allen Einzelheiten in der farbigsten Weise schilderte.

Nach den in Deggendorf und Regensburg verbrachten Schuljahren begann GRAB 1921 sein Medizinstudium an der Universität Münster, wo er 1923 das Physikum bestand. Nach dem damaligen Brauch absolvierte der junge Mediziner sein klinisches Studium an verschiedenen Universitäten, um einen möglichst umfassenden Einblick in die damals noch stark divergierenden Auffassungen der einzelnen medizinischen Schulen zu gewinnen. Nach klinischen Semestern in München, Tübingen, Wien und Freiburg legte er 1926 in Freiburg i. Br. das Staatsexamen ab. Wahrscheinlich war es die Freiburger Studienzeit, in der er die entscheidenden Impulse für seine engere Berufswahl empfing. Oft erzählte er in späteren Jahren von den Vorlesungen des damals in Freiburg lehrenden Pharmakologen PAUL TRENDELENBURG.

Nach dem Examen trat GRAB als Medizinalassistent in die Klinik des bekannten Internisten EPPINGER in Freiburg ein, entschloß sich aber Ende des Jahres 1927, von der klinischen Laufbahn in die theoretische Medizin hinüberzuwechseln. Im Oktober 1927 wurde er planmäßiger Assistent am Pharmakologischen Institut Freiburg, dessen Leiter damals Prof. Dr. JANNSEN war. Nach seiner Promo-



Werner Grab

* 9. 5. 1903

† 25. 1. 1965

zuteil. Schon 1949 folgte die Ernennung zum apl. Professor. GRAB hat in Düsseldorf nicht nur regelmäßig Vorlesungen über Pharmakologie, sondern auch über sein Lieblingsgebiet, die pathologische Physiologie, gehalten. Er betrachtete seine Lehrtätigkeit nie als besondere Belastung, sondern eher als Entspannung und Ausgleich.

1957 erhielt Professor WERNER GRAB einen Ruf auf den Lehrstuhl für Pharmakologie an der Justus Liebig-Universität Gießen. Bereits im Wintersemester 1957/58 nahm er in Gießen unter primitivsten Verhältnissen seine Lehrtätigkeit auf. Das Pharmakologische Institut unserer Universität war durch Kriegseinwirkung zerstört worden. Letzte Ausrüstungsreste befanden sich damals im Kerckhoff-Institut, Bad Nauheim. In behelfsmäßigen, zu einer pharmakologischen Forschung ungeeigneten Räumen in der Villa Rinn trieb GRAB den Aufbau seines neuen Institutes in der Rudolf-Buchheim-Straße voran. Ende 1960 konnten die ersten Laboratorien des neuen Hauses bezogen werden. Die offizielle Einweihung des Institutes im Juli 1962 war der letzte Höhepunkt im Leben WERNER GRABS. Er konnte ein modern eingerichtetes Institut, das sowohl physiologische wie biochemische und radiochemische Untersuchungen erlaubte, seiner Bestimmung übergeben. Es war ein Tag voller Hoffnungen auf die nunmehr wieder möglichen experimentellen Arbeiten. Doch die Zeit, die ihm noch zu arbeiten vergönnt war, wurde durch eine unabwendbare schwere Krankheit zu kurz bemessen. Bis in seine letzten Tage hinein schmiedete er Pläne für neue wissenschaftliche Arbeiten. Noch zu Beginn des Wintersemesters 1964/65 hielt er, damals schon von seiner schweren Erkrankung gezeichnet, die Hauptvorlesung, bis ihn seine Kräfte verließen. Eine solche Haltung sollte allen akademischen Lehrern und Studenten ein Vorbild sein.

WERNER GRAB war ein begeisterungsfähiger und zum Begeistern fähiger Hochschullehrer, der seinen Hörern durch lebhaften und plastischen Vortrag vieles zu geben verstand, was in den Lehrbüchern nicht verzeichnet war. Seine Pharmakologie war angewandte Biologie, vollgefüllt mit oft eigenwilligen Ideen und Deutungen, immer bedacht auf die letzte Zielsetzung unseres Faches, dem kranken Menschen und Haustier zu nützen. Seine besondere Liebe gehörte der Pathophysiologie und Pharmakologie der Schilddrüse, der er auch sein literarisches Hauptwerk gewidmet hat. Viel Zeit und Mühe schenkte er der ärztlichen Fortbildung in Gießen und auch in anderen Städten und bereicherte sie durch viele hervorragende Übersichtsreferate und Diskussionen. In den Jahren 1961 bis 1963 war Professor Dr. WERNER GRAB Vorsitzender der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Gießen — Medizinische Abteilung —, bei deren Vortragsveranstaltungen er fast nie fehlte.

WERNER GRABS Tod bedeutet für die Medizinische Fakultät unserer Universität einen schmerzlichen Verlust. Seine Freunde und Schüler verloren in ihm einen Menschen von besonderer Prägung, dessen Bild nicht so schnell aus ihrem Gedächtnis entschwinden wird.

In memoriam Harald Teichmann (1924–1965)

Es waren hohe Erwartungen in diesem Dasein, aber auch die Unrast war in ihm, diesen Erwartungen zu entsprechen. Die Überzeugung, es bedürfe eines rational geordneten Planes mit in ihm vorgesteckten Zielen, die Möglichkeiten der Welt sich gefügig zu machen, war für HARALD TEICHMANN fast wie ein Befehl. War ihm so das Glück des Wartenkönnens verwehrt, blieb auch das Glück der Leistung immer nur kurz: Am jeweiligen Ort gebar es neue Wachsamkeit nach vorne.

Auch die Pausen, die er sich erlaubte, standen im Dienst gegen die Lässigkeit, nunmehr gegen die des Körpers: Ihrer Forderungen wegen liebte er die Berge, und der Kletterer und Schiläufer nahm im vergangenen Jahr noch Segelunterricht, um auch auf dem Wasser sich bewähren zu können. Mit der Härte der Selbstabforderung, die auch die Nachwirkung einer Kriegsverwundung überwand, schlug er manchesmal sich selbst. Andererseits wußte er vom Gewinn des Risikos: In vielen Sätteln gerecht war er der geborene Leiter von zoologischen Exkursionen, und je expeditionsmäßiger es dabei zuging, mit Zelten und Abkochen, desto lieber war ihm das für sich und seine Studenten. Dank und Anhänglichkeit kamen ihm dafür zurück, wie immer, wenn für Erlebnisse Leistungen verlangt werden.

Unter den Landschaften des mediterranen Raumes, die HARALD TEICHMANN sich so erobert hatte und deshalb liebte, bekam Korsika den höchsten Rang. Das erschien uns immer wie ein Beispiel für die Anziehungskraft des Bezügliehen. So wie er war und wie er aussah, hätte er korsischer Abstammung sein können.

Doch waren es nicht nur die Anlagen, die TEICHMANNs Wesen bestimmten; geprägt hat ihn auch der Zwang, unter den seine Generation geriet. Das Gefühl, kostbare Jahre verloren zu haben, blieb eine unablösbare Hypothek.

In Bunzlau in Schlesien wurde HARALD TEICHMANN als Sohn des heutigen Oberstudiendirektors i. R. Dr. JOHANNES TEICHMANN geboren. Jahrgang 1924: Das bedeutete zwangsläufig Arbeitsdienst, Wehrdienst, Kriegsdienst, Verwundung, Gefangenschaft. Nach solchen Jahren begann er sein Studium mit allen Symptomen einer aus dem Eingesperrtsein ausbrechenden Aktivität. München wurde ihm zur Wahlheimat. Bereits 1950 wurde er am dortigen Zoologischen Institut bei Prof. KAHMANN promoviert mit einer Untersuchung über den Vorderdarm eines Fisches, die er, bemerkenswert, „Eine morphologisch-entwicklungsgeschichtliche Studie unter Berücksichtigung funktioneller Gesichtspunkte“ nannte. 1952 bestand er das Staatsexamen für das Höhere Lehramt in den Fächern Biologie, Chemie und Erdkunde mit Auszeichnung, 1953 legte er die Pädagogische Staatsprüfung ab und wurde Studienassessor. Mit einer genuinen

Begabung zum Lehren unterrichtete er in der Höheren Schule, und das lebendige Interesse für diese ist ihm zeitlebens geblieben.

Bewunderswerte Intensität der Leistung: Während der gleichen Zeit, seit 1951, gehörte TEICHMANN dem Mitarbeiterkreis von Prof. KARL VON FRISCH am Zoologischen Institut München an. Glückliche Fügung und Bedrängnis zugleich: Ein Institut mit Weltgeltung durch die Persönlichkeit seines Leiters, zugleich ein Ort der Stauung von jüngeren Wissenschaftlern in den kümmerlichen Nachkriegsjahren.

Wenn die Zahl der Assistentenstellen bis gegen Ende der 50er-Jahre in allen Instituten der Bundesrepublik ganz unzureichend blieb, so ist die Hilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft nicht hoch genug einzuschätzen. HARALD TEICHMANN war fünf Jahre Forschungsstipendiat, eine ungewöhnlich lange Zeit; nur die anerkannte Originalität und Qualität seiner Untersuchungen haben das ermöglicht. Der Einfluß der Münchener Schule ist unverkennbar, wenn TEICHMANN sich der Sinnesphysiologie frühzeitig zugewendet hat. Im Problemgebiet des Geruchssinnes bei Fischen galt er bald als einer der führenden jungen Forscher. Prüfungen der Riechschärfe beim Aal waren bisher immer gescheitert, da Dressuren durch Belohnung mit Futter mißlangen. TEICHMANN fand ein Dressurverfahren, den Aal mit dem ihm angenehmen Aufenthalt in einer Röhre zu belohnen, und kam nun zu Resultaten. Die waren verblüffend genug: Ein Aal hat im Wasser eine Riechschärfe, die der eines luftlebenden Nasentieres, z. B. des Hundes, nicht nachsteht. Damit taucht auch die Frage auf, die TEICHMANN beschäftigt hat, ob der Aal den Weg auf seiner bisher so rätselhaften Wanderung zum Laichplatz und ob seine Jungtiere den Weg zurück in die Heimatgewässer der Eltern mit Hilfe des Geruchssinnes finden. Sehr wahrscheinlich ist dem so. In einem ausgezeichneten Sammelreferat über „Die Chemorezeption bei Fischen“ hat TEICHMANN 1962 uns alles übersichtlich dargeboten, was wir heute über Geruchs- und Geschmackssinn bei Fischen wissen.

Als ich im Jahre 1958 an HARALD TEICHMANN herantrat, ob er bereit wäre, nach Gießen zu kommen mit der Aufgabe, die uns noch fehlende Vergleichend-Physiologische Abteilung aufzubauen, hatte ich nicht nur seine sinnesphysiologischen Arbeiten vor Augen. Mir imponierte seine deutliche Breite im Gesamtgebiet der Zoologie. TEICHMANN war mit Überzeugung ein Gegner des sich ausbreitenden Spezialistentums und gab ein Beispiel, wie ihm zu beegnen wäre. So genügte es ihm nicht, das Geruch-Sinnesorgan der von ihm auf ihre Geruchsleistungen geprüften Tiere im fertigen Zustand zu kennen — auch die Anlagen und die Ausbildung der Nase sollten mit einbezogen werden in das Gesamtbild der organismischen Leistung.

Die neue Fragestellung verlangte eine neue Methodik, die des Entwicklungsphysiologen. TEICHMANN ging zu OTTO MANGOLD auf den Heiligenberg und lernte von ihm das Operieren an Molchkeimen. Es war nicht nur die Methodik, die er dort lernte. Wie überall



Harald Teichmann

* 19. 8. 1924

† 16. 2. 1965



gewann er rasch menschliche Kontakte, und das Zusammenleben und Zusammenarbeiten mit der von MANGOLD inspirierten Mannschaft auf dem Heiligenberg gehörte zu seinen ihm kostbaren Bereicherungen. In solchen Gemeinschaften sind die Aufgaben der Wissenschaft ja nicht aufgelagert auf das tägliche Dasein, sondern sie durchtränken es ganz mit den zu allen Stunden des Tages möglichen Diskussionen, mit dem Wechselspiel von gegenseitiger Stimulation und Kontrolle bei dem Bemühen um ein gültiges Wissen vom gemeinsamen Objekt.

Damals erschloß sich TEICHMANN ein zweites Forschungsgebiet und kam bald mit einer Folge von Arbeiten zu bemerkenswerten Ergebnissen, die dann in einem Aufsatz zur Festschrift MANGOLD „Gestaltungsprinzipien der Nase von *Triturus*“ eine erste Zusammenfassung gefunden haben. Von den Amphibien wandte er sich später den experimentell spröderen Fischen zu, und seine letzte Publikation betrifft Experimente zur Nasenentwicklung der Regenbogenforelle. Mit diesen Arbeiten hat HARALD TEICHMANN sich auch als Entwicklungsphysiologe ausgewiesen; die Kombination dieser Kompetenz mit der zur Sinnesphysiologie war einmalig und versprach, auch in Zukunft fruchtbar zu werden.

Doch war die „Wachsamkeit nach vorne“, von der ich sprach, auch auf dieser Ebene des Erreichten und Anerkannten bei TEICHMANN rege. Der Nachweis von Sinnesleistungen mit Hilfe von Dressuren, mit Lohn- und Strafreizen, hat methodisch bedingte Unschärfen — zwischen dem Reiz und der Reaktion liegt der Organismus mit der hohen Komplikation individuell verschiedener, ständig wechselnder innerer Bedingungen für seine Antworten. Objektive, meßbare Werte für die Erregung von Sinnesorganen geben nur die an der einzelnen Sinneszelle abgeleiteten elektrischen Potentiale. Eine subtile Methodik ist für diese „Elektrophysiologie“ in den letzten Jahrzehnten entwickelt worden und hat den hohen Perfektionsgrad elektronischer Meßinstrumente zur Voraussetzung. TEICHMANN ging zu AUTRUM nach München, um diese Methodik zu lernen. Als er im Sommer 1964 sich entschloß, ein halbes Jahr Urlaub zu nehmen, hatte er das Ziel vor Augen, dieser Ausbildung den besten Abschluß zu geben, der denkbar war — er ging zu BEIDLER, der im Rahmen der Florida State University eines der in den Staaten führenden Institute für die moderne Elektrophysiologie entwickelt hat.

Die innere Vorgeschichte zu diesem Entschluß liegt in den Gießener Jahren von 1958—1964. Als ich mit TEICHMANN verhandelte, ob er nach Gießen kommen würde, hatte ihm der Nachfolger von KARL VON FRISCH, HANSJOCHEM AUTRUM, die Habilitation bereits zugesagt, und sie fand dann auch in München im Februar 1959 statt. Unsere Fakultät vollzog alsbald die Umhabilitation, und TEICHMANN begann seine Arbeit als Privatdozent am Zoologischen Institut Gießen.

TEICHMANN hat es sich, seiner Art nach, nicht leicht gemacht, und wenn er — könnten wir ihn heute noch fragen — sagen würde, auch wir hätten es ihm nicht leicht gemacht, so sollten wir ihn verstehen. Eine Institutsgemeinschaft, die in Jahren zusammengewachsen ist, hat ihr meist schon ein wenig ritualisiertes Gleichgewicht. Ein „Neuer“ erscheint allein schon dadurch, daß er von außen hereinkommt, als eine Störung. Ist dieser Neue entschieden neu, ist er so profiliert nach Denkweise und Zielen, wie TEICHMANN es war, so wird man begreifen, daß es zunächst einen Zeitabschnitt gab, in dem alle die Stacheln sträubten. Eine Befriedung im Sinne lediglich gegenseitiger Duldung wäre dann ein klägliches Ziel für den Institutsleiter. Es gehört zu seinen schönsten Aufgaben, neue und eigenwillige Kräfte in ein neues Zusammenspiel mit den bereits vorhandenen zu bringen und damit zu einer neuen Ebene gemeinsamer Leistung zu kommen. Ich habe die dankbare Erinnerung an die mit HARALD TEICHMANN gemeinsamen Jahre, daß uns dies schließlich ganz eindeutig gelungen war, uns und ihm.

Wie schwer es TEICHMANN schon rein sachlich hatte, als er nach Gießen kam, mag daraus abgelesen werden, daß zum Aufbau des Physiologischen Kurses, den er sich zur ersten Aufgabe gestellt hatte, nichts, aber auch wirklich gar nichts vorhanden war. Der Nachholbedarf einer Universität, die zwölf Jahre hatte kümmerlich vegetieren müssen, wurde hier an einem Einzelbeispiel deutlich. Mit selbstgebastelten Behelfen mußte der Anfang gemacht werden. Aber nach drei Jahren „stand“ der Kurs, war in der Ausstattung immer noch bescheiden, im Niveau aber eindeutig mit den besten Zoophysiologicalen Kursen an anderen Universitäten der Bundesrepublik zu vergleichen. TEICHMANN war mit seinem ebenso ehrwürdig alten wie geliebten VW mit der Münchener Nummer überall herumgefahren und hatte sich angesehen, „wie es die anderen machen“.

Hierbei kam eine Begabung von TEICHMANN heraus, die einzigartig war und unersetzlich bleiben wird: Er kannte die personelle Struktur der deutschen Zoologischen Institute bis in die Schicht der Doktoranden hinein, er hatte überall persönliche Kontakte; und das gedankliche Spiel in dem Felde, das man die „Zoologie-Politik“ nennen könnte — er liebte es und bewegte sich in ihm mit großer Entschiedenheit des Urteils. Wenn uns Ältere auf den Kongressen gelegentlich die Resignation zu überfallen drohte, weil da so viele junge Gesichter neu auftauchten, so genügte es, TEICHMANN zum Begleiter zu haben. Er wußte auf jede Frage: „Wer ist denn das eigentlich?“ eine erschöpfende Antwort.

TEICHMANNs präsentés Wissen ging aber weit über den Bereich unseres Faches hinaus. Wir hätten bei seiner Kenntnis der Studienpläne und Prüfungsordnungen keinen besseren Studienberater für die Studenten finden können als ihn, und als Vertreter der Nichtordinarien erwarb er sich, mit klarem Blick für kleine und große Probleme der Hochschulpolitik, bald in der Fakultät und im Senat

eine höchst angesehene Position. Wir verdanken ihm unter anderem ein ausgezeichnetes Memorandum über die Frage, wie man das Studium für die Lehrberechtigung an höheren Schulen vernünftiger mit den anderen Abschlußmöglichkeiten verbinden könnte, als dies bisher bei uns in der Bundesrepublik der Fall ist, im Gegensatz etwa zu den skandinavischen Ländern.

TEICHMANN schuf sich rasch in Gießen seinen Kreis von Schülern, denn er war Lehrer im schönsten Sinn des Wortes: Stimulierend, lenkend und für jeden, den er gewonnen hatte, alsbald auch bis in die menschlichen Bereiche hinein verantwortlich. Ich denke mit Bewunderung an die Akribie, mit der er von Florida aus die erste Niederschrift einer Dissertation auf vielen handgeschriebenen Seiten redigierte, und an die psychologischen Hilfen, die er fast unmerklich dabei gab. Das Feld der Aufgaben war breit, und wenn er sie stellte, blieben sie keineswegs beschränkt auf den Bereich seiner sinnesphysiologischen und entwicklungsphysiologischen Untersuchungen. Die Systematik und Ökologie der Heuschrecken pflegte er sein „hobby“ zu nennen, und die Passion war damit gut gekennzeichnet, mit der er sich dieser Gruppe zugewandt hatte. Aber er war längst einer der besten Kenner der europäischen Heuschrecken geworden, jede seiner Reisen und Exkursionen blieb als eine Stufe dieses Wissens in seinem Gedächtnis, und manche rasche Fahrt an einen besonderen Fundort schob er freudig ein, wenn es an der Zeit schien, sich vom Laboratorium zu erholen.

Die für die Gießener Universität so kennzeichnende Raumnot verlangt von fast allen Instituten, daß sie mit behelfsmäßigen Unterkünften zufrieden sein müssen, hat aber auch ihre positiven Seiten. Die Physiologische Abteilung des Zoologischen Institutes, deren Leiter HARALD TEICHMANN nun geworden war, bekam ein abbruchreifes Bürgerhaus zugewiesen, aber es war immerhin ein Haus; und TEICHMANN hatte nun dort alles beieinander, seine Schüler, die Kursräume, die Apparaturen. Wir hatten in der Folgezeit mit ihm unsere Freude daran, daß dort, fast gegen die Erwartung, eine fühlbare Geborgenheit, eine frohe und dabei effektive Arbeitsatmosphäre sich entwickelten. Das Haus Bismarckstraße 30 mußte dann den Vorbereitungen für den Neubau des Philosophikums weichen, und seine Mauern fielen gerade in den Tagen, in denen wir die Todesnachricht bekamen.

Die Anthropologen, die Genetiker, die Zoologen in Gießen nehmen heute noch Behelfe in Kauf, weil am Horizont kommender Jahre die ersten Umrisse für den Neubau eines Hauses sich abzeichnen, das die Biologischen Institute enthalten wird. Im Vorgriff auf diese Entwicklung mußte der Bau eines Tierhauses in Angriff genommen werden. Planung und Bauberatung — das war eine Aufgabe für HARALD TEICHMANN! Sein hellblauer VW tauchte nun überall da auf, wo es moderne Tierhäuser gab, bei den Zoologischen Instituten und in den Zoologischen Gärten. TEICHMANN übersah gewiß keinen der Fehler, die dort gemacht worden waren, und nach

seinen Ideen und dem von ihm entworfenen Plan entsteht das Tierhaus im Gelände der Naturwissenschaftlichen Fakultät am Leihgesterner Weg als wohl das modernste in der Bundesrepublik. So, wie es jetzt im Rohbau steht, steckt in Form, Lage und Zweckbestimmung eines jeden Raumes ein Anteil von TEICHMANN'S Überlegungen. Und bei jeder neuen Entscheidung, die im Fortgang des Baues gefällt werden muß, möchten wir ihn fragen. So ist die Lücke, die einer hinterläßt, nicht mit räumlichen Maßen zu messen; sie erschreckt uns dadurch, daß sie endlos geworden ist und stumm, wenn der Widerhall ausbleibt, der uns vertraut geworden war.

Wir empfinden so, wenn wir uns daran erinnern, daß in der gleichen Zeit TEICHMANN nicht nur zukünftige Entwicklungen für die Gießener Zoologie vor Augen hatte, sondern auch für sich selbst und für seinen eigenen Weg. Es war die Zeit, in der er, mit zunehmender Häufigkeit, zu Vorträgen aufgefordert wurde, von denen jeder weiß, was sie bedeuten, die sich aber immer unter freundlichen Einladungen zu einem Kolloquium bemänteln.

Die Erwartungen, die er an diese Einladungen zu knüpfen berechtigt war, stimmten HARALD TEICHMANN freudig, erhöhten zugleich aber auch verständlicherweise seine Unruhe. Seine Spannung stieg, als nach allen Anzeichen gute Aussichten für ihn bestanden, Spitzenkandidat zu werden an einer Hochschule, die für ein neugegründetes Zoologisches Institut den Leiter suchte, und als auch an anderen Stellen die Wahrscheinlichkeit sich abzeichnete, man werde Herrn TEICHMANN für eine Berufung diskutieren.

Vorsorglich sprach ich ihm von den Erfahrungen, die ich in lange zurückliegenden Jahren in dieser Phase meines Weges gemacht hatte. Die Enttäuschung, die ich befürchtete, kam und traf ihn hart. Im Nachhinein bekommen die Aspekte von damals eine echt tragische Note: TEICHMANN wäre an der gleichen Stelle, an der vorübergehend ein anderer Kandidat die Spitze hielt, berufen worden, wäre er dann noch unter uns gewesen.

Wenn es Trotz war, der ihn befiel, so mündete seine Emotion doch bald wieder in die rationale Prüfung neuer Pläne. An einen Studienaufenthalt in den Vereinigten Staaten hatte er längst gedacht; jetzt schien ihm der rechte Augenblick gekommen, ihn einzuschieben: Räumliche Distanz würde auch zu innerem Abstand helfen können und ein neues Arbeitsfeld seinem unermüdlichen Erweiterungsbestreben dienlich sein.

Das Arrangement war bald getroffen, und unter dem 7. Oktober 1964 steht in meinem Tagebuch: „Abschied Teichmann.“ Dahinter steht: „Teichmann wird Professor!“ In Wiesbaden hatte man diese Ernennung zum apl. Professor auf meine Bitte hin so beschleunigt, daß sie gerade noch am Tage vor seiner Abreise eintraf.

Es kamen Briefe von drüben, die von neuen inneren Kämpfen zeugten: Eine solche Freiheit der Entfaltung in der Forschung hatte der junge Professor während seines ganzen Daseins als wissenschaftlicher Biologe noch nie geboten bekommen, wie am Department

of Biological Science der Florida State University. Und dieses paradiesische Land! Diese frohe, ja heitere menschliche Atmosphäre an den Instituten! Sollte er seine Laufbahn als deutscher Zoologe in den Wind schreiben und für immer drüben bleiben, wo man ihm bereits verlockende Angebote machte?

Ich schrieb ihm, ich sei sicher, er werde, leidenschaftlicher Lehrer, als den wir und seine Schüler ihn kannten, auf die Arbeit an und mit jungen deutschen Menschen auf die Dauer nicht verzichten wollen, und er werde wiederkommen. Und ich sei sicher, schrieb ich ihm, er werde, nach unvermeidlichen ersten Enttäuschungen, als profiliertes Forscher auch in der Heimat die Selbständigkeit bald erlangen, die er so leidenschaftlich anstrebte.

Ein jähes Zuschlagen des für unser Zeitalter so schrecklich typisch gewordenen Todes auf der Straße, hat diese Diskussion beendet. HARALD TEICHMANN war auf dem Wege zu einer Meeresstation, als sich ihm, auf freiem Highway, ein entgegenkommender 10-Wheels-Truck durch ein leichtfertiges Abbiegemanöver quer in den Weg legte. Vor dem erwartungsvoll, vielleicht fröhlich Dahinrollenden stand eine Wand auf, und die Bremsen kamen zu spät. Wenn wir fast sicher sein können, er habe nicht einmal den schmetternden Schlag mehr vernommen, so mag das ein Trost sein.

„Des Todes unversehener Streich...“ — es ist nichts zu sagen über die Hilflosigkeit, die uns immer vor ihm befällt, denn sie ist in allen Fällen unüberwindlich die gleiche. Vor dem nun gerahmten Bilde der Unwiederholbarkeit HARALD TEICHMANN blieb uns die Aufgabe, wenigstens die Linien, die wir glauben gesehen zu haben, nachzuziehen, ehe sie uns verblassen. Vor der Verlassenheit seiner jungen Frau mit zwei unmündigen Kindern, vor der Verarmtheit seiner Eltern, der Verlorenheit seiner Schüler, erscheinen solche Bemühungen kümmerlich genug.

Wir empfanden es, als wir auf dem Münchener Waldfriedhof der Erde wiedergaben, was nicht mehr HARALD TEICHMANN war. Der Text des Kirchenliedes: „Bist du doch nicht Regente...“ brachte uns keinen Trost. Aber im wehenden Schnee stand vor uns Frierenden das Bild einer sonnenheißen Berghalde auf. Wir sahen ihn dort beobachtend liegen in einer der seltenen Stunden der Entspannung, des glücklichen Zuwartens, die ihm vergönnt waren und die er sich gönnte. Er hatte eine Heuschrecke vor sich, eine einzige, aber in der Einmaligkeit ihrer spezifischen Gegebenheiten alles umfassende Manifestation des Lebendigen. In solchen Augenblicken vereinigte sich sein analytisches Streben ganz im lebenden Gegenüber, mit dem letzten Respekt, den es von uns fordert. Aus einer wie beiläufigen Bemerkung von ihm weiß ich, daß er so dachte und so empfand.

Die zielbewußte Leitung und Entfaltung eines Daseins als Werk wurde HARALD TEICHMANN aus den Händen genommen, als er

gerade erst begonnen hatte, ein Meister zu sein. Aber er hätte, wäre er nicht sich und uns entrissen worden, nicht mehr aus sich machen können, als ihm in der kurzen, ihm zugemessenen Spanne gelang: Dem Glück, Forscher am Lebendigen sein zu dürfen, mit leidenschaftlicher Selbstabforderung verantwortlich zu entsprechen.

Reinhard Dohrn

Ein Leben für die Zoologische Station Neapel

Im Gegensatz zu seinem Vater, dem Begründer der Zoologischen Station in Neapel, im Gegensatz auch zu seinem Sohn, der das Institut heute leitet, war REINHARD DOHRN keine stürmische Natur. Heinz Holdack, der deutsche Generalkonsul in Neapel, hat mit Recht von einer seiner „höchst persönlichen Eigenschaften, seinem Bedürfnis nach Harmonie und seiner Begabung für Harmonie“ gesprochen. Aber als geübter Seemann konnte R. D. auf einem der kleinen Stationsdampfer die heftigen Stürme, die manchmal in kürzester Zeit die sonnigere See des Golfs von Neapel in ein von Wind und Regen gepeitschtes Meer verwandeln, ebenso genießen, wie er sich von den antik-halcyonischen Tagen Süditaliens in tiefster Seele beglücken ließ. Ihm eignete eine Naturverbundenheit seltener Art: eine aufmerksame, mitschwingende Empfänglichkeit für die zartesten, wie für die kräftigen, ja auch die gewalttätigsten ihrer Vorgänge. Geruchseindrücke, die Jahrzehnte zurücklagen, das langsame Wachstum einer Pflanze, die Farb- und Bewegungsnuancen eines Fisches im Aquarium, das Aroma eines Apfels, die Formschönheit sizilianischer Bäume, die er zum erstenmal erblickte — all den Dingen, an denen andere eilig und mit schnellem Vergessen vorübergehen, verlieh er durch eine hingeebene Anteilnahme eine erhöhte Gegenwart. Noch als alter Mann berichtete er über eine Reise auf einem „sympathisch altmodisch eingerichteten“ Frachter nach Schottland und von seiner Bewegung, als er während eines steifen Südwest am Skagerrak, von der Lektüre der *Mutiny on the Bounty* aufschauend, durch den Wellenschwall hindurch plötzlich eine Dreimastbark erblickte, die „mit sturmgerafften Segeln scharf am Winde liegend“ gefährlich nah den Kurs seines Schiffes kreuzte.

Ähnlich hätte DOHRN auf seine Weise gewiß auch das große Schauspiel des vorweihnachtlichen Orkans über Südeuropa aufgenommen, der seinen Höhepunkt erreichte, als er im englischen Friedhof hoch über der Stadt Neapel, deren Ehrenbürger er war, begraben wurde. Unten am Meer, in der Zoologischen Station, ruhte seit der Stunde seines Todes die Arbeit. Die alten Steineichen, auf die er durch das Fenster seiner Loggiatur so oft geblickt hatte, wurden von den heftigen Stößen des Scirocco geschüttelt, die Palmen beugten sich unter dem Windsturm, die Schifffahrt auf dem Golf war lahmgelegt, der alte weise Zoologe PAUL BUCHNER hoffte in seinem Haus auf Ischia vergebens, das Festland erreichen zu können, um zu den dichtgedrängten Menschen in und vor der Friedhofskapelle von seiner Trauer über den Verlust des Freundes und außergewöhnlichen Mannes reden zu können.

Mit BUCHNER trauerten die Biologen der Welt. Der Mann, der da am 16. Dezember 1962 zu Grabe getragen worden ist, war ihnen, den Zoologen und Botanikern, den Physiologen, Anatomen und Pathologen, den Biochemikern und Biophysikern jahrzehntelang der großzügige Gastgeber an einer Forschungsanstalt ohnegleichen gewesen. Obwohl sie aus den verschiedensten Ländern aller bewohnten Erdteile kamen und außer ihrer Wissenschaft oft wenig gemein hatten, durften sie sich der Station auf eine besondere, geradezu heimatliche Weise zugehörig fühlen. Denn ANTON DOHRN, REINHARDS Vater, hatte vor nahezu 100 Jahren, nachdem die neue Lehre DARWINS die Zoologie aus einer beschreibenden Gelehrsamkeit in eine am lebenden Material experimentierende Wissenschaft verwandelt und nachdem er selbst den Entschluß gefaßt hatte, den Angehörigen dieser Wissenschaft eine Arbeitsgelegenheit am Mittelmeer zu schaffen — ANTON DOHRN hatte den Einfall gehabt, zur Finanzierung seiner damals nahezu unvorstellbar kühnen Pläne nicht nur ein großes Schauaquarium zu bauen, sondern ein System internationaler Tischmieten zu schaffen. Mieter dieser „Arbeitstische“ wurden seitdem viele Regierungen, manche Universitäten, wie Cambridge und Oxford, und einige wissenschaftliche Körperschaften. An solch einem „Tisch“ wird der auswärtige Forscher nicht nur Tag für Tag mit lebenden Pflanzen und Tieren aus dem Meer versorgt, sondern mit allen erforderlichen Arbeitsutensilien: Aquarien, Chemikalien, Zentrifugen, Gefriervorrichtungen, Warburg-Apparaten — neuerdings auch mit Rechenmaschine, Geigerzähler, Quarzspektrograph, Fluorometer, automatischem Aminosäuren-Analysator und was die heutige Wissenschaft sonst an modernen Elektrogeräten entwickelt hat.

Als 29-jähriger, nach dem Tod des Vaters, den er während langer Krankheits- und Depressionsperioden schon vertreten hatte, wurde REINHARD DOHRN der persönliche, private Eigentümer der Station, ein lebenswürdiger, hochgewachsener, athletischer junger Mann, von dem Irene von Hildebrand, deren Mann einst die Fassade des ersten Stationsbaus gezeichnet und mit Marées den Freskensaal ausgemalt hatte, damals schrieb: „Die verantwortliche Stellung, in die er so jung gekommen ist, hat ihn sehr entwickelt, dazu kommt seine sehr vorteilhafte Erscheinung, die ihn auf den ersten Blick beliebt macht.“ Die älteren Biologen, die schon an der Station gearbeitet hatten, als noch alle Forscher in einem großen Saal im ersten Aquariumsbau beisammen saßen und noch nicht über Einzellaboratorien verfügten, waren im Jahr 1909 nicht so leicht zu gewinnen. Bei den Neapler Tischgesprächen jener Jahre ist die Frage häufig erörtert worden, ob der „junge Dohrn“ seiner großen Aufgabe gewachsen sein werde. Wohl hatte er Zoologie studiert, wohl zeigte er sich in allen Gesprächen über die Forschungsziele der einzelnen Stationsgäste gut orientiert, doch er war keine leidenschaftliche Forscher-natur. Das hielten manche für einen Mangel. Allmählich erkannten dann die Zweifelnden, daß gerade hierin ein Vorzug lag. Denn der

alte DOHRN war ihnen mit seinen Theorien, die er leidenschaftlich verfocht und experimentell bis an sein Lebensende beweisen wollte, manchmal etwas unbequem geworden. Gerade indem die Station sich entwickelte, die Zahl der gemieteten Arbeitsplätze wuchs, die Wissenschaft sich immer mehr spezialisierte, die Forschungsmethoden sich komplizierten, so daß es oft langer vorbereitender Briefwechsel und Anschaffungen bedurfte, damit der ankommende Forscher vom ersten Tage an alles vorfand, was er benötigte, zeigte sich, daß die volle Arbeitskraft und Initiative eines Mannes gerade hinreichte, die ganze Verwaltungsarbeit zu bewältigen. Bald wurde begrüßt und dankbar anerkannt, daß der junge DOHRN nicht den Ehrgeiz besaß, selber wissenschaftlich zu arbeiten. Sein Ehrgeiz, falls man von einem solchen überhaupt reden konnte, bestand allein darin: der Station zu dienen.

Das hat er sein ganzes Leben lang getan, indem er alle Qualitäten seiner Person in diesen Dienst stellte, von der angeborenen Liebenswürdigkeit bis zur Fähigkeit, sich in andere Menschen einzufühlen und sie in ihren Eigenheiten, auch den ärgerlichen Eigenheiten, zu bejahen, von der großen Begeisterungsfähigkeit bis zur moralischen und geistigen Integrität, die alle seine Handlungen bestimmte. Wenn der geniale Vater die Menschen, darunter Fürstlichkeiten, große Unternehmer und Staatsmänner, im Sturm eroberte, meist, um sie für seine Stationspläne einzusetzen, so fielen dem soviel stilleren Sohn die Herzen von alleine zu. Auch sie wurden früher oder später fast immer in den Dienst seiner Aufgabe gestellt. Mit REINHARD DOHRN befreundet zu sein, umschloß eben auch die Bereitschaft, sich für die Station mit allen verfügbaren Kräften einzusetzen.

In welchem Ausmaß das nötig sein würde, ist erst klar geworden, als die kurzen glücklichen Jahre seines Anfangs durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs ihr Ende fanden. Sobald Italien 1915 gegen Deutschland in den Krieg eintrat, mußte R. D. Neapel verlassen. Er zog mit seiner Frau nach Zürich, in der Hoffnung, von der neutralen Schweiz aus die internationalen Beziehungen der Station aufrecht erhalten zu können. Die jungen Eheleute wohnten in bescheidenen Verhältnissen. Im Persönlichen waren es vielleicht ihre glücklichsten Jahre, die einzigen, in denen sie sich selbst und den drei Kindern, die in der Schweiz zur Welt kamen, leben konnten. Im Hintergrund stand jedoch immer der Kummer um das Schicksal der Station in einer im Krieg sich verhärtenden Welt. Tag für Tag konnte R. D. in den Zeitungen der Kriegführenden verfolgen, mit welchen Mitteln der Haß zwischen den Völkern geschürt wurde, und in persönlichen Begegnungen erkennen, wie stark die Kriegspropaganda die Gemüter der Einzelnen ergriffen und verdunkelt hatte. Ein britischer Zoologe, der zu Anfang des Jahrhunderts in seiner Dankbarkeit für ANTON DOHRNS Werk 10 000 Mark in den Fonds für ein neues Laboratorium-Schiff gestiftet hatte, ging 1918 in seiner Deutscheindschaft so weit, alles aufbieten zu wollen, um zu verhindern, daß REINHARD DOHRN wieder an die Station zurückkehre.

In diesen schlimmen Zeiten hat R. D. wohl die entscheidenden Impulse für das Wirken erhalten, das ihn — weit über den Bereich der Naturwissenschaften hinaus — an Größe und Bedeutung dem Vater ebenbürtig erscheinen läßt. Sir Edward Greys, des britischen Außenministers, tieftrauriges Wort am Tag der Kriegserklärungen „Das Licht über Europa ist ausgegangen“ war auch sein Wort.

Er selbst, ein „Europäer“, wenn es je einen gegeben hat, aber kein Organisations- und kein Unions-Europäer, hat es in seinem Glauben an die Vielfalt individuell gewachsener Organismen vermocht, so manche Lichter des Zusammengehörigkeitsgefühls und des gegenseitigen Verständnisses wieder anzuzünden. Ihr erhellender Schein ist in seinen letzten Jahren wärmend auf ihn zurückgefallen. An seinem 75. Geburtstag erfuhr er einiges über sich, was er „selbst nie realisiert“ hatte: „Wie ich auf die Menschen weiternd und erlösend beruhigend wirken kann. Das steht in so vielen Briefen, daß ich es allmählich glaube. Wo stammt das her? Ich glaube, viel haben die Jahre bei Traube bewirkt.“

Mit den „Jahren bei Traube“ ist R. DOHRNS Gymnasialzeit in München in den neunziger Jahren gemeint. LUDWIG TRAUBE, Professor für mittelalterliche Literatur und Paläographie, der Entdecker des mittelalterlichen Lateins als einer besonderen Sprachform und somit Begründer eines neuen Zweigs der Philologie, galt als ebenso fürsorgender wie begeisternder Lehrer. In seinem Jungesellenhaushalt unter dem Regiment eines Originals von Münchner Köchin, herrschte ein anderes Klima als zu Hause, nicht nur weil die Temperaturen in Oberbayern andere sind als am Golf von Neapel. Eine unbegrenzte Weite geistiger, politischer und menschlicher Interessen war gepaart mit einer Stetigkeit des täglichen Lebens, wie sie in den wechselnden Winden der Weltluft in der Casa Dohrn nicht möglich war.

Diese Weltluft und das Aufwachsen in großen, grenzenüberwindenden Verhältnissen war jedoch eine der grundlegenden Voraussetzungen für DOHRNS Fähigkeit, die Zoologische Station zwischen den Kriegen zu einer Keimzelle der Völkerverständigung zu machen. Es war für ihn bezeichnend, daß er keinen Augenblick aufgehört hat, in großen Verhältnissen zu leben und zu denken, auch als die wirtschaftliche Basis seiner Existenz dahinschmolz. Das „groß“, das hier gemeint ist, hat ja auch nicht in erster Linie auf materiellen Gütern beruht. Schon der Großvater Carl August, eine eigenwillige Natur der Romantikerzeit, einziger Sohn einer begüterten Stettiner Familie, Jugendfreund Felix Mendelssohns, Schützling Alexander von Humboldts, hatte sich seinen verschiedenartigen Liebhabereien — dem Gesang, der Übersetzung von Calderons Werken und der Entomologie — hingeeben und geschäftliche Dinge seiner Frau überlassen. Seine hohe musikalische Begabung hat sich durch die älteste Tochter Anna auf deren Enkel Wilhelm Furtwängler vererbt. Sein ältester Sohn Heinrich, Naturwissenschaftler und Parlamentarier, ein schrulliger Jungeselle, war der Begründer des Stettiner

Museums. Sein jüngster Sohn Anton hatte zwar für den Anfang seines Neapler Baus vom Vater zweimal größere Summen in Talern erhalten, war aber dann als „Phantast“ enterbt worden und mußte alles Weitere aus eigener Kraft, das heißt mit einem vorwärtsstürmenden Temperament, einem großen Einfallsreichtum und einer bezwingenden Überredungsgabe schaffen.

Die Mutter, Marie von Baranowska, polnisch-russischen Bluts, Tochter eines hohen russischen Verwaltungsbeamten, der freiwillig in ein zeitweiliges Exil nach Messina gegangen war, fühlte sich von Paris und London bis Warschau und Petersburg in allen Breiten Europas, in sechs Sprachen und in deren Literaturen zu Hause. Sie erfaßte als junges Mädchen mit feinem Ohr den neapolitanischen Dialekt und war in der Frühzeit des Stationsbaus die Dolmetscherin und Vermittlerin zwischen den einheimischen Fischern und Handwerkern und der ausländischen Gruppe von Zoologen, Architekten, Schriftstellern, die den Freundes- und Arbeitskreis ANTON DOHRNS bildete. Sie hing an dem Baranowskischen Gut Wydranka in Weißrußland, führte dort moderne landwirtschaftliche Methoden ein und vermittelte ihren vier Söhnen auf winterlichen Schlittenfahrten durch tiefverschneite Wälder ein Gefühl für die Weite des ostwärts sich erstreckenden Agrarlandes. Sogar der jahrhundertealte Konflikt zwischen Deutschen und Polen ist vor Reinhard und seinen Brüdern zwischen ihr und ANTON DOHRN ausgefochten worden, als sie, durch Bismarcks Germanisierungspolitik verletzt, daranging, *KALINKAS Geschichte des letzten polnischen Reichstags*, ein Werk von mehr als 1400 Seiten, zu übersetzen und mit einem einleitenden Essay zu versehen. Ihr Mann sah darin die Rebellion der Polen gegen den Angehörigen des neugegründeten Deutschen Reichs. Er stellte sich aber vor seine Frau, als die sorgenden Freunde, der Botschafter von Keudell und der Nationalliberale Hammacher, erklärten, eine Veröffentlichung des Buches müsse die Stellung der Station in den Augen der Berliner Regierungämter gefährden. ANTON DOHRN überwand die Schwierigkeit in der ihm gemäßen Form der offenen Attacke, indem er die Angelegenheit bei einem Hofempfang vortrug und bei Wilhelm II. Verständnis fand. Der Vorfall war ein Beispiel dafür, wie eng die privaten Geschehnisse in der Familie DOHRN mit dem Geschick der Station von jeher verknüpft waren.

Ein ganz anderes Rußland als das der adligen Mutter lernte REINHARD DOHRN 1912 in Moskau bei der Heirat mit Tania Giwago kennen. Es war das Moskau der begüterten, künstlerisch und literarisch interessierten Kaufmannsfamilien — das Theater Stanislawskys, der Boris Godunow Moussorgskis mögen als Kennzeichen dienen. Tanias schöpferisches Genie, ihr sprudelnder Einfallsreichtum beschränkten sich in Neapel nicht auf das Malen und Modellieren — in plötzlich aufquellender Lust, etwas Neues zu schaffen, griff sie in alle Vorgänge des täglichen Lebens ein. Wo ihr Geist herrschte, war es unmöglich, daß die Dinge sich routinemäßig abwickelten. Wenn sie aus einer großen Truhe farbenprächtig ge-

stickte russische Kostüme hervorholte, dann drehten sie und Reinhard sich, in die Hände klatschend und mit den Füßen aufstampfend, in russischen Tänzen, wie sie echter wohl auch im vorrevolutionären Rußland nicht getanzt worden sind.

Waren so durch die Geburt in Italien, durch Herkunft und Heirat die Tore zur großen Welt, auch zur überseeischen, offen, so kam durch die Brüder die Verbindung mit dem, was in Deutschland sich regte, hinzu. Der älteste, Boguslav, hatte die Bewirtschaftung des Familienguts Hökendorf bei Stettin übernommen und hielt so die Fühlung mit der pommerschen Heimat des Vaters aufrecht. Noch Jahre nachdem das Gebiet von den Polen besetzt worden war, konnte R. D. bei der Erörterung der Frage, warum in einem oberfränkischen Dorf die Milch und der aus ihr gewonnene Weißkäse so viel köstlicher schmeckten als anderswo, die Gerüche und die unsichtbare Flora des Hökendorfer Milchkellers erinnernd heraufbeschwören und die besonderen Vorzüge der dortigen Dickmilch rühmen. In der Weimarer Republik hat dieser Bruder als Mitglied der Demokratischen Partei Fühlung mit den Politikern der Reichshauptstadt gehalten und im Auftrag der Station manchen Gang zu den Berliner Behörden getan. Der zweite Bruder, der expansive Wolf, hatte des Vaters Drang geerbt, etwas noch nie Dagewesenes ins Leben zu rufen. Er war ein Anhänger Friedrich Naumanns, Mitbegründer und Leiter des Werkbunds, und hat als frühes Experiment handwerklichen, künstlerischen, sozialen und geistigen Zusammenwirkens die Bildungsanstalt und Gartenstadt Hellerau gegründet, wo vor dem Ersten Weltkrieg Heinrich Tessenow baute, Jakob Hegner druckte, Jacques Dalcroze seine Schule für Rhythmik einrichtete und wo die Festaufführungen von Glucks *Orpheus*, von Claudels *Annonce faite à Marie* zu Höhepunkten eines neuen europäischen Lebensgefühls wurden.

Das war die Welt, in die 1914 der Krieg einbrach. Seine psychologischen und ideologischen Auswirkungen waren weitaus zerstörender als die Verwüstungen der Materialschlachten. Sie trafen DOHRN in den weit verzweigten Lebenssphären, mit denen er sich verbunden fühlte. Dalcroze verließ in einer Aufwallung von Deutschenhaß Hellerau und baute in Genf ein Konkurrenzunternehmen auf. Die Mutter fand während der bolschewistischen Wirren auf ihrem Gut Wydranka den Tod. Die Zoologische Station und alle sonstigen Besitzungen der DOHRNs in Neapel, auf Ischia und in Forte dei Marmi wurden vom italienischen Staat beschlagnahmt. Die Internationalität der Wissenschaft, die vor 1914 so selbstverständlich gewesen war und die zu den Lebensvoraussetzungen der Station gehörte, war zerbrochen. Dem Neuanknüpfen von Beziehungen mit den nachrückenden Generationen standen undurchdringliche Vorurteile gegenüber.

Kein Wunder, daß REINHARD DOHRN fortan mit allen Fasern seines Wesens bemüht war, diesem Unheil zu begegnen. Doch kehrte er als Enteigneter nach Neapel zurück. Sein einziger Besitz war das

Bild der Station, das er in sich trug, das er noch einmal zum Leben erwecken wollte. Seinem Wesen entsprechend konnte er den Kampf nicht mit den nächstbesten Waffen, seien es die der Opportunität, der Intrige oder der Attacke führen, die vielleicht schneller zu einem vorläufigen Ergebnis, aber gewiß nicht zum eigentlichen Ziel, einer Stabilisierung des Vertrauens geführt hätten.

Seine Art war, die Menschen mit der Klarheit seines Denkens, der Selbstlosigkeit seiner Absichten, der Offenheit für die Überzeugungen und Bedingtheiten der Mitmenschen zu gewinnen. Scheinbar schwache Waffen — und bei ihm, der die Gaben der Mitmenschen so oft über-, die eigenen so leicht unterschätzte, fehlte es in jenen Jahren nicht an Augenblicken des Kleinmuts.

Es ist hier nicht der Ort, auf die verwickelten Schwierigkeiten einzugehen, die er zu überwinden hatte, bis er im Frühjahr 1924 die Leitung der Station wieder übernehmen konnte — allerdings nur als ihr auf fünf Jahre angestellter, absetzbarer Direktor. Viele Kräfte wirkten im Für und Wider der langen Auseinandersetzungen durcheinander: der Staat, dessen Regierungen Anfang der zwanziger Jahre noch häufig wechselten; die Stadt Neapel, mit der ANTON DOHRN einst seinen Bau- und Pachtvertrag geschlossen hatte; entgegengesetzte Strömungen in der italienischen Wissenschaft, und zwar DOHRN-freundliche, die auf alter Mitarbeit, Dankbarkeit und Verbundenheit beruhten und -feindliche, teils nationalistische, teils aus Gefühlen des Neids und Ehrgeizes geborene in Männern, die selbst die Führung des international berühmten Instituts übernehmen wollten. Ein Beispiel für die Art der Verwicklungen: an einem Tag verfügte Italiens großer liberaler Philosoph BENEDETTO CROCE, der damals in Rom als Kultusminister amtierte, daß die Station an REINHARD DOHRN zurückzugeben sei — am nächsten Tag wurde sie im Gegenzug von der Stadt Neapel besetzt. Dem Vergleich, der nach jahrelangem Prozessieren schließlich erreicht wurde, ist DOHRN, obwohl er für ihn privat alles andere als günstig war, vom ersten Tag an treu geblieben: die Zoologische Station wurde von der italienischen Regierung zu einem Institut des öffentlichen Rechts mit eigener juristischer Persönlichkeit (Ente morale) gemacht, an dessen Spitze ein Verwaltungsrat eingesetzt wurde — ein Verwaltungsrat, in welchem in der ersten Amtsperiode noch der schärfste Gegner DOHRNS saß. DOHRN wurde gleichzeitig zum Bevollmächtigten des Verwaltungsrats und zum Direktor der Station ernannt. Als unter dem Auftrieb der deutschen Siege in den Jahren 1939 und 1940 Berliner Stellen den Wunsch zeigten, die Station für den deutschen Staat zu vereinnahmen, und sich in Rom kaum Gegenkräfte zur Wehr setzten, hat DOHRN seine Loyalität gegenüber der gefundenen Lösung und dem Gaststaat bewiesen, indem er mit seiner stillen Diplomatie an einflußreichen Stellen dahin wirkte, den bisherigen Zustand fortbestehen zu lassen. Die Lösung garantierte immerhin jenes Minimum an Eigenwüchsigkeit und Autonomie, ohne das die Fortentwicklung der Station undenkbar ist. Schon THEODOR HEUSS

hat in seiner Biographie über ANTON DOHRN bemerkt: „Wie gut für sein Werk, daß die frühen wohlmeinenden Bemühungen etwa des Botschafters von Keudell, die Station einfach vom Staate übernehmen zu lassen und ihn selber damit von den Sorgen frei zu machen, im amtlichen Berlin auf Ablehnung stießen! Die Nöte haben es neben der persönlichen Phantasiekraft vor aller Erstarrung bewahrt.“ Der relativen Unabhängigkeit von der Behördenwelt verdankt die Station auch heute noch die Anpassungsfähigkeit an neue Bedürfnisse, die Beweglichkeit und Empfänglichkeit für neue Ideen und Richtungen und die Möglichkeit, in Fällen, in denen ein Land oder eine Organisation sich für eine Weile außerstande sehen, einen Tisch zu mieten, den Forschern dieses Landes doch großzügige Gastfreundschaft zu gewähren.

Wer als junger Deutscher das Glück hatte, ab Mitte der zwanziger Jahre an den sich konsolidierenden Verhältnissen der Station teilzuhaben und gleichzeitig das intensive, mit der Station unzertrennlich verknüpfte Dasein in der Casa DOHRN mitzerleben und zu erleben, hat noch manche Nachwehen des langen Kampfes verspürt. Es gab unter den Abteilungsvorständen und Assistenten vereinzelte, die während DOHRNs Abwesenheit eingestellt worden waren und dem ihnen fremden zurückkehrenden Direktor mißtrauisch wenn nicht feindselig gegenüberstanden — einer, der später als Bibliothekar zu den Stützen des Hauses wurde, ging in jenen Jahren, ohne DOHRN auch nur zu grüßen, in der Station seiner Wege.

Da Neid, Mißgunst und Niedertracht die einzigen „Naturphänomene“ waren, die R. D. nicht ertragen konnte, ja, die ihn physisch krank machten, gab es Wochen der Niedergeschlagenheit und Mutlosigkeit, Zeiten der „Talwanderung“, wie R. D. sie selber nannte, in denen die Korrespondenz sich unerledigt auf den Schreibtischen häufte, alles Tun vergebens schien und nur die Lebensenergie und der Optimismus von Tania vermochten, die Krisen zu wenden. Um so eindrucksvoller die Leistung: daß die Mitglieder des Verwaltungsrates sich in die überzeugtesten Befürworter bleibenden DOHRNschen Einflusses auf die Station verwandelten, daß der noch überlebende unter den einst mißtrauischen Assistenten, heute wohlbestallter Ordinarius an einer großen italienischen Universität, zum treuesten Anhänger REINHARD DOHRNs wurde, daß schon nach Ablauf der ersten fünfjährigen Amtsperiode die Leitung der Station R. D. auf Lebensdauer übertragen wurde, daß die Einsicht von der Unentbehrlichkeit DOHRNscher Welterfahrenheit für das Gedeihen der Station statutarisch in der Bestimmung festgelegt wurde, ein Angehöriger der Familie habe als ständiges Mitglied dem Verwaltungsrat anzugehören; und schließlich: daß der Übergang vom Vater zum Sohn Peter in den fünfziger Jahren reibungslos vollzogen werden konnte.

Die Probe auf das, was DOHRN mit wachsender Zuversicht nicht nur an italienischem, sondern auch an internationalem Vertrauen im weit gespannten Gewebe der Stationsbeziehungen geknüpft hatte, brachte der Zweite Weltkrieg. Die Leidenschaften der Völker wurden.

nun mit den Mitteln der psychologischen Kriegführung noch viel schlimmer gegeneinander aufgeführt als im Ersten. Doch der Haß konnte die Station und DOHRN nicht mehr berühren, so unangreifbar war seine persönliche Stellung geworden. Am kritischsten war die Lage im Sommer und Herbst 1943 — die Absetzung Mussolinis, die Landung der Alliierten in Salerno, der Abzugsbefehl für die deutschen Truppen in Neapel, einschließlich des Befehls, alle Bauten des Ufergeländes, auf dem auch die Station lag, zu räumen, und der Gefahr, daß sie gesprengt werden könnten. Da bewährten sich unter allem Argwohn der Briefzensuren und Abwehrmechanismen hindurch die Freundschaften und Treuegefühle, die unter R. D. in Neapel entstanden waren. Eine einstige Stationssekretärin konnte von einem neutralen Lande aus im August die Nachricht von der Bombardierung der Casa DOHRN und der Gefährdung der obdachlos gewordenen Familie nach Cambridge senden. Derselbe Zoologe, der sich 1918 so feindselig gezeigt hatte, wies in einem langen Brief an die „Times“ auf die DOHRNSchen Verdienste und auf die Wichtigkeit hin, die Station am Leben zu erhalten. Nach der „Überrollung“ Neapels durch die Alliierten kam die moralisch und finanziell gleich ermutigende Nachricht, daß die Royal Society eine außerordentliche Beihilfe von 1000 Pfund Sterling bewilligt habe. Kurz zuvor, am Tag vor dem Abzug der deutschen Truppen, hatte die älteste Tochter, Dr. ANTONIE DOHRN, selbst Medizinerin und Naturforscherin, die 70 km vom Notquartier der DOHRNS in Sorrent nach Neapel zurückgelegt, war in dem Wirrwarr hin und her flutender Zivilisten und Soldaten auf den stellvertretenden Direktor der Station, Professor MONTALENTI, gestoßen, der wegen des Sperrbefehls die Station nicht betreten durfte, hatte den Beistand eines deutschen Stabsarztes befunden und durch ihn eine Sondergenehmigung zum Betreten des Baus erwirkt. Das war die Rettung im letzten Augenblick. Denn zum ersten Male seit der Gründung des Aquariums hatten die Pumpen aufgehört zu arbeiten, und unter der sommerlichen Hitze waren die wertvollen, teils jahrzehntealten Tiere im stagnierenden Wasser des Aquariums am Erliegen. Nun war die Reihe an den italienischen Angestellten der Station, ihren Erfindungsgeist zu bewähren. In Windeseile wurde ein kleiner Diesel-Bootsmotor aus dem Seeigel-Sammelboot am Hafen ausgebaut, durch das Schwungrad über Treibriemen mit einem alten Generator gekoppelt und so das Meerwasser wieder in Umlauf gesetzt. Bargeldlose, echt neapolitanische Tauschgeschäfte mit Treibstoff, Strom und Holz sorgten für manches, was sonst noch fehlte.

DOHRN, der Deutsche, der sowohl in den Augen der Badoglio-Italiener wie der gelandeten Alliierten als Feind hätte behandelt werden müssen, nahm, von beiden Seiten geachtet und mit Sondergenehmigungen versehen, in dieser schwierigen Endzeit des Krieges eine Ausnahmestellung ein, wie sie sonst wohl kaum irgendwo einem Deutschen gewährt worden ist. Noch vor der deutschen Kapitulation hatten die Schweiz und Schweden ihre Tischmieten

erneuert, dann meldeten sich Oxford und Cambridge und der „American National Research Council“. Sorgen, finanzielle, verwaltungstechnische, politische, gab es noch übergenug.

Doch die Stimmung war eine andere als nach 1918. In dem zweiten Brief, der 1945 die Absperrungsmauern um das besetzte Deutschland durchstieß, geschrieben an den Bruder Boguslav, der seit einigen Jahren Mitglied des Verwaltungsrats war, heißt es: „Wenn Du an die Zeit nach dem vorigen Krieg zurückdenkst und an meine Seelenverfassung damals, dann wirst Du ermessen können, wie erstaunt ich selber bin, daß mir das Schicksal jetzt den guten Mut gelassen hat — ja, noch eine Portion dazugegeben hat.“ Die Tiefenpsychologen würden auf den Begriff „Schicksal“ verzichten und sagen, DOHRN selber habe die gute Reaktion der Umwelt konstelliert. Seine Atmosphäre, die viel beredete, nie adäquat beschriebene, lösende und beglückende Atmosphäre, die er in seinem Bereich geschaffen hatte, war diesmal eben stärker gewesen als alle durch den Krieg ausgelösten unheilvollen Kräfte.

Diese „Atmosphäre“ ist wahrscheinlich so schwer zu fassen, weil sie sich aus sehr verschiedenen Elementen im Wesen DOHRNS zusammensetzte: ererbten und erworbenen, unbewußten und bewußten. Ererbt: neben der Weite des Weltbewußtseins und dem sicheren Gefühl für Qualität bei Menschen und Dingen, die innere Größe, das Noble, was manche das Aristokratische an ihm nannten. Doch das Wort könnte irreführen. Denn es handelte sich nie um eine Aristokratie des „Herrenmenschen“ — die war ihm, wo er auf sie traf, schwer zu ertragen —, immer um eine Aristokratie des Herzens. Erworben und schon seit der Kindheit ausgebildet war die Fähigkeit, in schwierigen menschlichen Situationen Geduld zu üben, das befreiende Wort zu finden, Gegensätze zu lösen, Zusammenleben zu ermöglichen. Im Hause DOHRN waren ja von jeher alle seelischen Dinge mit einer Leidenschaftlichkeit ausgetragen worden, die an die Dramen früherer Jahrhunderte erinnerte. Da gab es keine kühle Selbstbeherrschung, kein „keep smiling“, wenn ein bitterer Schmerz, ein tief sitzender Groll, eine aufblühende Zuneigung die Seele erfaßt hatte. Das hat sich Generation für Generation angefangen im Stettiner Haus der Urgroßeltern, wiederholt. Darunter haben Reinhard und seine Brüder in den Konfliktzeiten der Eltern gelitten, und das konnte auch in dem großen Haushalt, dem er selbst vorstand, wo neben Eltern und Kindern, Großmutter, Hausdame und Stationssekretär oder -sekretärin als ständigen Mitbewohnern noch Neffen oder Nichten, russische Emigranten oder begabte junge Schützlinge auf unbestimmte Zeit aufgenommen wurden, zu tiefgehenden Parteigungen führen. Immer war dann REINHARD DOHRN als Mitte des Ganzen derjenige, der die Spannung für alle durchstand, bis wieder „halecyonische“ Tage anbrachen. Zur Feier mochten dann die Geschäfte, so bedrängend sie gerade waren, und die Schulverpflichtungen der Kinder beiseite geschoben und ein gemeinsamer Ausflug in die macchiaduftenden eu-



Reinhard Dohrn im Jahre 1938



Die Zoologische Station Neapel im Jahre 1951

mäischen Gefilde zur Höhle der Sybille gemacht werden. Denn Tania wie REINHARD DOHRN hatten die Gabe, die gute Stunde zu ergreifen, wenn sie sich gab. Der Begriff „Freizeitgestaltung“ wäre in diesem Haus und im Stationsbetrieb unvorstellbar gewesen. Der Rhythmus des Lebens ergab sich aus seinen menschlichen Anforderungen, Freuden und Sorgen — die Arbeit hörte sowieso niemals auf. Sie wurde des Abends in den Aktentaschen mit nach Hause getragen und, wenn sie besonders kompliziert war, auf dem Bechstein-Flügel zur Bearbeitung ausgebreitet.

Unbewußt war die Ausstrahlungs- und Anziehungskraft der eigenen Person, die auch in den Zeiten wirkte, in denen R. D. selbst das Zutrauen in die eigene Kraft verloren hatte. Wenn er das Zimmer betrat oder sich zwischen den Mitarbeitern und Stationsgästen an die lange Tafel der „mensa“ setzte, ging ein Fluidum von ihm aus, dem kaum jemand sich entziehen konnte, ein Gefühl gehobenen Daseins, das auch die Mitmenschen ergriff. Wer zum ersten Male ins Gespräch mit ihm kam, spürte, wie die Welt sich weitete, und sah plötzlich Tore in Mauern sich öffnen, von deren Vorhandensein im eigenen Denken er bis zu diesem Augenblick gar nichts geahnt hatte. Da kam manches an unbewußten und bewußten Vorurteilen zum Einsturz, das vielleicht durch vorangegangene Erfahrungen schon angestoßen war und sich in der Gegenwart dieses seren und souveränen Geistes als unhaltbar erwies. Das Grenzen Überwindende, von dem oben die Rede war, teilte sich auch dem Gegenüber mit. In guten Zeiten konnte sich R. D.s innere Heiterkeit bis an die Grenze des Übermuts steigern. Dann mochte er mit einem teilnehmend fragenden „Hm?“ einem Gesprächspartner seine Beschwernisse entlocken, mit einer leicht auf die Schulter gelegten Hand dem Freund sein Einverständnis bezeugen oder mit dem Lächeln, das seine Mundwinkel kräuselte und viele kleine Fältchen um seine Augen zog, die Freude über ein treffendes Wort quittieren.

Ganz bewußt aber war, wie er seine Weltanschauung, die er liberal nannte, im täglichen Leben der Station und in deren auswärtigen Beziehungen einsetzte. „Liberal“ — das hieß bei ihm: jeden in seiner Eigenart erkennen, anerkennen und behandeln. Das Stations-Sekretariat glich einem kleinen Auswärtigen Amt — denn all die fremden Regierungen, die mächtigen amerikanischen Stiftungen mit ihrer eigentümlichen Rechnungsführung, die gelehrten Akademien und Gesellschaften, ob in London, Moskau oder Washington, in Kopenhagen, Rom oder Berlin, mußten diplomatisch angesprochen oder ermuntert werden, ebenso wie die Vertreter, die einige von ihnen entsandten, um darüber zu beraten, wie die immer wieder auftretenden Lücken im Budget durch mehrjährige Zuwendungen oder einmalige zweckbestimmte größere Zuschüsse ausgeglichen werden könnten.

Am wichtigsten war dieses Wirken naturgemäß bei dem „permanent tagenden Kongreß“ von Naturwissenschaftlern an der Sta-

tion selbst, besonders in den Zeiten der Hochsaison im März und April, wenn manchmal fast ein halbes Hundert Forscher sich zur gleichen Zeit einfand und mehr „Tische“ besetzte, als tatsächlich vermietet waren. Da kamen Professoren aus den hochtechnisierten Nationen, die ohne jedes Nachdenken und ohne sich umzuschauen die Italiener pauschal für ein heruntergekommenes Volk von Taschendieben hielten und eines Besseren belehrt werden mußten, wogegen umgekehrt viele Italiener so manche Gepflogenheiten der Nordländer für pure Barbarei hielten. Bis der Stalinsche Terror alle Auslandsbeziehungen unmöglich machte, kamen auch noch Zoologen aus der Sowjetunion, die untereinander höchst verschiedene Ansichten vertraten. Die älteren waren keine Bolschewisten, unter ihnen ein einstiger zaristischer Kultusminister, den die Revolutionäre zum Tode verurteilt hatten, der jedoch, nachdem er als Flüchtling im sibirischen Exil die Universität Irkutsk mit aufgebaut hatte, mit dem Orden „Heros der Arbeit“ ausgezeichnet worden war und in Neapel noch einmal Lebensformen genießen konnte, die es in der Heimat längst nicht mehr gab. Die jüngeren Sowjetrussen erklärten sich mit ihrem System einverstanden, und diese „Bolschewiken“ trafen dann wieder mit Emigranten zusammen, die ihr einstiges Heimatland mit Abscheu betrachteten, oder auf Angehörige der selbständig gewordenen baltischen Staaten, für die die zaristische Regierung Zwingherrschaft gewesen war, während sie in der Sowjetunion Gefahren für ihre Zukunft witterten. R. D. nahm sie alle als Menschen.

Indem er einem jeden dazu verhalf, sich in seinen wissenschaftlichen Leistungen zu zeigen und seine sonstigen Gaben zu entfalten, schmolzen die nationalen und ideologischen Vorurteile, auch die zwischen Weißen und Schwarzen, meist dahin. Taten sie es nicht, dann mochte ein scherzendes und manchmal auch ein ernstes Wort den Schmelzprozeß auslösen und beschleunigen. „Addomestizieren“ nannte DOHRN den Vorgang. Und so wenig er im allgemeinen von seinen Gaben hielt — an seiner Fähigkeit des „Addomestizierens“ hat er nie gezweifelt.

Schroff wurde er nur gegenüber sturem Fanatismus. Eines Tages, lange vor der Machtergreifung Hitlers, erschien der Münchner Bildhauer, der einst die große Plastik für den letzten Erweiterungsbau der Station geschaffen hatte. Er war ein begeisterter Nationalsozialist und wollte DOHRN bekehren. Es gab eine kurze erregte Auseinandersetzung. Der Mann wurde nicht wieder empfangen. Andererseits zeigte sich R. D. im Nach-Hitlerischen Deutschland unmutig über die Art, wie den Menschen auf denunziatorische Weise ihr oft harmloses Mitläufertum als Belastung angerechnet wurde. Er fand, die Italiener hätten ihre Abrechnung mit dem Faschismus auf viel natürlichere und dadurch weniger vergiftende Weise zuwege gebracht. Äußerungen des Antisemitismus konnte er mit einem seiner besonderen Schätze begegnen, einer Sammlung jiddischer Sprichwörter, einer Erbschaft TRAUBES. Wieder war es

nicht das Gleichmacherische, was er anführte, sondern die ausgeprägte, vielleicht sogar überspitzte Besonderheit, an der er sich freute und die er bejaht wissen wollte.

Das Sprichwörterbuch stand in der kleinen Bibliothek der Casa DOHRN, dem hohen hellen Haus am Rione Amedeo, von wo der Blick über ein altes Nonnenkloster hinweg auf den flimmernden Golf und die fernen Umrisse Capris und der Sorrentiner Halbinsel ging. Die Casa, die Familie und die Station bildeten eine unauflöbliche Einheit.

Viel von der Stationsatmosphäre hatte seinen Ursprung in diesem merkwürdigen Haus, in dem die Spuren von Vergangenheit und Gegenwart, von südlicher Gelassenheit der Lebensführung und nordischer Initiative, von östlicher Gefühlsintensität und deutscher Nachdenklichkeit sich fast greifbar verdichtet hatten. In der weiten Gastlichkeit der Casa trafen sich die Naturwissenschaftler mit Reisenden, die, aus allen Windrichtungen kommend, in Neapel anlegten, Diplomaten auf dem Weg an einen neuen Posten, Schriftsteller, Schauspieler, Maler, die im Süden Erholung oder Arbeitsruhe suchten, Staatsbeamte, Industrielle, Bankiers, Fürstlichkeiten. LEONHARD WOOLLEY erschien, auf dem Weg zu seinen Ausgrabungen in Mesopotamien; MEIER-GRAEFE, der vor Jahren in den DOHRNSchen und Hildebrandschen Rumpelkammern die Skizzen und Bilder von Marées aufgespürt und gerettet hatte, berichtete nun von seinem ersten Besuch in Amerika; Maxim Gorki, von seinem Exil in Sorrent herübergefahren, sehr still und mit intensiv blauen Augen, trank Tee mit Zitrone. Höhepunkte waren die Besuche von Adolf Busch mit seinem Quartett und Rudolf Serkin. Nach dem Konzert zog alles in die Casa, und es wurde weiter musiziert, bis in die frühen Morgenstunden hinein. Am anderen Tag mochte es einen Ausflug nach Pompeji geben, und der noch so junge, vielfach übermüdete Serkin setzte sich in den Ruinen in ein sonniges Eckchen und tat einen kurzen Schlaf, während Tania die Fresken oder die Gebrauchsgegenstände der altrömischen Villen erklärte. In späteren Jahren, nachdem die Casa zerstört war, ist eine neue echt DOHRNSche Wohnung in einem alten Palazzo mit Dachgarten eingerichtet worden. WALTER RIEZLER, der Familie verbunden, seit er in Vor-Hitlerischen Zeiten Direktor von HEINRICH DOHRNS Museum in Stettin gewesen war, spielte nun auf einem neuen kleinen Bechstein-Flügel Bach, Mozart und Schubert, und R. D., der sich von nichts so ergreifen ließ wie von Musik, freute sich über das Aufleben eines eigenen neapolitanischen Musiklebens in der neu gegründeten Società Scarlatti.

Doch war es nicht eine Prozession von „Prominenten“, die in der Casa versammelt wurden. Ausschlaggebend bei der Wahl der Freunde war immer die Sympathie. Ebenso herzlich aufgenommen wie die Arrivierten wurden die halb oder ganz Gescheiterten, die in einer verwirrten Phase ihres Daseins Klärung und erhellende Einsicht fanden und daraus den Lebensmut für einen neuen An-

fang schöpften. Wer immer konnte, brachte etwas mit oder ließ etwas zurück, um einen Teil seiner Dankesgefühle auszudrücken, und so entstand der Eindruck, als sei hier ein Brennpunkt, in den durch seine eigene Anziehungskraft aus den verschiedensten Gegenden der Welt das Beste an Neuem und Altem einströmte.

So glücklich die Verhältnisse am Ende des Zweiten Weltkrieges sich psychologisch und politisch anließen, so unbefriedigend war der Zustand der Station in allen materiellen Dingen. Der Stationsbetrieb war auf ein Minimum reduziert. Das chemische Laboratorium im Gebäude der Physiologie war von einer britischen Militärabteilung besetzt. Im Westbau hatten die ausgebombte Familie DOHRN, einige Assistenten und die Sekretärin sich provisorische Behausungen eingerichtet. An den Gebäuden und Maschinen wurden große Reparaturen nötig. Die besten Schiffe der Station waren vom Militär beschlagnahmt worden. Seit dem Krieg — er nahm für Italien schon mit dem Abessinien-Krieg seinen Anfang — hatte die Station vom Lebendigen zehren müssen, das heißt auch von dem im Personal investierten Kapital an technischen Erfahrungen, die sich im Verkehr mit den Forschern aus verschiedenen Ländern angesammelt hatten, aber mit manchem, der inzwischen gestorben war, zu Grabe gingen.

Auch wenn es gelungen wäre, die Station genau wieder auf den Stand von 1939 zu bringen, wäre sie jedoch nicht mehr fähig gewesen, ihre Aufgaben zu erfüllen. Die Techniken der Naturforscher hatten sich rapid entwickelt, ganz neue Zweige zusammenwirkender Einzelwissenschaften hatten sich ausgebildet, von Jahr zu Jahr änderten sich die Methoden und damit die Erfordernisse. REINHARD DOHRN, der Bewahrende und Erhaltende, war Neuerungen von jeher mit starken Hemmungen gegenübergestanden. Schon in den dreißiger Jahren hatten manche jüngeren Forscher die Auffassung, die Station und ihre Hilfsmittel seien veraltet. In der zweiten Hälfte der vierziger Jahre war der Mangel nicht mehr zu ignorieren. Das empfand am heftigsten R. D.s einziger Sohn Peter, der vor dem Krieg mit seiner Schwester Antonie in Deutschland, England und Italien Zoologie und Medizin studiert, den Krieg als Militärarzt bei der deutschen Wehrmacht mitgemacht hatte und seit der Rückkehr ebenso stark vom Drang zu eigenem Experimentieren getrieben war wie vom Wunsch, dem Vater zu assistieren. Beides gleichzeitig zu betreiben war unmöglich. Seit dem Jahr 1909 hatte sich der Verwaltungsapparat so vervielfältigt und kompliziert, daß niemand mehr auf den Gedanken gekommen wäre, die Leitung der Station ließe sich mit der Tätigkeit eines Forschers vereinen.

Wieder gab es nun wie 40 Jahre zuvor bei den älteren Jahrgängen der Stationsgäste die Frage, ob der nunmehrige „junge Dohrn“ der Aufgabe gewachsen sein werde, das Institut zu leiten. Nur daß diesmal der Vater als Garant für die fortgesetzte Stabilität lebte und wirkte, während der Sohn vom Großvater das voran-

stürmende Temperament, auch den Einfallsreichtum, von der Mutter die ständige dynamische Bereitschaft zu neuen Initiativen geerbt hatte und an den Fesseln zerrte, die die Bedenklichkeiten des Vaters ihm auferlegten.

Auch das schwierige Verhältnis zwischen Vätern und Söhnen gehört, angefangen mit dem oben erwähnten Karl August und seinem Vater, zur Familientradition im Hause DOHRN. Reinhard und sein Sohn Peter haben es miteinander nicht leicht gehabt. Um so bemerkenswerter, was sie gemeinsam geschaffen haben, in den ersten Jahren noch unter Führung des Vaters, aber bei ständigem Vorandrängen des Sohnes. 1954 war dann PETER DOHRN zum Direktor ernannt worden, während der Vater als „Direktor ehrenhalber“ sich vor allem um die auswärtigen Angelegenheiten der Station kümmerte. In wiederholten Reisen in fast alle Länder Westeuropas und durch eine umfangreiche Korrespondenz gelang es R. D., die alten Beziehungen wieder aufleben zu lassen oder in neuer Weise fruchtbar zu machen, z. B. indem der alte Zoologenfreund JULIAN HUXLEY sich als erster Präsident der UNESCO für die Interessen der Station einsetzte. Dagegen hat PETER DOHRN ganz neue Fäden geknüpft, vor allem mit der amerikanischen Marine, die ihn verschiedentlich einlud, an ihren Forschungsunternehmungen teilzuhaben. Er hat auch nach amerikanischem Muster als Neuerung die Veranstaltung von Symposien über bestimmte Themen durch seine Mitarbeiter eingeführt, hat also für die Station den Übergang von der ausschließlich dienenden Funktion zu eigenen wissenschaftlichen Initiativen vollzogen. Bis dahin hatte sie wohl in ihren *Publicazioni* öfter Arbeiten, die in Neapel entstanden waren, veröffentlicht und einzelne Forscher für die Bearbeitung ihrer großen Monographienreihe *Fauna und Flora des Golfs von Neapel* angestellt, jedoch sonst keinen Einfluß auf die wissenschaftlichen Arbeiten unter ihrem Dach genommen.

Nach 1954 ist dann auf Peters Drängen die größte Bauaufgabe seit dem Tode ANTON DOHRNS in Angriff genommen worden, der Bibliotheksbau im Lichthof zwischen den ersten beiden Stationsgebäuden aus den Jahren 1874 und 1886. Die umfangreiche Bücherei und einzigartige Zeitschriftensammlung, die schon bei der Verlagerung nach dem Dorfe Ponte Landolfo über 40 000 Bände umfaßte und während der Kämpfe südlich Monte Cassino höchst gefährdet war, gehört zu den wertvollsten Bestandteilen der Station. Sie ist von einem solchen Reichtum, daß manch ein Gelehrter nicht der lebenden Tiere, sondern der Bücher wegen zur Arbeit nach Neapel kommt. Sie war so angewachsen, daß sie nicht nur den Freskensaal und einen früheren großen Laboratoriumsraum mit Bücherregalen gefüllt hatte, sondern allmählich durch übermäßige Belastung auch den bisherigen Unterbau gefährdete. Durch den neuen Zweckbau aus Stahl und Beton konnten verschiedene Ziele gleichzeitig erreicht werden: die Erweiterung der unterirdischen Räume machte es möglich, die ganze Pumpenanlage zu

erneuern; der bisherige dreistöckige Zeitschriftensaal konnte in neuzeitlich ausgestattete Laboratorien mit Gas, Wasser, Druckluft, Licht, Kraft, Gleichstrom und Seewasserleitung verwandelt werden; die beiden ältesten Bauten, die nur in wenigen Zimmern eiserne Öfen besaßen, wurden mit Zentralheizungen ausgestattet und für die gestiegenen Ansprüche des Betriebes ein Personen- und ein Lastenaufzug eingerichtet.

Die Ausführung des Plans erforderte 150 Millionen Lire, das waren 1956 etwa 1 Million DM. Es war typisch für die Wesensart von Vater und Sohn, daß der Sohn mit der Fundamentierung des Baus anfang, wie einst sein Großvater mit dem Aquariumsbau, bevor er sicher sein konnte, daß es gelingen werde, die notwendigen Gelder aufzubringen, und daß der Vater dann mit immer neuen Reisen, Verhandlungen, Exposés die Finanzierung schließlich in ähnlicher Weise durch multi-nationale Beträge sichern konnte, wie sie bei der Gründung der Station geglückt war: die Rockefeller Foundation hatte sich bereit erklärt, ein Drittel zu zahlen, wenn die restlichen zwei Drittel anderweitig beschafft würden. Das zweite Drittel kam vom italienischen Staat. Am dritten Drittel waren die Bundesrepublik, verschiedene englische Universitäten, das Schweizerische Eidgenössische Departement und einige schweizerische Großindustrien beteiligt. So kann wohl behauptet werden, daß der Bibliotheksbau und andere wichtige Neuerungen, die hier nicht aufgeführt werden können, weder entstanden wären, wenn der Vater allein, noch wenn der Sohn allein die Führung der Verwaltung gehabt hätte.

Je stärker die abnehmenden körperlichen Kräfte REINHARD DOHRNS Mitarbeit an der Station begrenzten, je öfter rasche Entscheidungen getroffen werden mußten — eine Sache, für die er nie gut zu haben war, woraus sich in Personalfragen von jeher Schwierigkeiten ergeben hatten — desto intensiver wurde seine lebenslange Sorge um das künftige Wohlergehen der Station. In seiner hochgelegenen Wohnung, von deren Fenstern er über die Bäume der Villa Reale hinweg auf die Dächer der Station blicken konnte, wirkte er noch wie ein langsam entschwindender Schutzengel, besänftigte aufgeregte Gemüter, empfing alle Freunde, schrieb Briefe und erteilte in auftauchenden Krisen nochmals seinen Rat. Professor MONTALENTI hat in seiner bewegenden Grabrede berichtet, daß R. D. ihn noch wenige Tage vor seinem Tode im Krankenhaus in Rom mit den Worten begrüßte: „Nachher müssen wir über die Station reden — über das, was zu tun ist.“ Nun, da seine Gegenwart der Station verlorengegangen ist, wird PETER DOHRN ein Doppeltes zu leisten haben. Er wird zur eigenen draufgängerischen Art und der vom Vater einmal gekennzeichneten „schöpferischen Phantasie und unbegrenzten Selbstlosigkeit“ die Behutsamkeit im Behandeln der Stationsfreunde und Mitarbeiter und das reifliche Überlegen vor jedem Entschluß in sich ausbilden müssen. Daß ihm das möglich ist, zeigt ein Brief aus einer guten Periode der Zusam-

menarbeit, in dem R. D. über den Sohn schrieb: „In unserem Verhältnis ist ein großer Wandel eingetreten, die Spannung hat sich gelöst, ich fühle es, wie er sich auf mein Tempo einstellt, meine Bedenklichkeiten und meine Bemühungen, Widersprüche zu lösen und Ausgleich zu finden, zu verstehen sucht und sich darauf einstellt, womit er mich natürlich heranholt, seinen Initiativen zu folgen.“

Im letzten Brief, der von REINHARD DOHRN aus der Klinik in Rom eintraf, stehen die Sätze: „Seit ich in Winterthur, noch bei Frau Sulzer, nach dem letzten autonomen Tag meines Lebens in der St. Galler Stiftsbibliothek zu Bett gelegt wurde, um ‚auszu-ruhen‘, ruhe ich aus! Wovon? Von 82 Jahren Leben . . .“ Der letzte „autonome“ Tag ist wohl auch der letzte vollkommen beglückte dieses langen Lebens gewesen. Wie immer in den späten Jahren, wenn ein Erlebnis Erinnerungen an die Jugend wachrief, so die Fidelio-Aufführung unter Jochum in Neapels „San Carlo“, die den stark Angerührten an die erste Fidelio-Aufführung während der Münchener Schulzeit erinnerte, war R. D. zugleich tief ergriffen und selig begeistert. Denn in der herrlichen barocken Stiftsbibliothek hatte er in seinem letzten Gymnasialjahr als Famulus von TRAUBE für dessen Arbeit über die *Regula Sancti Benedicti* aus den alten Codices die Initialen kopiert. Nun konnte er dieselben alten Pergamentbände, dieselben handgemalten Initialen seiner langjährigen Schweizer Freundin und seiner Tochter zeigen, von TRAUBE erzählen und erfahren, daß in der Bibliothek nach so vielen Jahrzehnten der Name des alten jüdischen Gelehrten immer noch mit Achtung genannt wurde. Es war noch einmal ein Tag in gehobener Stimmung, ein „Auf-den-Höhen-der-Menschheit-Wandeln“ — ein Ausdruck, den R. D. selten in den Mund nahm, der aber dann viel zu bedeuten hatte. An solchen Tagen waren alle Bedenklichkeiten, alle Vorsicht, auch die Rücksicht auf die eigene Gesundheit weggefegt, die Hingabe an den seelischen Aufschwung regierte allein, und dieser Kräfteaufwand hat dann wohl auch das „Ausruhen“ bis in den Tod ausgelöst.

Über das bevorstehende Ende sprach er im Spital mit den Freunden ohne Scheu, darin wieder ganz der objektiv beobachtende Naturforscher. Als solcher hat er in seinem Leben über religiöse Fragen nicht gegrübelt, hatte aber zu den Konfessionen wie in so vielem anderen ein grenzenüberwindendes Verhältnis. Die Eltern waren in Warschau doppelt, einmal lutherisch, einmal orthodox-katholisch getraut worden, in ihrem Haus herrschten die freien Anschauungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Zu den verschiedenen Ämtern, die DOHRN als Deutscher ehrenamtlich versah, gehörte das des Schriftführers der protestantischen Gemeinde in Neapel. Durch Tanias Mutter, eine tiefreligiöse Frau, die nach der russischen Revolution in der Casa DOHRN lebte, war er in nahe Berührung mit den Glaubensformen der russisch-orthodoxen Kirche gekommen. Er hatte die Ausstrahlung ihres Geistes auf den ganzen

Hausstand immer dankbar empfunden. Mit allen Hausbewohnern, den abreisenden wie den zurückbleibenden, pflegte er an der kleinen Zeremonie teilzunehmen, zu der die Großmutter Giwago vor einer größeren Reise die Familie in der Bibliothek versammelte, die Läden schloß, im verdunkelten Zimmer drei Kerzen anzündete und ein russisches Gebet sprach — dann war die ganze Hast und Nervosität der Reisevorbereitungen verflogen und die innere Ruhe, die ihm so wichtig war, vor dem Verlassen des Hauses hergestellt. In den letzten Lebensjahren ergab sich noch eine Freundschaft mit Monsignore Kunstmann, dem Rektor der deutschen römisch-katholischen Kirche in Neapel, der dann auch als Freund am Grab gesprochen hat. Wenn R. D. sich in Rom aufhielt, besuchte er fast immer die dortige kleine russisch-orthodoxe Kirche. Der Gesang der russischen Gottesdienste tat ihm in der Seele wohl. Durch alle Zeiten hindurch war Musik seine größte Trösterin.

In einer organisch sich fortentwickelnden Institution, in der auch die Giovanni, Luigi, Antonio und Giuseppe häufig Söhne und Enkel von Männern sind, die schon vor Jahrzehnten als Fischer oder Schreiner, als Aquariumswärter, bei den Konservierungsarbeiten oder in der chemischen Abteilung der Station gedient haben, gibt es Überlieferungen, die wie Mythen in vorhistorischen Zeiten von Generation zu Generation mündlich weitergegeben werden. So wissen heute auch die jungen Angestellten etwas von der Legende des Gründers ANTON DOHRN und von den Anfangsschwierigkeiten, die er unter anderem hatte, weil verständnislose Neapolitaner fürchteten, er werde in ihrem schönsten Park ein Bordell errichten. Und auch diejenigen, die REINHARD DOHRN nur noch als alten Mann erlebten, der mit einiger Mühsal den Weg in sein Zimmer zurücklegte, um von dort aus mit Behutsamkeit den Zwist des Tages beizulegen und mit vorausschauendem Blick etwaige Gefahren für die Freiheit der Forschung abzuwehren, wissen aus den Erzählungen und Anekdoten über die alten Zeiten, daß auch er einmal jugendlich draufgängerisch den Kurs des Stationsschiffes durch plötzlich auftretende Gefahren steuerte.

Wie stark das Bewußtsein sowohl der Kontinuität wie der Erneuerung bei manch einem Angestellten ist, war 1960 zu erfahren, als Angelo Sessa, der einst als schmalbrüstiges, quecksilbrig bewegliches Bürschchen aus ärmlichsten Verhältnissen zum Saubermachen eingestellt worden war, nun als wohlbeleibter selbstsicherer Familienvater in gehobener Stellung, die Besucherin im jüngst gegründeten kleinen Schaumuseum herumführend, mit Stolz feststellte: „Questo, l'ha fatto il Signor Pietro“; und, gleichsam zur Erläuterung des Geschichtsablaufs hinzufügte: „Antonio Dohrn — il fondatore; Rinaldo Dohrn — il conservatore; Pietro Dohrn — l'innovatore.“ Der breiteren Öffentlichkeit, die von der Zoologischen Station meist nur das Aquarium und die Marésschen Fresken kennt, ist ein präzise gezeichnetes Bild ANTON DOHRNS und seines Werkes aus der Feder von THEODOR HEUSS überliefert. Es besteht die Aussicht, daß das Bild REINHARD DOHRNS uns in der ganzen Unmittelbarkeit seines

Wesens aus den gesammelten Briefen entstehen wird, deren Herausgabe von den Erben geplant ist — das Bild nämlich einer selten repräsentativen Gestalt, in der noch das ganze Europa — Westen, Mitte und Osten — in seiner Unversehrtheit physisch und psychisch anwesend war.

*

Nachwort

von

W U L F E M M O A N K E L

Der Tod löscht in den Listen unserer Ehrendoktoren und Ehrensenatoren immer wieder Namen aus — REINHARD DOHRN und THEODOR HEUSS sind dort seit 1962 und 1963 verschwunden. Einer Universität, die mit den Ehrungen, die sie vergibt, sich selbst kennzeichnet, bleibt dann die Pflicht, von denen, die sie aus ihrem Kreise verloren hat, mehr zu überliefern, als im Gedächtnis miterlebender Zeugen vergänglich ist. Nur dann bleibt sie der Spiegel ihrer Zeit, der sie sein sollte.

Uns und den Nachkommenden in solchem Sinne das Gedächtnis REINHARD DOHRNS zu bewahren, der aus Anlaß seines 75. Geburtstages am 13. März 1955 Ehrendoktor der Naturwissenschaftlichen Fakultät der damaligen Justus Liebig-Hochschule wurde, bot sich eine gute Möglichkeit. MARGRET BOVERI, als Deuterin unserer Zeit profiliert (z. B.: „Der Verrat im 20. Jahrhundert“, *Rowohlts Deutsche Encyclopädie*), hat uns das gültigste Bild dieses großen Europäers geschenkt. Ihr Nachruf *Reinhard Dohrn, ein Leben für die Zoologische Station Neapel*, erschien zuerst in Fortsetzungen in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ vom 6. bis 12. 2. 1963. In einem feinen Erinnerungsband hat der Springer-Verlag dieses geschriebene Porträt vor dem Zerfall auf Zeitungspapier gerettet (*Dem Andenken an Reinhard Dohrn*, herausgegeben von Dr. HEINZ GÖTZE, Springer-Verlag, Heidelberg 1965). Auf meine Bitte hin hat Frau BOVERI in dankenswerter Weise auch uns die Erlaubnis zum Nachdruck in den *Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft* erteilt. Die beiden letzten Absätze des Nachdruckes, die in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ fehlen, sind der Springer-Veröffentlichung entnommen. Auch der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ und dem Springer-Verlag haben wir für ihr Einverständnis zu danken.

Als REINHARD DOHRN zur Jahresfeier der Universität am 1. 7. 1955 bei uns war, um aus der Hand des damaligen Dekans, Prof. Dr. D. VON DENFFER, das Diplom zu empfangen, plauderten wir am Abend über die alten Beziehungen der Gießener Hohen Schule zur Neapeler Station und zum Hause DOHRN. Sie reichen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zurück. Die früheste Anregung für die Gründung von Zoologischen Meeresstationen geht auf CARL VOGT zurück, den ersten in der Reihe der Gießener Zoologen (1848—1849). CARL VOGT gehörte zum Freundeskreis von ANTON DOHRN ebenso wie

RUDOLF LEUCKART, der den zoologischen Lehrstuhl in Gießen von 1850—1869 innehatte. J. W. SPENGLER, Gießener Ordinarius von 1887—1921, war 1877—1878 Bibliothekar an der Zoologischen Station Neapel und kehrte oft dorthin zurück. W. J. SCHMIDT, Ordinarius von 1926—1952, und W. E. ANKEL, Ordinarius von 1952—1965, haben immer wieder erfolgreich in Neapel gearbeitet, wie aus der Liste ihrer Publikationen zu entnehmen ist. Der Botaniker GEORG FUNK, seit 1912 der Neapeler Station und dem Hause DOHRN bald als Freund verbunden, hat den entscheidenden Teil seiner Lebensarbeit in einer Monographie über die Algenvegetation des Golfes von Neapel niedergelegt und ist, mitten in hingebender Arbeit an Ergänzungen zu diesem Standardwerk, 1958 in Neapel gestorben.

GEORG FUNK verdanken wir eine ungewöhnlich lebendige Amateuraufnahme von REINHARD DOHRN aus dem Jahre 1938, die wir hier zu unserer Freude reproduzieren können. Da haben wir ihn vor uns in der gelockerten, fast burschikosen Haltung, in der er mit uns sprach, wenn wir ihm irgendwo in der Station begegneten. In den Zügen steht kritisches Wohlwollen; aber auch die Sorgen sind ablesbar, die er trägt.

Es bleibt noch etwas zu tun für REINHARD DOHRN, von uns und von den Nachfolgenden, von allen, die verstanden haben, was diese „Zoologische Station“ zu seinen Lebzeiten war und bis zur Stunde unter der Leitung seines Sohnes auch geblieben ist. Es bleibt die Aufgabe, diese „Cella des Geistes und der Musen, in der echte Humanitas und damit echte Forschung lebendig und schöpferisch gedeihen“ (Laudatio der Deutschen Zoologischen Gesellschaft anlässlich der Ernennung von REINHARD DOHRN zum Ehrenmitglied im August 1951), zu beschützen vor dem Verlust ihrer Einmaligkeit, vor ihrer Abwertung zu einer der Tausenden von Stätten in der Welt, an denen eine zunehmend perfektionierte Analyse die Ziele aus den Augen zu verlieren droht, die einer Wissenschaft vom Lebendigen gesetzt sind.

Über die Wirkungsweise des Vitamin E

Von den biologisch bedeutsamen Stoffen gehören die Vitamine zu den bekanntesten Verbindungen *). Hierzu haben die aufklärenden Arbeiten von Ernährungswissenschaftlern und nicht zuletzt auch die Nahrungsmittelindustrie beigetragen. Aber nicht allein ihre Notwendigkeit als essentielle Nahrungsbestandteile war für die weite Verbreitung der Kenntnis dieser Naturstoffe maßgebend, sondern auch ihre außerordentlich hohe Wirksamkeit hat besonders beeindruckt. Das gilt zum Beispiel für die Heilung der ältesten bekannten Vitaminmangelkrankheit, des Skorbut, durch wenige Milligramm Vitamin C ebenso wie für das jüngste Glied in der Folge der Vitamine, das Kobalamin, wovon bereits wenige Millionstel Gramm genügen, um die früher unheilbare Krankheit der perniziösen Anämie zu verhüten.

Wenn man die Geschichte der Vitamine verfolgt, braucht man nicht allzuweit zurückzugehen. Noch um die Jahrhundertwende herrschte unangefochten die Auffassung der großen Ernährungswissenschaftler VOIT, PETTENKOFER und RUBNER, daß — abgesehen von den konstitutiven Mineralstoffen — nur solche Nahrungsbestandteile von Bedeutung sind, deren Nährwert sich durch Kalorien ausdrücken läßt. Obwohl bereits vor 1900 einige Befunde Zweifel an der klassischen Ernährungslehre zuließen, schienen sie noch nicht beweiskräftig genug, um besondere Beachtung zu finden oder gar den Anlaß zu geben, die damalige Theorie zu revidieren.

Der erste wirksame Anstoß zur Suche nach Vitaminen kam aus Gießen. Es war WILHELM STEPP, der als 26jähriger Assistent des Internisten FRITZ VOIT im Tierversuch einwandfrei nachweisen konnte, daß es zum Leben notwendige „akzessorische“ Nahrungsbestandteile gibt, die in kalorischer Hinsicht ohne Bedeutung sind. STEPP konnte damals schon zeigen, daß es sich um Stoffe mit fettähnlichen Eigenschaften handeln mußte.

Mit dieser revolutionären Konzeption war eine neue Entwicklung in der chemisch-physiologischen und klinischen Forschung eingeleitet, die drei Jahre später zur Beschreibung des ersten Vitamins durch CASIMIR FUNK führte, der dieser Stoffgruppe auch den Namen gab. — In der kurzen Zeitspanne von der Habilitation STEPPS im Jahre 1911 bis zu seiner Berufung nach Jena im Jahre 1924 — er war damals ao. Professor und Direktor unserer Medizinischen Poliklinik — wurden in Amerika und England die fettlöslichen Vitamine A, D und E aufgefunden.

Obwohl seit der ersten Entdeckung eines Vitamins, nämlich des Vitamin A, erst 51 Jahre vergangen sind, scheint doch die Epoche der Entdeckungen von Vitaminen vorüber zu sein. Der Grund hier-

*) Vortrag anlässlich der Rektoratsübergabe am 17. November 1964.

für ist bei der in den letzten Jahrzehnten immer weiter verfeinerten Technik zu suchen, die es erlaubte, Nahrungsbestandteile wie Kohlenhydrate, Fett und Proteine in hochgereinigter Form herzustellen. War es anfangs möglich geworden, mindestens partiell vitaminfreie Diäten herzustellen und zu verfüttern und die damit verbundenen Ausfallerscheinungen festzustellen, so sind wir heute bereits in der Lage, Versuchstiere mit analysenreinen, völlig vitaminfreien Nahrungsbestandteilen zu versorgen. Setzt man einer solchen Diät alle zur Zeit bekannten Vitamine in der erforderlichen Dosis zu, lassen sich selbst nach langer Beobachtungszeit keine Mangelerscheinungen mehr beobachten, so daß wir heute kaum noch eine Chance haben, ein neues Vitamin zu entdecken. Der Kampf gegen die Vitaminmangelkrankheiten in unserer zivilisierten Welt ist durch die Möglichkeit der großtechnischen Synthese dieser Stoffe sowie ihrer kontrollierten Zufuhr mit der Nahrung beendet. Die Vitaminforschung steht daher heute nicht mehr im Vordergrund medizinischen Interesses. Eine weitere Ursache ist auch darin zu suchen, daß die Erforschung der Wirkungsweise dieser Stoffe auf schwer überwindbare Hindernisse gestoßen ist, die zu durchbrechen für die therapeutische Anwendung der Vitamine zur Zeit nicht dringlich notwendig scheint. Im Hinblick auf ihren Wirkungsmechanismus fällt daher die Hauptlast der Probleme der physiologischen Chemie zu.

Es gehört zu den Glanzleistungen biochemischer Forschung, herausgefunden zu haben, daß die große Gruppe der wasserlöslichen Vitamine, nämlich die Vitamine der B-Gruppe, Bestandteile gewisser Enzyme sind, das heißt zum Gefüge lebenswichtiger Biokatalysatoren des Zellstoffwechsels gehören. Damit war nicht nur ihre Struktur aufgeklärt, sondern auch ihre weitreichende Bedeutung für die Lebensvorgänge verständlich geworden. Alle Anstrengungen, analoge Eigenschaften bei den fettlöslichen Vitaminen nachzuweisen, sind bis heute nicht geglückt, so daß deren Funktion vorwiegend auf nicht-enzymatischer Ebene gesucht wird.

Ein charakteristisches Beispiel hierfür ist das Vitamin E, mit dessen Wirkungsweise Arbeitsgruppen verschiedener biochemischer Forschungsrichtungen sich befassen. Die Entdeckung dieser, auch heute noch etwas rätselhaften Substanz im Jahre 1923 verdanken wir EVANS und BISHOP. Sie beobachteten bei Untersuchungen über die Zusammenhänge zwischen Fruchtbarkeit und Ernährung, daß bei Verfütterung einer bestimmten Diät, die ranziges Fett enthielt, die Feten trächtiger Ratten abstarben. Beifütterung von Lattich hingegen verhütete die Resorptionssterilität der Rattenweibchen in auffälliger Weise. Da bei Verabreichung von Extrakten aus Lattich nur die fettlösliche Fraktion wirksam war, konnte die Vermutung, daß es sich etwa um die Wirkung des wasserlöslichen Vitamin C handeln könnte, schnell aufgegeben werden. Die gleiche günstige Wirkung wie Lattich zeigte auch Weizenkeimöl. Daß die schützende Wirkung nicht etwa von den damals schon bekannten fettlöslichen Vitaminen

A und D herrühren konnte, wies EVANS leicht nach, indem er diese Stoffe in ausreichender Menge der Nahrung zusetzte.

Er suchte sich nun chemische Hilfe und widmete sich mit einer durch das Ehepaar EMERSON verstärkten Arbeitsgruppe der Isolierung des Wirkstoffes. Unter ständiger Kontrolle mit Hilfe des biologischen Testes gelang es schließlich, aus dem Unverseifbaren des Weizenkeimöls eine hochgereinigte Substanz zu gewinnen, die im Tierversuch in geringsten Mengen die Sterilität verhütete und zur chemischen Konstitutionsermittlung geeignet war. Das neue Vitamin erhielt den Namen Tocopherol.

In der Folge wurde eine große Zahl pflanzlicher Produkte auf ihren Vitamin-E-Gehalt untersucht. Bei der Isolierung von Vitamin E aus verschiedenen Quellen ergab sich, daß es sich aber um mehrere verschiedene Verbindungen handelte, deren Struktur insbesondere von FERNHOLZ und JOHN in damals noch langwieriger und mühsamer Arbeit ermittelt wurde. Damit waren die Formeln der verschiedenen, natürlich vorkommenden Tocopherole bekannt. KARRER konnte als erstes das α -Tocopherol, das sich im Sterilitätstest unter allen anderen als am wirksamsten erwies, synthetisch herstellen. Daneben sollen die Namen EMERSON, TODD und SMITH nicht vergessen werden, die sich ebenfalls um Syntheseverfahren verdient gemacht haben.

Parallel zu den Arbeiten auf dem chemischen Sektor setzten Untersuchungen ein, die der Aufklärung der biologischen Wirkung dieses Vitamins dienten. Dabei ging man, wie allgemein bei der Untersuchung von Vitaminen, von der experimentellen Erzeugung des Vitaminmangels aus. Das Ergebnis dieser Untersuchungen unterschied sich prinzipiell nicht von den Erscheinungen, wie sie bei anderen Depletierungszuständen beobachtet werden. Es zeigte sich nämlich, daß der Vitamin-E-Mangel nicht allein durch das Symptom der Resorptionssterilität beschrieben werden kann, sondern daß auch hier eine Reihe von Mangelerscheinungen zu einem Syndrom zusammengefaßt werden müssen, wobei die einzelnen pathologisch faßbaren Veränderungen ohne offensichtlichen Zusammenhang und darüber hinaus von Tierart zu Tierart unterschiedlich sind. So beobachtete man außer den Fertilitätsstörungen bei kleinen Nagetieren, Hühnern und Schafen beiderlei Geschlechts Muskeldegenerationen, die sich als Dystrophie beim Kaninchen und Geflügel zeigten, als sogenannte Lämmerparalyse oder als White muscle disease beim Kalb und Schaf. Auch diätetische Lebernekrose beim Schwein, Encephalomalacie und exsudative Diathese beim Huhn, ferner Steatitis, Reduktion der Plasmaalbuminkonzentration und verringerte Vitamin-A-Speicherung in der Leber gehören zum Vitamin-E-Syndrom.

Auffallend ist, daß bis vor wenigen Jahren Vitamin-E-Mangelerscheinungen beim Menschen nie beobachtet wurden, so daß sich bereits Stimmen erhoben, die den Vitamincharakter der Tocopherole für den Menschen überhaupt in Frage stellten. Obwohl es zweifelhaft ist, ob unter üblichen Ernährungsbedingungen Vitamin-E-Mangel beim

Menschen eintritt, konnte HORWITT neuerdings in umfangreichen Untersuchungen bei experimentellem Vitamin-E-Mangel beim Menschen, analog zum Huhn und der Ratte, eine stark erhöhte Empfindlichkeit der roten Blutkörperchen gegenüber schwachen Oxydationsmitteln feststellen. Diese Eigenschaft läßt sich in einem quantitativen Test zur Beurteilung des Grades der Verarmung an Vitamin E verwenden. Die Erythrocyten weisen außerdem eine kürzere durchschnittliche Lebensdauer auf. Kreatinausscheidung im Harn und gehäuftes Auftreten von Geschwüren im Magen-Darmtrakt verbieten jedoch eine höhergradige Vitamin-E-Verarmung beim Menschen.

Damit sind die wichtigsten chemischen und medizinischen Befunde mitgeteilt, und es soll nun auf die Forschungen eingegangen werden, die aufbauend auf den bisherigen Kenntnissen die Erklärung der physiologisch-chemischen Wirkungsweise zum Ziel haben.

Wie bereits eingangs erwähnt, vertreten die einzelnen physiologisch-chemischen Arbeitsgruppen bezüglich des Wirkungsmechanismus der Tocopherole verschiedene Meinungen, deren Pole sich wie folgt charakterisieren lassen:

Die eine Gruppe hält an der Auffassung fest, daß das Vitamin E eine hochspezifische coenzymatische Funktion ausübt, in Anlehnung an die Funktion der B-Vitamine, ohne jedoch wie in jenem Falle die endgültigen Beweise dafür zu besitzen. Die andere extreme Auffassung verneint den spezifischen Charakter der Tocopherole und stützt sich dabei auf wohl fundierte Untersuchungen, die im Jahre 1951 durch Versuche von DAM eingeleitet wurden und zeigten, daß sich das Vitamin durch körperfremde Antioxydantien, wie zum Beispiel Methylenblau, teilweise ersetzen läßt. Antioxydantien, wozu auch das Vitamin E gehört, sind Redoxsysteme, welche durch Abfangen freier Radikale Kettenreaktionen abbrechen können, wie sie bei der Bildung von körperfremden Peroxyden ablaufen.

Besonders empfindlich gegen Sauerstoff bei gleichzeitiger Neigung zur Peroxydbildung sind die ungesättigten Fettsäuren in den Fetten und Lipoiden tierischer Gewebe. Zur Erklärung des Mechanismus ihrer Entstehung sind noch eine Reihe von Fragen offen, z. B. die Bedeutung der Konzentration und des Oxydationspotentials des Substrates. Ferner wissen wir noch nicht, ob Sauerstoff, der mittels Hämoglobin an die Zellen gebracht wird, oder ob bereits andere Peroxyde aus dem Stoffwechsel für diese Reaktion verantwortlich sind. Auch fehlt uns noch die Kenntnis über die im Gewebe zur Bildung von Peroxyden wirksamen Katalysatoren, wofür Schwermetallionen, Hämoglobinderivate, Coeruloplasmin oder andere metallorganische Komplexe in Frage kommen. Zweifellos beruht jedoch ein großer Teil der Vitamin-E-Mangelschäden auf der oxydativen Zersetzung von Körperfetten bzw. auf der Giftigkeit der dabei gebildeten Fettsäureperoxyde.

Die unbestreitbare Antioxydanzwirkung der Tocopherole *in vivo* und *in vitro* ließ erwarten, daß im tierischen Organismus eine besonders enge Beziehung zu den essentiellen Fettsäuren, nament-

lich zur Linolsäure bestehen muß. Schon EVANS konnte 1927 nachweisen, daß die übliche Schutzdosis von Vitamin E nicht ausreichte, wenn seine Diäten einen hohen Anteil bestimmter Fette enthielten. HORWITT konnte diese Befunde kürzlich beim Menschen bestätigen. Mit einer gesteigerten Aufnahme von Fetten, die essentielle Fettsäuren enthalten, steigt auch der Vitamin-E-Bedarf, so daß es nicht möglich ist, eine Schutzdosis ohne Berücksichtigung des Anteils dieser Fettsäuren in der Nahrung anzugeben. Tierversuche zeigten, daß der Mehrbedarf etwa 0,5 mg Vitamin E je Gramm mit der Nahrung zugeführter Linolsäure beträgt. Dieses Ergebnis ist insofern beachtenswert, als bei stark linolsäurehaltiger Kost, wie sie heute zur Vermeidung der Erkrankung der Herzkranzgefäße und der Arteriosklerose empfohlen wird, ein nennenswerter Mehrbedarf von Tocopherol im Organismus besteht. Mit besonderer Sorgfalt wird man ebenso auf die Supplementierung mit Vitamin E bei der parenteralen Ernährung durch intravenöse Verabreichung von Fett-emulsionen achten müssen.

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt richten sich die experimentellen Arbeiten auf die Frage, inwieweit sich die Tocopherole gegenüber den anderen körperfremden Antioxydantien auszeichnen und welche Zusammenhänge zwischen der Wirksamkeit und der Struktur der Antioxydantien bestehen.

Wir wissen heute, daß die frühere Auffassung, wonach die Lipide und Lipoproteide der Zellorganellen ein unveränderliches, genetisch festgelegtes Fettsäuremuster haben, nicht zutrifft. Vielmehr wird, ebenso wie beim Depotfett, ihre Fettzusammensetzung durch die Kost mitbestimmt. Diese Tatsache scheint besonders beachtenswert, weil es außer den Fetten keinen Nahrungsbestandteil gibt, der eine so tiefgreifende, unmittelbare Beeinflussung diffizilster und biologisch hochbedeutsamer Zellstrukturen erlaubt. Die Bedeutung essentieller Fettsäuren für die Zellen und ihr Schutz durch Vitamine lassen gerade deshalb bestimmte Zellbausteine besonders geeignet erscheinen, die Wirkung der Antioxydantien zu studieren.

Die topochemischen Untersuchungen der Zelle erstrecken sich dabei auf die Analyse von definierten Fraktionen von Zellmaterial, wie es nach Homogenisieren von Gewebe und Aufbereitung durch Sedimentation gewonnen wird. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß wir das Trennverfahren durch Zentrifugieren in einem Konzentrationsgefälle geeigneter Medien unserem Kollegen BEHRENS in Gießen verdanken. Bei einer solchen Auftrennung erhält man wägbare Mengen von Zellkernen, Mitochondrien und Mikrosomen und außerdem eine Fraktion, welche das Zellplasma enthält. Verfüttert man nun radioaktiv markiertes Tocopherol, so läßt sich später der zeitliche Verbleib und die Verteilung dieser Substanz in den Zellfraktionen feststellen. Dabei zeigt sich, daß das Vitamin E an den Mikrosomen und den Mitochondrien angereichert wird.

Verwendet man an Stelle des Vitamin E ein unnatürliches Antioxydant, z. B. Ethoxyquin, so findet man die Aktivität vorwiegend

im Zellplasma wieder. Diese Substanz wird, obwohl sie eine etwa zehnmal stärkere Antioxydanswirkung *in vitro* zeigt, nicht von den Zellorganellen festgehalten. Verfolgt man die Eintritts- und Ausscheidungsgeschwindigkeit beider Verbindungen, z. B. am Muskel oder am Gehirn, so findet man bei Ethoxyquin eine rasche Aufnahme, aber auch eine ebenso schnelle Abwanderung aus dem Gewebe, während das Vitamin E erst nach Stunden seine höchste Konzentration in den Zellen erreicht hat, die dann aber auch tagelang konstant bleibt und zu einem Zeitpunkt kaum vermindert ist, an dem das unnatürliche Antioxydans völlig ausgeschieden ist.

Neben der Untersuchung von Zellbestandteilen auf ihren Vitamin-E-Gehalt wurde auch die Analyse von Geweben vorgenommen und die Verteilung des Tocopherols auf die verschiedenen Organe untersucht. Interessant ist, wie von WISS und Mitarbeitern festgestellt wurde, daß die Nebennieren und die Hypophyse mit Abstand die tocopherolreichsten Organe sind.

Untersuchungen über die Beziehungen des Vitamin E zu den endokrinen Drüsen wurden auf Grund klinischer Befunde schon bald nach der Entdeckung dieses Stoffes angestellt, ohne daß bis heute einwandfrei geklärte Zusammenhänge gefunden wurden. Wir wissen, daß Tocopherol bei beiden Geschlechtern eine Rolle spielt, obgleich die Beeinflussung der Sexualorgane beim weiblichen Tier ganz anders erfolgt als beim männlichen. Während es bei einem weiblichen Tier auch in den letzten Stadien der Avitaminose noch zu einer Befruchtung und einer Schwangerschaft kommen kann, wobei allerdings die Embryonen absterben und resorbiert werden, ist das männliche Tier nach einer gewissen Zeit völlig steril. Während wir beim weiblichen Tier im Ovar jede histologische Veränderung vermissen, finden wir beim männlichen Tier sehr bald faßbare Veränderungen in den Keimdrüsen. Diese Veränderungen sind therapeutisch sehr schwer oder überhaupt nicht zu beeinflussen. Unbeeinflusst bleibt bei männlichen wie auch bei weiblichen Gonaden die Hormonproduktion.

Es liegen mehrere Beobachtungen darüber vor, daß verschiedene Symptome, die während der E-Avitaminose der Ratte beobachtet werden können, mit der Hypophyse in Beziehung stehen. So hat VERZAR mitgeteilt, daß das Haarkleid E-frei-ernährter Tiere sich in derselben Weise ändert wie nach Hypophysektomie. Er hat weiter die Beobachtung gemacht, daß der Grundumsatz E-frei-ernährter Tiere gesenkt ist, und er konnte schließlich zeigen, daß beide Veränderungen durch Injektion von Hypophysenvorderlappenhormonen rückgängig gemacht werden können.

Für das Vorliegen einer Hypophysenstörung bei Vitamin-E-Mangel sprechen auch die Befunde an der Schilddrüse Vitamin-E-frei-ernährter Tiere. Die Schilddrüse zeigt einen deutlichen Ruhezustand in ähnlicher Weise wie nach Kastration. Zur Nachprüfung des Vitamin-E-Einflusses auf die Hypophyse haben wir als erstes die

Schilddrüse als eine von der Hirnanhangsdrüsenfunktion abhängige endokrine Drüse untersucht.

Die vermutete Abhängigkeit zum Vitamin-E-Status hat sich bestätigt. Das in der Schilddrüse gebildete Hormon Thyroxin ist an Eiweiß gebunden und wird durch proteolytische Vorgänge in Freiheit gesetzt, die wiederum durch das thyreotrope Hormon der Hypophyse gesteuert werden. Entfernt man operativ die Hypophyse bei Versuchsratten, so kann kein Thyroxin mehr freigesetzt werden, und es kommt zu einer Funktionseinschränkung der Schilddrüse. Letztere ist mit einer Verdichtung des Schilddrüsenkolloids infolge Aufstauung verbunden. Diese Verdichtung des Kolloids in den Drüsenfollikeln läßt sich im histologischen Präparat auf interferenzmikroskopischem Wege quantitativ messen. Bei Vitamin-E-verarmten Ratten erhielten wir Meßwerte, die nahe an die hypophysenloser Ratten herankamen. Als es schließlich noch gelang, diese Veränderungen des Schilddrüsenkolloids durch Injektion von thyreotropem Hormon zum größten Teil wieder aufzuheben, durften wir schließen, daß bei der Ratte die Funktion des Hypophysenvorderlappens, nämlich die Schilddrüse zu stimulieren, bei Vitamin-E-Mangel erheblich eingeschränkt ist, wobei noch offen bleibt, wie weit der Jodstoffwechsel selbst mit dem Vitamin-E-Status in Wechselwirkung tritt. Es ist ferner noch ungeklärt, ob darüber hinaus ein seit kurzem angenommener, übergeordneter Faktor des Zwischenhirns betroffen ist.

Ein weiterer Hinweis auf die Wechselwirkung zwischen Vitamin E und den endokrinen Drüsen zeigt sich im Wachstum der Versuchstiere. Hypophysektomierte Ratten, die unter der Wirkung anaboler Hormone einen deutlichen Gewichtsanstieg zeigen, lassen diesen Effekt im Vitamin-E-Mangel vermissen. Wir konnten diese Beobachtung wiederholt anstellen. Wenn man hypophysenlose Tiere, die sich im Vitamin-E-Mangel befinden, durch tage- bis wochenlange Verabreichung von Tocopherol wieder aus dem Mangelzustand herausführt, so läßt sich bei ihnen durch anabole Hormone der Wachstumseffekt doch nicht wieder auslösen. Die gleiche Erfahrung machten wir bei Versuchen, die normale Schilddrüsenfunktion durch Vitamin-E-Zufuhr wieder herzustellen. Es hat den Anschein, daß ein manifester Vitamin-E-Mangel Schäden hinterläßt, die im Gegensatz zum Mangel an anderen Vitaminen durch Zufuhr von Tocopherol nicht kurzfristig behoben werden können.

Dem Stand der Forschung entsprechend können wir heute annehmen, daß dem Vitamin E zwar keine Spezifität im Sinne eines Coenzym zukommt, wohl aber eine selektive Wirkung. Diese ermöglicht es, daß die Mitochondrien und Mikrosomen der Zellen, die etwa zu einem Drittel aus Lipoiden bestehen, als die Träger wichtiger Enzyme durch die Tocopherole geschützt werden.

Mit dem Vitamin E, dessen Wirkungsweise in groben Zügen dargestellt wurde, ist eine einzige Substanz aus der großen Menge biologisch wichtiger Stoffe herausgegriffen. Sie steht in keinem bekannten Zusammenhang mit den aktuellen, heute viel diskutierten

und effektvollen Themen, wie z. B. der Molekularbiologie, der Proteinsynthese oder dergleichen, und doch schien sie geeignet, an den Bemühungen um die Aufklärung ihrer biologischen Funktion zu zeigen, wie Physiologie, Pathologie, Toxikologie und experimentelle Medizin herangezogen werden müssen, alle Beobachtungen über die Wirkung einer Substanz zu berücksichtigen und zu nutzen, damit sie schließlich auf die physiologisch-chemisch relevanten stofflichen Veränderungen reduziert werden kann.

Wenn am Ende solcher Arbeiten ein reproduzierbarer und definierter biochemischer Prozeß wenigstens als Teil dieser Wirkung erkannt ist, so haben wir damit noch keinesfalls die gestellte Aufgabe erfüllt. So liefert uns z. B. die Kenntnis der antioxidativen Wirkung des Vitamin E keinerlei Hinweise darauf, daß im Mangelzustand speziell Störungen der Gehirnfunktion oder der Fertilität auftreten können oder müssen. Hieraus ergibt sich zwangsläufig der nächste Schritt zur Fortführung des Problems.

Es heißt nun, an den Anfang, nämlich zur biologischen und klinischen Beobachtung zurückzukehren und unter Berücksichtigung der biochemischen Informationen neu zu beginnen, gleichsam mittels eines neuen iterativen Schrittes weitere Wechselbeziehungen aufzufinden und das solange fortzusetzen, bis es möglich ist, die Erscheinungen lebendigen Geschehens mit der Abstraktion biochemischer Reaktionen zu verknüpfen und in Einklang zu bringen.

Die Entwicklung der Universitäts-Frauenklinik Gießen

Fast auf den Tag genau vor 150 Jahren *), am 15. November 1814, wurde die geburtshilfliche Klinik der damaligen Universitas Ludoviciana eröffnet. Das Gedenken an diesen Tag sollte nicht im Erwecken einer ehrwürdigen Tradition erstarren, es sollte aber auch keineswegs allein auf eine zukünftige Entwicklung ausgerichtet sein. Ich glaube, unserer Universität das Zeugnis ausstellen zu dürfen, daß in ihr die Ausgewogenheit zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einen ganz besonderen Ausdruck findet, nicht zuletzt infolge der Zäsur in ihrem Bestehen nach dem letzten Krieg, aber auch in Anbetracht einer freiheitlichen und fortschrittlichen Gesinnung, die ihr von jeher eigen war.

Die Geschichte der Gießener Universitäts-Frauenklinik wurde durch kriegerische Einwirkungen erheblich beeinflußt. Hinter der Zeughauskaserne, inmitten des botanischen Gartens, war zwischen 1811 und 1813 das „Accoucheurhaus“ entstanden, vom Volksmund bald in „Engagierhaus“ umgewandelt, das später das physiologische und dann das botanische Institut beherbergte. Doch wurde das noch nicht völlig fertiggestellte Haus 1813 im Zuge der Befreiungskriege zunächst als preußisch-russisches Kriegslazarett verwendet, so daß es erst am 15. November 1814 seiner Bestimmung zugeführt werden konnte, eine in Anbetracht der heutigen Verhältnisse immerhin noch tragbare Verzögerung. Die Hundertjahrfeier der Klinik fiel in die ersten Monate des Weltkrieges 1914, in eine Zeit, die für die feierliche Begehung dieses Tages nicht den rechten Rahmen zu bieten vermochte. Mit fast einjähriger Verspätung erschien eine Festschrift *Die Gießener Universitäts-Frauenklinik einst und jetzt*, herausgegeben von dem damaligen Direktor der Klinik ERICH OPITZ, im Bestreben — ich zitiere —, „den von meinen Vorgängern begründeten Ruf der Gießener Frauenklinik sowohl als einer Zuflucht der Gebärenden, als Heilstätte kranker Frauen, als Lehranstalt für Studenten und Hebammen, wie endlich als einer Stätte wissenschaftlicher Arbeit zu erhalten und womöglich zu mehren“.

Heute trennt uns nicht einmal ein Monat von der 20jährigen Wiederkehr des Tages, an dem die von Prof. VON JASCHKE hervorragend ausgebaute Klinik praktisch vollkommen vernichtet wurde. Der Schatten dieser Katastrophe lastet auch heute noch schwer auf der Klinik. Ich bin der Überzeugung, daß mein Kollege Prof. DOST genau wie ich empfindet, daß es uns beiden lieber wäre, es würde die heutige enge persönliche und räumliche Beziehung durch eine räumliche Distanzierung ersetzt, die die persönliche Verbindung, wäre dieses überhaupt möglich, eher noch enger gestalten könnte.

*) Gekürzte Ansprache anlässlich der 150-Jahr-Feier der Klinik am 14. November 1964.

Die zukünftige Universitäts-Kinderklinik ist fertig geplant, das für sie erforderliche Gelände liegt als erschlossenes Brachland vor, so daß nur noch der Startschuß zu erfolgen braucht, den wir sehnsüchtig erwarten. Ich weiß, daß überall guter Wille herrscht, ich weiß aber leider auch, daß die begründeten und in ernster Stunde vorgebrachten Empfehlungen des Wissenschaftsrates an dem schwerfälligen Mechanismus der Erstellung von Bauten der Universität entgegen unseren Erwartungen nicht einen Deut verändern konnten. Trotzdem begeht meine Klinik diesen Geburtstag mit dem frohen Optimismus des Geburtshelfers, der weiß, daß nach erfolgter Implantation — und diese liegt ja sicher vor — und nach angemessener Tragzeit, allerdings mit der Gefahr einer Übertragung, schließlich die Geburt wird erfolgen müssen. Wenn dann einmal das Kuckucksei, es sei mir dieser Ausdruck gestattet, ausgebrütet sein mag, dann sollte alles geschehen, die Mutter, meine Klinik, in einen ausgewogenen Zustand der Funktion zu bringen, dessen sie dringend bedarf. Zufriedenheit macht müde, meine Klinik hat somit alle Ursache, in einem Zustand äußerster Munterkeit in die nächsten 150 Jahre ihres Bestehens einzutreten.

Die Gründung der Gebäranstalt der Universität Gießen erfolgte einige Jahrzehnte nach der Einführung der Geburtshilfe in den Unterricht von Studenten der Medizin in Deutschland. Erst die Berufung von JOHANN GEORG ROEDERER auf den Lehrstuhl für Geburtshilfe in Göttingen im Jahre 1751 hatte hierfür den Weg freigemacht. 1754 wurde der theoretische Unterricht der Geburtshilfe für Studenten an der Universität Wien eingeführt, während die ebenfalls 1751 begründete Berliner Hebammenschule der Charité ausdrücklich nur für die Unterweisung von Hebammen und Wickelfrauen bestimmt war. Im Ausland, in Frankreich, Holland und England, diente die schon länger bestehende Anstaltsgeburtshilfe zwar lediglich dem Hebammenunterricht, es hatten sich jedoch schon viele Wundärzte nach ursprünglicher Anlernung durch Hebammen zu hervorragenden Geburtshelfern entwickelt. Es sei nur an die Erfindung der Zange etwa im Jahre 1600 wahrscheinlich durch PETER CHAMBERLEN DEN ÄLTEREN und das Lehrbuch der Geburtshilfe aus dem Jahre 1687 von MAURICEAU erinnert. JOHANN JAKOB FRIED in Straßburg, der Lehrer von ROEDERER, bezog von 1737 ab die Medizinstudenten in den geburtshilflichen Unterricht mit ein.

Sehr lange war also in Deutschland die Geburtshilfe eine Weiberkunst geblieben, die der Männer unwürdig war und mit der sie sich nicht zu befassen hatten. Männliche Hilfe wurde nur in äußersten Notfällen herangezogen. Zwei Darlegungen von OSIANDER mögen diesen Zustand kennzeichnen. Die eine: „Noch im Jahre 1522 wurde ein Arzt in Hamburg, Doctor Veit, öffentlich verbrannt, weil er sich bei Frauen in Kindsnöten für eine Bademutter hatte brauchen lassen.“ Die andere: „Die meisten Geburtshelfer waren rohe Handwerker, die ohne Vorkenntnisse von der Bartstube ausgingen, und ihre ganze Kunst bestand in Henkersoperationen, in Bohren, Bre-

chen, Gliederabreißen, Zerstückeln und Eingeweideausziehen.“ Es bedeutete somit einen großen Schritt, dieses männerunwürdige Handwerk auf die Stufe eines akademischen Faches zu heben. VON SIEBOLD kennzeichnet ihn treffend in seinen geburtshilflichen Briefen: „Von hier aus verbreitete sich Licht über so manches, was den Ärzten wegen Entziehung der Gelegenheit durch die Hebammen dunkel geblieben. Hier konnte der Mann den Gesetzen der Natur bei ihrem großen Geschäfte nachspüren und dasjenige allmählich feststellen, was als Norm angesehen werden muß.“

So sehr rosig sahen allerdings zunächst die äußeren Umstände für die Erreichung dieses Zieles nicht aus. Über die erste Zeit des klinischen Unterrichtes der Geburtshilfe ist aus Göttingen einiges überliefert. Schon damals scheint die Ansicht bestanden zu haben, klinische Lehranstalten müßten sich nach Möglichkeit selbst erhalten; denn jeder Student, der ROEDERER hören wollte, mußte pro Semester 3 Taler an den Oeconomicus des Accoucheurhauses entrichten. Die Tendenz zur Klinikentbindung war offensichtlich gering, denn die Belegung erfolgte lediglich durch „lüderliche Weibsstücke“. Aber auch hierfür bedurfte es besonderer Nachhilfe, denn es mußten eigens Werber gehalten werden, die dem Gebärhaus für einen Entgelt von 6 Groschen „schwängere Subjekte“ zuführten.

So etwa oder auch schon besser mögen die Verhältnisse zur Zeit der Gründung des Gießener Gebärhauses gewesen sein. Es sind leider keine Quellen mehr vorhanden, aus denen Einzelheiten erfahren werden könnten.

Aus einer Chronik geht hervor, daß in Gießen im Jahre 1799 der Stadtphysikus Prof. J. S. E. SCHWABE Hebammenunterricht erteilte, eine Entbindungsanstalt bestand jedoch noch nicht. Für die Errichtung des Accoucheurhauses setzte sich nachdrücklich Privatdozent E. W. NEBEL ein, ein Schüler von FRIED in Straßburg, der in Gießen Chirurgie lehrte. Nachdem 1807 die Festungswälle der Stadt niedrigerissen worden waren, nahm die Realisierung des Planes auf Grund einer schon lange bestehenden Stiftung des Landgrafen Ludwig X. konkrete Formen an. Die Pläne der Entbindungsanstalt wurden von Prof. G. F. W. BALSER entworfen und fanden die Billigung der Regierung. Es fehlte jedoch zunächst, wie so oft in der Geschichte, trotz der bestehenden Stiftung an Geld. Jedenfalls war der Lehrstuhl eher da als die bezugsfähige Klinik. 1812 wurde LUDWIG LEONHARD HEGAR zum Lehrstuhlinhaber für Geburtshilfe ernannt. Er mußte seine Übungen in Geburtshilfe im Zucht- und Stockhaus vornehmen. 1813 brach eine Typhusepidemie in dem mit preußischen und russischen Soldaten belegten Lazarett aus, und HEGAR erlag ihr im Alter von 25 Jahren, ohne sein Amt als Direktor des Accoucheurhauses angetreten zu haben.

Im Jahre 1814 wurde FERDINAND AUGUST MARIA FRANZ VON RITGEN im Alter von 27 Jahren auf den Lehrstuhl für Chirurgie und Geburtshilfe berufen, den er 53 Jahre lang bis zu seinem Tode im Jahre 1867 innehatte. VON RITGEN war Schüler von FRIES in

Münster und ein hervorragender, allerdings nicht immer unumstrittener Geburtshelfer, dessen Veröffentlichungen sich außer Geburtshilfe mit Physik, Chemie, Botanik, Philosophie und Astronomie befaßten. Vorlesungen hielt er über Geburtshilfe, Chirurgie, Polizeimedizin und Psychiatrie. Im Jahre 1824 wurde er zusätzlich Arzt am Stadthospital, an dem er eine medizinisch-chirurgische Klinik errichtete. Ausschlaggebend für das Fach der Geburtshilfe war es, daß er erstmals in Gießen Studenten und Hebammen praktisch in Geburtshilfe unterrichtete. Die kräftige und eigenwillige Persönlichkeit VON RITGENS erreichte die Ausgestaltung des ursprünglichen Accoucheurhauses zu einer Klinik, die für die damalige Zeit als durchaus modern bezeichnet werden kann. Dabei versorgte VON RITGEN seine 44 Betten umfassende Klinik ohne jeden Mitarbeiter. Als 1837 die Trennung der Professur für Chirurgie von der für Geburtshilfe erfolgte, entschied er sich für das Fach der Geburtshilfe. Der Nachwelt ist sein Name durch eine besondere Art des Dammschutzes erhalten geblieben.

Nach VON RITGENS Tod war über die Besetzung des Lehrstuhls zunächst keine Einigung zu erzielen, er wurde in zwei Extraordinariate geteilt. KARL FRIEDRICH JOSEF BIRNBAUM war Hebammenlehrer und von 1868 bis 1872 Direktor der Entbindungsanstalt. FERDINAND ADOLF KEHRER las zunächst nur theoretische Geburtshilfe; er wurde 1872, nachdem er einen Ruf nach Zürich erhalten hatte, zum Ordinarius ernannt und leitete die Klinik bis zu seiner Berufung nach Heidelberg 1881. BIRNBAUM trat völlig in die Praxis zurück.

In der nächsten Zeit wechselte das Ordinariat häufig. Auf FRIEDRICH AHLFELD (1881—1883) und RUDOLF KALTENBACH (1883 bis 1887) folgte MAX HOFMEIER (1887—1888), der Begründer der Schule, der ich über OTTO VON FRANQUÉ, der gleichfalls in Gießen lehrte, und über HEINRICH MARTIUS angehöre. Die Nachfolger von HOFMEIER bis zur Ernennung von R. TH. VON JASCHKE waren CHRISTIAN ADOLF HERMANN LÖHLEIN (1888—1901), HERMANN JOHANNES PFANNENSTIEL (1902—1906), OTTO VON FRANQUÉ (1906 bis 1912) und ERICH OPITZ (1912—1918). Während dieser Zeit machte das Fach eine Phase ungeheurer Entwicklung durch, die an die Ausgestaltung der Klinik entsprechende Anforderungen stellte.

Unter F. AHLFELD wurde die alte Klinik im Botanischen Garten erheblich erweitert. Ein entscheidender Schritt in der Weiterentwicklung des Faches erfolgte unter R. KALTENBACH durch die Einführung der operativen Gynaekologie, die den anderen Teil des Fachgebietes, die Frauenheilkunde begründete. Nachdem Anfang der sechziger Jahre EUGEN KOEBERLÉ in Straßburg die ersten guten Ergebnisse mit der Ovariectomie erzielt hatte, entwickelte sich die operative Frauenheilkunde mit Riesenschritten. Die Formung der Gynaekologie an den geburtshilflichen Kliniken widerlegt eindeutig die oft geäußerte Ansicht, die Frauenheilkunde sei als eine Tochter

der Chirurgie anzusehen. Sie ist vielmehr eine jüngere Schwester der Geburtshilfe, wie G. B. GRUBER es ausgedrückt hat.

R. KALTENBACH erreichte kurz vor seiner Berufung nach Halle die Zusage für einen Neubau der Klinik am Seltersberg, wo wir uns jetzt befinden. Diese neue Klinik, das Mittelstück des heutigen hufeisenförmigen Baues, wurde in der Zeit von 1887 bis 1890 errichtet und von CH. A. LÖHLEIN eröffnet. Der Neubau wies die gleichen Nachteile auf, wie meine zur Zeit noch auf eingeschränktem Raum arbeitende Klinik: einem pompösen, groß bemessenen Treppenhaus standen zu wenige und zu kleine Nebenräume gegenüber. H. J. PFANNENSTIEL erreichte den Ausbau des nördlichen Flügels, als er einen Ruf nach Freiburg abgelehnt hatte. Der Erweiterungsbaue wurde jedoch erst unter O. VON FRANQUÉ fertiggestellt. Damit war die Struktur der Klinik, wie sie heute noch besteht, grundsätzlich festgelegt, d. h. in der Anordnung der wichtigsten Funktionsräume und der Krankenzimmer hat sich kaum etwas geändert. Der Südflügel der Klinik, die derzeitige Kinderklinik, wurde erst 1923 vollendet.

E. OPITZ hat, zum großen Teil während des Ersten Weltkrieges, die Klinik weiter ausgestaltet und modernisiert. Die Festschrift, die zum 100jährigen Bestehen der Klinik 1915 erschien, vermittelt interessante Einblicke in die vielfältigen wissenschaftlichen Arbeitsgebiete der Klinik und in das hohe operative Können, das in ihr herrschte. Leider ist über die damalige Bettenzahl nichts zu erfahren. Die Zahl der Patientinnen, einschließlich der Gebärenden, war von 921 im Jahre 1903 auf 1386 im Jahre 1912 gestiegen. Der ärztliche Dienst wurde außer vom Direktor von einem Oberarzt und vier Assistenzärzten versehen. Die Kranken- und Wochenpflege oblag einer Oberschwester und 15 Schwestern. Im Kreißaal waren zwei Hebammen tätig, die abwechselnd 24 Stunden Dienst machten und 24 Stunden frei hatten. Diese Angaben mögen für einen Vergleich mit heute genügen.

Als E. OPITZ 1918 einem Ruf nach Freiburg folgte, wurde R. TH. EDLER VON JASCHKE, seit 1912 Oberarzt der Klinik, in loco auf den Gießener Lehrstuhl berufen, ein Beweis für das Ansehen und das Vertrauen, das er sich in wenigen Jahren erworben hatte. Die Klinik wurde unter R. TH. VON JASCHKE, der mehrere ehrenvolle Rufe ablehnte, zu einer der schönsten und besteingerichteten Frauenkliniken Deutschlands ausgebaut. Er war ein hervorragender, begeisterter Lehrer. Es gibt kaum ein Gebiet des Faches, das seine umfangreiche wissenschaftliche Tätigkeit nicht erfaßte. Die größten Verdienste hat er sich um das Kreislaufverhalten in der Schwangerschaft und nach der Operation, im besonderen die Thrombose- und Embolieprophylaxe, um die Physiologie und Pflege des Neugeborenen, die Pathogenese und Therapie der Senkungen des Genitale und um die Verbesserungen der Lumbalanaesthesie erworben. Hinzu kommt der fast legendäre Ruf VON JASCHKES als einer der sichersten und schnellsten Operateure nicht nur seiner Zeit. Ich muß es mir versagen, auf seine hervorragenden Verdienste für das Fachgebiet

und die Klinik weiter einzugehen; die Klinik erlebte unter ihm eine ausgesprochene Glanzzeit. Die Verehrung und Dankbarkeit, die wir für diesen hervorragenden Mann hegen, finden darin ihren Ausdruck, daß dieser Hörsaal seinen Namen trägt und sein Bildnis die nachfolgenden Generationen stets an einen der Großen unseres Faches erinnern wird.

Am 6. Dezember 1944 sank die Klinik in Schutt und Asche. Der Hörsaal und die Stelle, an der wir uns jetzt befinden, wurden bis auf die Grundmauern zerstört, der übrige Bau in eine Ruine verwandelt. Menschenleben fielen glücklicherweise dem Bombenangriff nicht zum Opfer. Das ganze Klinikpersonal, einschließlich des selbst schwer erkrankten Klinikdirektors, sorgte für die Bergung der Kranken und die Rettung der kümmerlichen, erhalten gebliebenen Habe. Alle Krankengeschichten der Klinik sind in dieser Nacht verbrannt, ein Verlust, der heute nicht weniger schwer wiegt als damals. Besonders verdient das Rettungswerk des Pförtners Adolf Weber erwähnt zu werden, der sich dabei wiederholter Lebensgefahr aussetzte. Die Klinik wurde in das Kloster Arnsburg verlegt, im erhalten gebliebenen Direktorhaus wurde ein poliklinischer und kleiner klinischer Betrieb eingerichtet. Herr Prof. VON JASCHKE erlebte in der Bombennacht den Verlust eines stolzen Lebenswerkes.

Nachdem R. TH. VON JASCHKE 1947 Gießen verlassen hatte, begann eine schwierige Zeit des Wiederaufbaues durch E. KLEES, Schüler des Marburger Gynaekologen E. KEHRER, der zum kommissarischen Direktor der Klinik ernannt worden war. Unter die damalige Zeit kennzeichnenden Umständen erreichte er in selbstloser und rastloser Bemühung den Wiederaufbau des Nord- und Südflügels und damit die Rückführung der Klinik nach Gießen. Nach der Wiedererrichtung der Gießener Universität, zunächst als Justus Liebig-Hochschule, wurde HANS ROEMER, Schüler von v. JASCHKE, 1952 auf den Lehrstuhl für Gynaekologie berufen, den er bis 1955 innehatte. Während seines Direktorates wurde der Mittelflügel in seiner heutigen Gestalt wiederhergestellt, und es wurden die Voraussetzungen für den Lehr- und Forschungsbetrieb der Klinik neu erschaffen. Am 30. Oktober 1955 erfolgte in Anwesenheit von Prof. VON JASCHKE die feierliche Einweihung der wiederaufgebauten Klinik und die Namensgebung dieses Hörsaales.

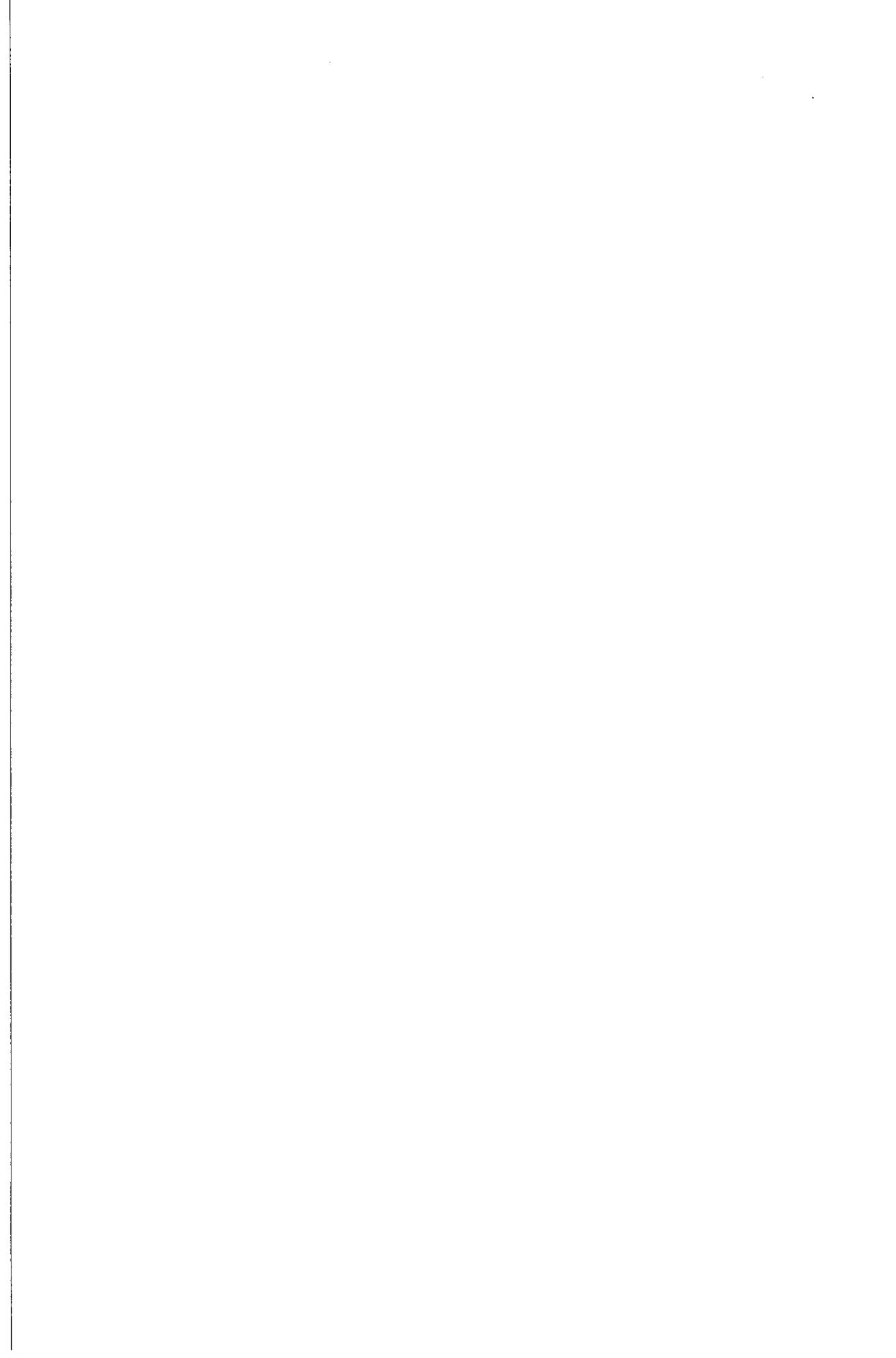
Mit diesem Zeitpunkt setzte eine neue Phase in der Wiederentwicklung der Klinik ein. Für Forschungslabors wurde der letzte Winkel nutzbar gemacht, bis vor einigen Jahren eine Kapazität erreicht wurde, die nicht mehr überschritten werden kann. Der klinische Betrieb hat sich kontinuierlich weiterentwickelt, so betrug z. B. die Zahl der Geburten 699 im Jahre 1956, 1271 im Jahre 1963. Diese Steigerung der Geburtenzahl erfolgte bei unveränderter Anzahl der Betten. Die sich daraus ergebenden organisatorischen Schwierigkeiten liegen auf der Hand. In dem Raum, der von der Klinik dreiseitig umschlossen wird, steht der Bunker für Hochvolttherapie zum

gemeinsamen Gebrauch mit der Wilhelm Conrad Röntgen-Klinik kurz vor der Vollendung.

Lassen Sie mich zum Schluß einen Blick in die Zukunft tun und darlegen, wie ich mir die Struktur der Klinik vorstelle, wenn sie auch über ihren Südflügel wieder verfügen wird. Es wird sich dann endlich die Möglichkeit ergeben, echte Funktionseinheiten zu schaffen, was eine unbedingte Forderung der Rationalisierung menschlicher Arbeitskraft darstellt. Der Ausbau der Klinik wird sich somit weit mehr auf die Schaffung der notwendigen Labor- und Funktionsräume als auf eine maximal mögliche Erhöhung der Bettenzahl erstrecken. Ich gehöre zu den Klinikdirektoren, die die Bettenzahl ihrer Klinik nicht als Ausdruck für ihr Prestige ansehen.

Wir haben einen langen Weg von v. RITGEN bis in eine hoffentlich nicht mehr allzuferne Zukunft im Zeitraffertempo zurückgelegt. Jeder Direktor dieser Klinik wird sein Erbe in die Hand seines Nachfolgers legen und wird das fertiggebaute Haus niemals sehen dürfen, denn jede Vollendung würde Stillstand bedeuten.

Ich wünsche meiner Klinik für ihre Zukunft: Möge in ihr Achtung vor der Menschenwürde immer oberstes Gebot sein, möge sie ihrer Verpflichtung für die Lehre mit stetem Bemühen nachkommen, möge ihre Forschung zum Wohle der Menschheit beitragen, und mögen die Gebärenden und kranken Frauen die Hilfe erhalten, die nach dem Stande der Wissenschaft möglich ist. Diese Wünsche können in Erfüllung gehen, wenn die Tätigkeit in diesem Hause nicht durch das Ausmaß der Mauern und Apparate, sondern durch pulsierendes Leben bestimmt wird.



Wandel in Gynäkologie und Geburtshilfe im Laufe der letzten 50 Jahre

Gegenüber anderen medizinischen Disziplinen *) dürfte die Frage, welcher Wandel sich in unserem Fache in den letzten 50 Jahren vollzogen hat, deshalb besonders interessant sein, weil es in stärkerem Maße auf den physiologischen zyklischen Vorgängen des weiblichen Organismus aufbaut und darüber hinaus manche Frauenkrankheiten Abirrungen und Entgleisungen von den normalen Vorgängen der Vorbereitung auf eine Schwangerschaft oder der Erfüllung an den weiblichen Geschlechtsorganen darstellen, wie es VON MICULICZ-RADECKI formuliert hat. Der Wandel gynäkologischer Krankheitsbilder könnte daher, was gelegentlich der Fall zu sein scheint, auch auf einem Wandel menschlichen Lebens beruhen. Andererseits kann er aber auch dadurch verursacht sein, daß sich unsere Kenntnisse in ätiologischer oder diagnostischer Beziehung ebenso verbessert haben wie unsere therapeutischen Möglichkeiten. Der eine Grund mag den anderen nicht selten verdecken. In der Gesamtbetrachtung und Wertung ergibt sich ein vielfarbiges Bild, aus dem ich im Rahmen des Vortrages nur Einzelnes, besonders Hervorstechendes und mir wichtig Erscheinendes in wenigen Strichen zeichnen kann.

Unsere Kenntnisse über die physiologischen zyklischen Vorgänge bei der Frau sind vor rund 50 Jahren durch die morphologischen Studien an der Gebärmutter Schleimhaut von ROBERT SCHRÖDER grundlegend erweitert worden. Während die im Eierstock ablaufenden Vorgänge, die bekanntlich in der Eireifung, dem Eibläschenprung und der Gelbkörperbildung bestehen, schon länger bekannt und in ihrer Bedeutung richtig gesehen worden sind, konnte er erstmalig zeigen, daß im Endometrium innerhalb eines monatlichen Zyklus gesetzmäßige Veränderungen ablaufen, die von der Ovarialfunktion abhängig sind und mit ihr parallel gehen. Es ergab sich hierbei die bemerkenswerte Feststellung, daß aus dem histologischen Bild für jeden Zeitpunkt des Zyklus ein bindender Schluß auf den jeweiligen Funktionszustand der Keimdrüsen gezogen werden kann. Diese Erkenntnis hat sich in der Folgezeit für die Diagnostik und eine etwa notwendige Therapie der normalen Zyklusverhältnisse wie auch ihrer krankhaften Störungen als besonders fruchtbar erwiesen.

Wurde von SCHRÖDER zunächst nur vermutet, daß die Schleimhautveränderungen der Gebärmutter durch die in den Keimdrüsen gebildeten Hormone verursacht seien, so konnte die Richtigkeit

*) Festvortrag aus Anlaß des 150jährigen Bestehens der Universitäts-Frauenklinik Gießen am 14. November 1964.

dieser Annahme erst wesentlich später durch CARL KAUFMANN bestätigt werden, nachdem es gelungen war, diese Wirkstoffe in ihrer chemischen Struktur aufzudecken und durch die pharmazeutische Industrie in wirksamer Form herzustellen. Wie umfangreich die hierfür vorausgegangene tierexperimentelle und klinische Forschungsarbeit in der ganzen Welt gewesen ist, vermögen eigentlich nur die voll zu würdigen, die diese Zeit selbst miterlebt haben.

Ein besonders beeindruckendes Ergebnis jener Jahre war die Entdeckung von ASCHHEIM und ZONDECK, daß die Diagnose einer jungen Schwangerschaft aus dem Urin im biologischen Tierversuch an der Maus mit 99% Sicherheit möglich ist. Hiermit erfüllte sich gleichsam ein alter Wunschtraum der Menschheit, mittels einer einfachen Methode eine Frühschwangerschaft dignostizieren zu können. In der Folgezeit hat es nicht an Bemühungen gefehlt, diese Möglichkeit auszubauen und dabei insbesondere die Zeitdauer abzukürzen. Nach unseren eigenen Erfahrungen erreicht indessen keiner dieser neuen Teste die erforderliche Treffsicherheit. Ob die Tendenz zur Abkürzung der Schwangerschaftsreaktionen im übrigen einem echten ärztlichen Bedürfnis entspricht, sei dahingestellt.

Die grundlegenden Forschungsergebnisse über das Verhalten der Gebärmutterschleimhaut während des mensuellen Zyklus sind bis in die jüngste Zeit hinein in histochemischer, fermentanalytischer und auch morphologischer Beziehung ergänzt und ausgeweitet worden. Hierbei scheinen mir die neugewonnenen Befunde über die Gefäßversorgung des menschlichen Endometriums von besonderer Bedeutung zu sein, weil sie uns sowohl das Zustandekommen der normalen monatlichen Regelblutung wie auch pathologischer Blutungen verständlicher machen. Darüber hinaus können sie auch eine Erklärung abgeben für die Bewertung funktioneller Faktoren, die ätiologisch bei etwaigen Blutungsanomalien berücksichtigt werden müssen.

Schließlich wurden durch die neu gewonnenen Erkenntnisse über den physiologischen Ablauf des monatlichen Zyklus bei der Frau auch die Bewertung der Regelblutung selbst erst richtiggestellt. Während sie früher für das Wesentliche der sich an den Genitalorganen abspielenden Vorgänge gehalten worden war — deshalb verständlich, weil die Blutung nach außen sichtbar ist —, stellt sie in Wirklichkeit nur das Ende eines Funktionsvorganges dar, der vier Wochen vorher beginnend, sein eigentliches Ziel, der Vorbereitung für eine Schwangerschaft zu dienen, nicht erreicht hat. Wahrlich ein bedeutender Wandel in der Auffassung über das physiologische Geschehen an den Geschlechtsorganen!

Neben dieser, der Fortpflanzung dienenden Aufgabe der Keimdrüsen, wurde vermehrt auch auf ihre vegetative Funktion hingewiesen. Das in den Eierstöcken in den wachsenden Follikeln gebildete Hormon wirkt nicht nur spezifisch auf die Genitalorgane, sondern auch auf die Ausbildung der sekundären Geschlechtsmerkmale, des Körperbaues und seiner Formen, der Stimme und der

Psyche. Die Möglichkeit, durch künstliche Hormonzufuhr einen etwaigen Mangel in der eigenen Hormonbildung zu beseitigen, bedeutet einen wesentlichen therapeutischen Fortschritt.

Aus der intensiven Beschäftigung mit den das zyklische Geschehen beeinflussenden Hormonen sowie der tierexperimentell gewonnenen Erkenntnis, daß den Keimdrüsen der Hypophysenvorderlappen mit seiner Funktion übergeordnet ist, ergaben sich bedeutungsvolle Anregungen für die gesamte Endokrinologie. Sie nahm infolgedessen einen ungeahnten Aufschwung. Dabei wurde als Wichtigstes erkannt, daß die verschiedenen endokrinen Drüsen und ihre Tätigkeit nicht nebeneinander wirken, sondern sich durch ihre Hormone gegenseitig fördernd oder hemmend beeinflussen.

Freilich haben die entscheidenden Errungenschaften der Hormonforschung zeitweilig zu einer Überbewertung der Hormone nicht nur für die zyklischen Vorgänge, sondern auch für krankhafte Zustände geführt. Erst nach und nach wurde klar, daß hierbei auch das Vegetativum, psychische Faktoren und Umwelteinflüsse eine wichtige Rolle spielen. Sie bilden nach FERDINAND HOFF einen „Funktionskreis“, der in seiner Gesamtheit einen komplizierten und fein reagierenden Mechanismus darstellt, in dem vielfältige, über verschiedene Wege ablaufende Reize Störungen setzen können. Sie müssen im einzelnen aufgedeckt werden, wenn man sie einer erfolgreichen Therapie zuführen will. Auf die Abhängigkeit zahlreicher krankhafter Veränderungen, besonders von der Psyche, haben ERWIN KEHRER und AUGUST MAYER schon früh und immer wieder aufmerksam gemacht.

Wenn diese Dinge so schwer mit unseren bis dahin gültigen Vorstellungen über das pathogenetische Geschehen ganz allgemein in Einklang zu bringen waren, so lag dies zweifellos darin begründet, daß unsere Kenntnisse vom morphologischen Aufbau des vegetativen Nervensystems als Vermittler für solche Abläufe reichlich lückenhaft waren. Hier haben die Untersuchungen über die Morphologie des vegetativen Nervensystems durch BOEKE, PHILIPP STÖHR, SUNDERPLASSMANN u. a. bahnbrechend gewirkt. Erst durch sie wurden auch die Gedanken der Relationspathologie von RICKER verständlicher, in der er das „neurale Prinzip“ zum Leitmotiv der Krankheitslehre machte. Es ist heute für unsere Vorstellungen unwesentlich, ob das Primat dieses Prinzips aufrecht erhalten werden kann oder nicht. Für das Verständnis vieler vegetativer Erscheinungsbilder bei der Frau hat es sich nach meiner Meinung zumindest als fruchtbar erwiesen. Wir selbst glauben, daß sich auf diese Weise ein großer Teil der in der heutigen Zeit so häufig vorkommenden funktionellen Beschwerden zwanglos erklären lassen. Sie sind daher nach unseren Erfahrungen auch ein besonders dankbares Anwendungsgebiet für eine erfolgreiche Neuraltherapie, mit der es gelingt, die Frauen von ihren oft jahrelang bestehenden und mit anderen Methoden nur wenig beeinflussbaren Beschwerden zu befreien und sie vor allem vor unnötigen Operationen zu bewahren.

Eine vollkommen veränderte Situation hat sich in den letzten 20 Jahren auch bei den entzündlichen gynäkologischen Erkrankungen ergeben. Wegen der Doppelfunktion des Genitales als vegetativer und generativer Organeinheit ist die Verbesserung in der Behandlung von unspezifischen und spezifischen Entzündungen, wie z. B. der Gonorrhoe und der Tuberkulose, als zweifacher Erfolg zu bewerten. Geht es doch hierbei nicht nur um die Bekämpfung des Krankheitsherdes, sondern vor allem um die früher meist unvermeidbaren Folgen einer bleibenden Sterilität durch Vernarbung und Verschwielung des Gewebes der Eileiter. So hat sich hier weniger durch verbesserte Methoden in der Diagnostik als vielmehr durch die schlagartig einsetzende Wirksamkeit der Sulfonamide und Antibiotika ein erheblicher Gestaltwandel im Ablauf der früher so gefürchteten Genitalentzündungen ergeben. Es gelingt heute in der Mehrzahl, ihre Ausbreitung weitgehend einzuschränken und — was mir ebenso wichtig erscheint — durch rechtzeitige und für den Einzelfall auf die jeweilige Bakterienart abgestellte Therapie einer irreversiblen Zerstörung der Eileitertransportfähigkeit und damit der drohenden Sterilität vorzubeugen.

In diesem Zusammenhang seien die Fortschritte unserer Kenntnisse auf dem Gebiete der Kinderlosigkeit oder Kinderarmut in der Ehe überhaupt erwähnt. Die in den zwanziger Jahren entwickelten Untersuchungsmethoden zur Prüfung der Eileiterdurchgängigkeit und zur röntgenologischen Darstellung von Uterus und Tuben sind in der Diagnostik der Ursachen der weiblichen Sterilität heute unentbehrlich geworden. Die intensive Beschäftigung mit ihr, die besonders in den Jahren nach 1933 aus damals überwiegend bevölkerungspolitischen Gründen eingesetzt hat, ließ sodann erkennen, daß aus der Vielzahl der Sterilitätsursachen sich vier große Gruppen herauschälten, von denen entzündliche Veränderungen im Bereich der Genitalorgane wie auch hormonelle Störungen bei weitem an der Spitze stehen.

Die Behandlungsergebnisse bei diesen beiden Ursachengruppen sind gegenüber früher wesentlich besser geworden, was zweifelsfrei die Folge einer gezielten Anwendung von Antibiotika und Verabfolgung wirksamer Hormonpräparate ist. Neu hinzugekommen sind Operationsverfahren, die der Herstellung normaler anatomischer Verhältnisse bei Vorliegen von Fehlbildungen der Gebärmutter oder der Beseitigung eines Eileiterverschlusses dienen. Für eine weitere Gruppe von kinderlosen Frauen, die zwar konzipieren, aber immer wieder Fehl- oder Frühgeburten erleben, bieten neue, verhältnismäßig einfach durchzuführende Operationsverfahren in der Gravidität eine wahrhaft segensreiche Hilfe, da die Schwangerschaft alsdann in einem hohen Prozentsatz ausgetragen wird.

Es mag vielleicht manchen erstaunen, über Kinderlosigkeit zu sprechen in einem Zeitalter, wo Probleme der Überbevölkerung, Geburtenregelung und hungerleidender Menschen diskutiert werden. Ganz abgesehen davon, daß hiermit nur am Rande ärztliche Fragen

angesprochen werden, ist, wie es ALBERT DÖDERLEIN einmal formuliert hat, der Wunsch des Menschen, das eigene Ich in seiner Nachkommenschaft fortgepflanzt zu sehen, so tief in ihm verwurzelt, daß auch alle wirtschaftlichen Nöte und die Umwertung vieler sittlicher Begriffe in weiten Kreisen der Bevölkerung daran nicht viel zu ändern vermögen. Außerdem wird, so weit man die Kulturgeschichte der Menschheit überblickt, die Kinderlosigkeit in der Ehe nicht nur als ein Unglück angesehen, sondern meist auch der Frau zum Vorwurf gemacht, so daß bei ihr gegenüber ihren glücklicheren Geschlechtsgenossinnen ein Gefühl der Minderwertigkeit aufkommt. Hierzu, erst recht aber nicht zu der Annahme eigener Schuld, hat die Frau freilich keinen Anlaß, da sich die Ursache für eine kinderlose Ehe zu einem Drittel auf die Frau, einem Drittel auf den Mann und zu einem weiteren Drittel auf beide oder keinen von beiden verteilen.

Was die Bekämpfung des Krebses an den Genitalorganen der Frau angeht, so hat sich hierbei in den letzten 50 Jahren ein besonders augenfälliger Wandel vollzogen, der am deutlichsten darin zum Ausdruck kommt, daß von den an Unterleibskrebs erkrankten Frauen heute bei weitem mehr von ihrem Leiden geheilt werden können als früher. Hierfür sind verschiedene Gründe verantwortlich. Zur Heilbehandlung ist neben die Radikaloperation im letzten Jahrhundert die Strahlentherapie getreten. Wenn die großen radikalen Operationen beim Gebärmutterkrebs noch eine gewisse Ausweitung gegenüber früher erfahren haben, so dürfte dies sicher nicht allein die Erhöhung der Heilerfolge begründen.

Als Operateure sollten wir mit aller Bescheidenheit zugeben, daß hieran vielmehr die Verbesserung der Narkoseverfahren ebenso beteiligt ist wie die Vermeidung von postoperativen Todesfällen an einer Infektion durch die Anwendung von Sulfonamiden und Antibiotika. Auch das früher meist fatalistisch hingenommene Operationsgespenst des akuten Herz- und Kreislaufversagens ist heute meist wirkungsvoll zu bekämpfen, ja zu vermeiden, seitdem wir gelernt haben, daß es auf einer Verminderung der zirkulierenden Blutmenge beruht. Deshalb werden Blutverluste schon während der Operation durch eine Transfusion und Infusion von Blutersatzmitteln ausgeglichen. Die Berücksichtigung des Mineralstoffwechsels, die weitgehende Prophylaxe von Thrombose und Embolie durch Medikamente, wie auch durch eine gymnastische Vor- und Nachbehandlung der Kranken, verbunden mit dem Frühaufstehen nach der Operation, sind weitere, die Operationsergebnisse entscheidend günstig beeinflussende, wichtige Faktoren. Sie haben selbstverständlich nicht nur für die großen radikalen Krebsoperationen ihre Gültigkeit, sondern letztlich für jede operative Maßnahme.

Bei der Strahlenbehandlung des Krebses haben neue Ergebnisse über die biologische Strahlenwirkung sowie die Fortschritte der apparativen Technik zu einer kaum für möglich gehaltenen Verbesserung der Heilergebnisse geführt; die in jüngster Zeit hinzu-

kommende Anwendung der Supervolttherapie des Kobalts und der radioaktiven Substanzen lassen einen weiteren Anstieg erwarten. Indessen gilt heute wie früher, daß die Heilungsaussichten um so größer sind, je weniger ausgedehnt der Krankheitsprozeß bei Beginn der Behandlung ist. Daher muß es ein Hauptanliegen der Krebsbekämpfung sein und immer bleiben, krebsige Veränderungen schon im frühesten Stadium, vielleicht in einem Vorstadium, zu erkennen. Das ist heute in der Tat beim Gebärmutterkrebs der Frau bereits Wirklichkeit geworden. Mit der Kolposkopie nach HINSELMANN gelingt es, die Gegend des Muttermundes und gelegentlich auch den Anfangsteil des Gebärmutterhalskanals in 10- bis 20facher Vergrößerung sichtbar zu machen. Hierdurch können nicht nur Kleinstkarzinome, die dem bloßen Auge entgehen, erkannt, sondern sogar Veränderungen gefunden werden, aus denen sich nach der Erfahrung ein Krebs im Laufe der Zeit entwickeln kann.

Die Zellabstrichuntersuchung nach PAPANICOLAOU aus Scheide und Halskanal der Gebärmutter zeigt bei der gesunden Frau so typische Bilder, daß aus ihnen nicht nur die jeweilige Zyklusphase, sondern auch mangelnde oder überreiche Hormonbildung erkannt werden können. Aus dem Vorhandensein bestimmter pathologischer Zellformen ergibt sich der Verdacht für das Vorliegen eines Krebses. Beide Methoden sind für die Krebsfährtsuche unentbehrlich geworden. Die endgültige Diagnose Krebs mit allen aus ihr sich ergebenden eingreifenden Konsequenzen kann heute wie früher nur durch die histologische Gewebsuntersuchung gestellt werden.

Es ist einleuchtend, daß die Möglichkeiten der Krebsfrüherkennung nur dann voll ausgenutzt werden können, wenn die Frauen mit krebserdächtigen Erscheinungen den Arzt sobald als möglich aufsuchen. Das Optimum für die Früherfassung sind aber zweifellos ein- bis zweimal im Jahr durchgeführte Vorsichtsuntersuchungen aller Frauen nach dem 35. Lebensjahr in gesunden Tagen. Freilich stoßen gerade diese aus verständlichen Gründen auf gewisse Schwierigkeiten, so daß ihre Durchführung auf breitester Basis bisher nur unvollständig erreicht werden konnte. Ein anderer Hinderungsgrund liegt darin, daß die Frauen um diese Dinge wenig oder gar nichts wissen. Hier hilft nur eine planmäßige, verständnisvolle Volksaufklärung, die in der verschiedensten Weise vorgenommen werden kann, weiter. An ihrem Erfolg ist nach den vorliegenden ausgedehnten Erfahrungen gar kein Zweifel. Wenn gelegentlich gegen eine immer wieder betriebene Laienaufklärung angeführt wird, sie könne eine Krebspsychose zur Folge haben, so ist dieser Einwand sicher nicht berechtigt. Frauen mit einer echten Krebspsychose hat es zu allen Zeiten gegeben und wird es immer geben, da es sich hierbei um psychisch Kranke handelt. Wird dagegen eine gewisse Sorge wachgerufen, so bedeutet dies keinen Nachteil, sondern eher einen Vorteil im Sinne der eben gemachten Ausführungen.

Die medikamentöse Behandlung des Krebses mit Cytostatika, die mit dem Namen DOMAGK verbunden ist, konnte bislang beim Men-

schen noch nicht in dem gewünschten Umfange durchgeführt werden. Wenn dies durch weitere Forscherarbeit einmal erreicht werden wird, was zu hoffen steht, so dürfte nicht nur eine entscheidende Steigerung der Heilerfolge zu erwarten sein, sondern sie könnten u. U. für die Krebsbehandlung überhaupt eine umwälzende Bedeutung erlangen. — Wenn sich insgesamt heute für den Krebs bei der Frau feststellen läßt, daß die Zahl der Todesfälle im Abnehmen begriffen ist, so darf diese erfreuliche Tatsache als Folge der Früherfassung, Früherkennung und besserer Behandlungsmöglichkeiten gewertet werden.

In der Geburtshilfe haben zahlreiche Forschungsergebnisse unser Verständnis für die physiologischen Umstellungen im mütterlichen Organismus auf dem Gebiete des Stoffwechsels, des Mineral- und Wasserhaushaltes, der Herz- und Kreislaufverhältnisse, der Nierenfunktion sowie der Hormonwirkungen vertieft und gefördert. Auf der einen Seite sehen wir deshalb heute in der Schwangerschaft noch stärker als früher einen normalen Vorgang, der allerdings nach ROBERT SCHRÖDER einen besonderen „Leistungsanspruch“ an die Frau bedeutet. Die Grenzen des Physiologischen und des Pathologischen liegen dicht beieinander und ihre Übergänge sind fließend. Andererseits haben diese neuen Erkenntnisse uns das Entstehen krankhafter Zustände in der Schwangerschaft und durch die Schwangerschaft leichter zu verstehen gelehrt und Wege gezeigt, sie nicht nur erfolgreicher zu bekämpfen, sondern vielleicht sogar zu verhindern. Aus diesen Gründen ist auch die Schwangeren- und -fürsorge heute mehr denn früher ein wichtiger Teil der allgemein an Bedeutung zunehmenden vorbeugenden Gesundheitsführung geworden, die sowohl im Interesse der Mutter wie auch des zu erwartenden Kindes liegt. Indessen sind wir trotz immer wiederholter Forderungen hiernach von einer systematischen Betreuung aller werdenden Mütter noch weit entfernt.

Die weitgehende Unkenntnis der Frauen um die Wichtigkeit einer regelmäßigen Betreuung in jeder, auch der normalen Schwangerschaft, spielt hierbei eine wesentliche Rolle, aber auch andere Faktoren kommen in Betracht, wie z. B. die Schwierigkeiten für eine werdende Mutter mit einer größeren Familie, den Arzt überhaupt aufsuchen zu können, weil es für sie an der erforderlichen Hilfe im Haushalt für diese Zeit mangelt.

Immerhin zeichnen sich in letzter Zeit in dieser Beziehung beachtenswerte Ansätze ab, die mit den Worten Mütterschulung, Aufklärungsvorträge vor den Frauen, Mütterpaß u. ä. angedeutet werden sollen. Einen wichtigen Fortschritt stellt in dieser Arbeit die Vorbereitung der Mütter auf die Geburt dar, um ihnen die Angst vor dieser Stunde zu nehmen. Es ist das Verdienst von READ, gezeigt zu haben, daß die Angst vor der Geburt zur Verkrampfung führt, die die Geburtsschmerzen verstärkt, so daß hierdurch wiederum Angst ausgelöst wird. Es entsteht ein Circulus vitiosus mit sich

potenzierender Wirkung, der durchbrochen werden muß. Die richtige psychische Führung der Frau, schon in der Schwangerschaft beginnend, und die Schwangerengymnastik mit ihren Entspannungs- und Lockerungsübungen haben sich hierbei als besonders wirksam erwiesen. Der Erfolg derartiger Vorbereitungsmaßnahmen zeigt sich in einem ruhigen und richtigen Verhalten der Frauen unter der Geburt, was eine Beschleunigung und Erleichterung des Geburtsvorganges zur Folge hat. Daß überdies heute hierfür auch wirksamere Medikamente als früher zur Verfügung stehen und schon vermehrt Anwendung finden, ist eine weitere, nicht zu unterschätzende Tatsache.

Ein deutlicher Wandel hat sich sodann in der Auffassung über die Bedeutung von Krankheiten *cum* und *e* graviditate vollzogen. In der ersten Gruppe kommt zu einem Grundleiden, wie einer Blutkrankheit, einem Diabetes, einer Tuberkulose oder einem Herzfehler eine Schwangerschaft hinzu. Während früher z. B. einer Frau mit einer perniziösen Anaemie oder einer Diabetikerin die Mutterschaft mit wenigen Ausnahmen versagt blieb, sind heute als Folge der wesentlich verbesserten Behandlungsmöglichkeiten ungestörte Schwangerschaften keine Seltenheit mehr. Es gelingt darüber hinaus, derartige Erkrankungen auch in der Schwangerschaft erfolgreicher zu behandeln und die damit verbundenen Gefahren für die Mutter weitgehend abzuwenden. Auch hinsichtlich der Gefährdung einer tuberkulose- oder herzkranken Frau durch das Hinzukommen einer Schwangerschaft hat sich unsere Auffassung grundlegend geändert. Die früher allgemein gültige Meinung, daß eine derartige Frau erst durch eine Interruptio behandlungsfähig gemacht werden könne, ist heute als überholt anzusehen. Sie kann in der gleichen Weise und mit den gleichen Mitteln und Methoden behandelt werden, die auch außerhalb der Schwangerschaft allgemein Anwendung finden. Selbst die große Thoraxchirurgie und Herzoperationen machen hiervon keine Ausnahmen. Infolgedessen ist eine Schwangerschaftsunterbrechung aus den genannten Gründen heute kaum noch notwendig. Für den gewünschten Erfolg ist allerdings eine intensive, sachkundige, u. U. auch klinische Betreuung eine wesentliche Voraussetzung.

Unter den Erkrankungen *e* graviditate, bei denen die Schwangerschaft als solche krankhafte Erscheinungen hervorruft, nehmen die Schwangerschaftstoxikosen einen breiten Raum ein. Als ihre schwerste Form ist die Eklampsie anzusehen, die im Volke als „Nierenkrämpfe“ bekannt ist. Wenn ihre Häufigkeit und Letalität in den letzten Jahrzehnten in den großen Kliniken zweifelsfrei abgenommen hat, so ist das die Frucht der elementaren Erkenntnisse von ZANGENMEISTER, daß der Eklampsie erkennbare, behandlungsbedürftige und behandlungsfähige Vorstadien voraus gehen. Es kommt hinzu, daß unsere Vorstellungen vom pathogenetischen Geschehen bei diesen Krankheitsformen eine wesentliche Aufhellung ebenso erfahren haben, wie die Möglichkeiten ihrer erfolgreichen

Behandlung mit diätetischen Maßnahmen, neuen Medikamenten und schließlich auch durch die Anwendung der künstlichen Niere.

Wenn diese Feststellung sich jedoch nicht verallgemeinern läßt, wie aus den Ländertodesstatistiken hervorgeht, in der die Sterbefälle an einer Toxikose immer noch an erster Stelle stehen, so liegt dies einerseits daran, daß so viele Frauen um den Wert einer vorsorglichen Betreuung in der Schwangerschaft zu wenig wissen. Auf der anderen Seite entspricht die ärztliche Betreuung nicht immer den Erfordernissen, die sich aus den Erkenntnissen der Wissenschaft ergeben. Es ist keine Frage, daß zu einer nachhaltigen Senkung der Müttersterblichkeit hier ein wirksamer Hebel angesetzt werden kann.

Auch in der Leitung der Geburt hat sich gegenüber früher ein deutlicher Wandel vollzogen, der sich ebenfalls auf die Abnahme der mütterlichen und kindlichen Letalität ausgewirkt hat und sich in Zukunft noch weiter auswirken wird. Inwieweit hierbei der vermehrte Trend zur Anstaltsentbindung mitwirkt, kann mehr vermutet als exakt bewiesen werden. Immerhin dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß bei ihr günstigere Bedingungen zum Schutze des Lebens von Mutter und Kind gegeben sind als bei der Hausgeburtshilfe. Indessen darf in diesem Zusammenhang nicht verschwiegen werden, daß Anstaltsentbindung nicht gleich Anstaltsentbindung ist. Die Erfüllung gewisser Mindestvoraussetzungen in sachlicher, personeller und baulicher Hinsicht für alle Geburtshilfe treibende Anstalten ist daher nur eine allzu berechtigte Forderung.

Ohne auf Einzelheiten einzugehen, darf man wohl heute sagen, die Leitung der Geburt ist individueller und durch Anwendung von neueren Medikamenten, insbesondere aber durch die Vorbereitung der Frau auf den Geburtsakt, schonender geworden. Das Bestreben, die Geburt den natürlichen Kräften zu überlassen, steht nach wie vor im Vordergrund. Wie aus Statistiken großer Kliniken und besonders aus der kürzlich veröffentlichten vergleichenden Zusammenstellung von DIETEL und KEDING für das Land Hamburg hervorgeht, hat die Frequenz der operativen Entbindungen gegenüber früher nicht oder nur unerheblich zugenommen. Allerdings haben sich die Art der operativen Geburtsbeendigung verändert und die Indikationen dazu verschoben, wobei die im Interesse des Kindes stärker betont werden. Der Grund für diese Umstellung liegt in der Erkenntnis, daß der Sauerstoffmangel beim Kind die häufigste Todesursache abgibt. Infolgedessen kommt es darauf an, diesen nicht nur möglichst frühzeitig zu erkennen und ihm durch eine Beendigung der Geburt zu begegnen, sondern ihm sogar im Sinne einer Prophylaxe zuvor zu kommen. Daß hierbei die rechtzeitige oder sogar vorzeitige Schwangerschaftsbeendigung für eine Reihe scharf abgegrenzter Indikationen eine wichtige Rolle spielt, hat die Erfahrung gelehrt und kann durch die Statistik bewiesen werden.

Wenn die geburtshilflichen Operationen für die Mutter heute ungefährlicher geworden sind und infolgedessen eine Erweiterung im Interesse des Kindes gestatten, so liegt dies im wesentlichen

daran, daß die Infektionsgefahr auf ein Minimum durch Sulfonamide und Antibiotika beschränkt, dem Auftreten einer Thrombose und tödlichen Embolie durch die schon erwähnten prophylaktischen Möglichkeiten vorgebeugt werden kann und schließlich Narkosetodesfälle sowie solche durch akutes Herz- und Kreislaufversagen weitgehend zu vermeiden sind. Eine Reihe von Komplikationen unter der Geburt, die früher eine bedeutsame Rolle spielten, z. B. das rachitisch verengte Becken, sind durch die wohl heute allgemein durchgeführte Rachitisprophylaxe zur Seltenheit geworden.

Es sei alsdann noch der epochalen Entdeckung des Rh-Faktors durch WIENER und LANDSTEINER im Jahre 1940 Erwähnung getan, bei der Unverträglichkeitserscheinungen im Blut zwischen Mutter und Kind zum wiederholten Absterben der Leibesfrucht oder zur angeborenen meist tödlichen Gelbsucht der Neugeborenen führen können. Während früher 80% und mehr dieser erythroblastischen Neugeborenen starben, gelingt es heute durch Einleitung der Geburt vor dem Termin und einer frühzeitigen Blutaustauschtransfusion etwa die gleiche Zahl der Kinder am Leben zu erhalten. Hierzu ist allerdings eine grundsätzliche Bestimmung der Blutgruppe und des Rh-Faktors bei der Mutter in der Frühschwangerschaft sowie gegebenenfalls eine Kontrolle der Antikörper im letzten Trimenon eine unabdingbare Voraussetzung. Auch sollte die Geburt in diesen Fällen in einer Klinik erfolgen, die sachlich und personell hierauf entsprechend eingerichtet ist. Wenn die perinatale kindliche Sterblichkeit im Laufe des letzten halben Jahrhunderts durch die verschiedenen Maßnahmen um mehr als die Hälfte gesenkt werden konnte, so ist dies um so bemerkenswerter, wenn man bedenkt, daß der Anteil der Frühgeborenen im gleichen Zeitabschnitt um etwa das Doppelte zugenommen hat.

Auf einen Punkt sei schließlich noch kurz hingewiesen. Die zunehmende Zahl berufstätiger Frauen in den letzten 15 bis 20 Jahren bedeutet einen Wandel ihrer Lebensweise, der als Ursache mancherlei Störungen in Betracht gezogen werden muß, von denen ich im Rahmen dieses Vortrages indessen nur einige, mir wichtig erscheinende, andeuten kann. Mit dem Begriff „Gesundheitsstörungen“ müssen hierbei nicht nur echte Krankheiten oder die Auswirkungen körperlicher Überbelastung verstanden, sondern auch alle seelischen und vegetativ nervösen Erscheinungen einbezogen werden. Gerade diese stehen nach unseren Erfahrungen der Häufigkeit nach heute an erster Stelle. Schließlich gehören zu diesem Begriff auch indirekte Einflüsse, wie die auf die Fruchtbarkeit, auf den Schwangerschaftsverlauf, auf das Gedeihen des Kindes u. ä.

Am stärksten betroffen von diesen Gesundheitsstörungen sind infolge der Doppelbelastung fraglos Mütter, die einer Erwerbstätigkeit nachgehen. Immerhin pflegen diese den notwendigen Arztgang in die Zeit ihrer Berufstätigkeit zu legen. Bei den nicht erwerbstätigen Müttern mit mehreren kleinen Kindern, zumal wenn sie keine Hilfe haben, sind die Verhältnisse dadurch besonders un-

günstig, weil sie bei Auftreten von Krankheitserscheinungen effektiv nicht genügend Zeit finden können, den Arzt aufzusuchen. Die Lösung des angeschnittenen Problems ist schwierig, da auf die Mitarbeit der Frau im Berufsleben heute nicht mehr verzichtet und das Rad der Entwicklung nicht zurückgedreht werden kann. Das soll aber keineswegs bedeuten, einem Lösungsversuch gegenüber zu resignieren.

Wenn ich abschließend alles Gesagte zusammenfasse, ohne damit den Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, so hoffe ich doch deutlich gemacht zu haben, welcher Wandel in der Gynäkologie und Geburtshilfe im letzten halben Jahrhundert sich unverkennbar vollzogen hat. Die wichtigste Erscheinung scheint mir die zunehmende Abkehr von der reinen Organbetrachtung zu sein, an deren Stelle funktionelles Denken und Betrachten immer stärker in den Vordergrund getreten sind. Wir verdanken dies der praktischen Anwendung von Erkenntnissen und Methoden, die uns, was in aller Bescheidenheit anerkannt werden muß, die moderne Physiologie, Pathophysiologie und physiologische Chemie, Innere Medizin und viele andere geschenkt und zur Verfügung gestellt haben.

Der verstorbene, berühmte Chirurg RUDOLF KLAPP schrieb schon vor Jahrzehnten „nur wer biologisch denkt, kann darauf rechnen, fortschrittliche Bahnen zu gehen und bleibende Güter zu sammeln“. Dieses prophetische Wort hat heute seine glänzende Bestätigung gefunden und wird noch lange Zeit Gültigkeit haben.

Vergessen wir aber bei allen Fortschritten, besonders in unserem an neuen ungeahnten Errungenschaften so reichen technischen Zeitalter, in unserem Verhältnis zu den uns anvertrauten Kranken nicht die ewig gültigen Werte echten, menschlichen und mitfühlenden Arztiums.

Das Neue Schloß als Geographisches Institut

Frühe geographische Vorlesungen

Die Gießener Geographen Robert von Schlagintweit und Wilhelm Sievers

Das Zusammentreffen von zwei im Leben eines wissenschaftlichen Instituts nicht alltäglichen Ereignissen hat uns veranlaßt, zu diesem festlichen Colloquium einzuladen *): Die Erinnerung an das Sommersemester 1864, in dem mit der Errichtung einer ersten, zunächst noch außerplanmäßigen Professur für Geographie die heutige Entwicklung unseres Faches an dieser Universität begann, und zum anderen der Einzug des, nach der Unterbrechung der Nachkriegsjahre wiedererstandenen, Geographischen Instituts in sein neues Haus, in das älteste erhaltene und kunsthistorisch bedeutendste Gebäude Gießens, das Neue Schloß. Zugleich gedenken wir des sich in diesem Jahre — am 29. November 1965 — zum 80. Male jährenden Geburtstages von FRITZ KLUTE.

Dieses Festcolloquium soll nicht nur ein spezielles Jubiläum eines einzelnen Institutes feiern, sondern die Erinnerung an einen bescheidenen, aber doch beispielhaften Ausschnitt aus der Geschichte dieser Universität, der Geographischen Wissenschaft und — mit dem Blick auf das Neue Schloß — der Geschichte und Kulturgeschichte Hessens lebendig werden lassen ¹⁾.

*) Vortrag, der zusammen mit den nachstehenden Ansprachen von HERMANN LAUTENSACH und WOLFGANG PANZER sowie dem Referat von WALTHER MANSCHARD am 30. 1. 1965 auf dem Festcolloquium zur 100jährigen Wiederkehr der Begründung der ersten geographischen Professur in Gießen und zur Einweihung des neuen Geographischen Instituts der Justus Liebig-Universität im Neuen Schloß gehalten wurde. Alle vier Beiträge erscheinen auch in Heft 6 der *Gießener Geographischen Schriften*.

¹⁾ Diese Bereiche verbinden uns mit den vielen Gästen und Freunden, die in so großer Zahl bei dem Festcolloquium begrüßt werden konnten: zahlreiche Angehörige, besonders ehemalige und heutige Professoren und Studenten dieser Universität, an ihrer Spitze der Herr Rektor, Magnifizenz BOGUTH, und die Herren Dekane der eigenen und der benachbarten Fakultäten, die Vertreter des Hess. Kultusministeriums und des Innenministeriums (Abt. Landesplanung), der Stadt Gießen, die Herren Direktoren bzw. Präsidenten der Bundesanstalt für Landeskunde u. Raumforschung und des Deutschen Wetterdienstes, der Vizepräsident der Internationalen Geographen-Union, Prof. Dr. Dr. h. c. C. TROLL (Bonn), die Vertreter des Statistischen Bundesamtes, des Hessischen Landesvermessungsamtes, der Geographische Attaché der US-Botschaft, der Vorsitzende des Verbandes Deutscher Berufsgeographen und der Vorsitzende des Hessischen Landesverbandes der Schulgeographen. Unter den Fachkollegen von zahlreichen Geographischen Instituten begrüßten wir besonders die em. o. Professoren Dr. Dr. h. c. H. LAUTENSACH (Stuttgart), 1929—1934 Priv.-Doz. in Gießen, und Dr. W. PANZER (Mainz), 1922—1927 Ass. u. Priv.-Doz. in Gießen, deren Beiträge

Der kühne Gedanke, daß das Neue Schloß, damals Notquartier der Ingenieurschule, einmal das Geographische Institut werden könnte, tauchte erstmals im Sommer 1960 auf, als mit dem damaligen Dekan der Naturwissenschaftlich-Philosophischen Fakultät die ersten Verhandlungen über den Wiederaufbau des mit dem Kriegsende untergegangenen Geographischen Instituts geführt wurden. Die Wirklichkeit sah aber zunächst ganz anders aus, sie führte in eine Dachkammer eines Hinterhauses der Ludwigstraße. Dorthin verpflanzten wir zunächst die „Keimzelle“ des neuen Instituts, einen im Flur des Universitäts-Hauptgebäudes stehenden Bücherschrank, in welchem Herr Kollege BARTSCH — der schon seit 1939 dem Institut zugehört — einen ersten Handapparat für die durch ihn, von Weilburg aus, als Lehrauftrag fortgeführten geographischen Vorlesungen zusammengetragen hatte.

Vier Jahre galt es dann, im Notquartier wiederaufzubauen, in denen die Lösung des Raumproblems eine bewegte Geschichte durchlief. Um so glücklicher sind wir jetzt, ein zwar von den Gegebenheiten des alten Baues bestimmtes, in seiner Atmosphäre aber einzigartiges Institut zu besitzen! Für die Geographie bedeutet das zugleich die Rückkehr an den einstigen Standort, denn unmittelbar gegenüber, zwischen Altem und Neuem Schloß, stand bis zum Untergang in den Bombennächten das alte Seminarienhaus, in dem die Geographie ihre ersten Institutsräume hatte. Es war 1843 an Stelle des bedauerlicherweise abgerissenen, den Kontrapunkt zu Zeughaus und Schloß bildenden, ältesten Renaissancebaues unserer Universität errichtet worden. Bis zu dessen Vollendung, von der Universitäts-

zum Festcolloquium im folgenden wiedergegeben werden, und em. o. Prof. Dr. J. WAGNER (Frankfurt), der noch zu den Schülern W. SIEVERS' gehörte. Eine besondere Freude war uns die Anwesenheit der nächsten Angehörigen der früheren Gießener Geographen: Dr. med. E. SCHLAGINTWEIT (Bad Wiessee) und Dr. med. SCHLAGINTWEIT jun., Neffe und Großneffe der Gebr. v. SCHLAGINTWEIT — denen wir zugleich für die leihweise Überlassung einer größeren Zahl von Original-Aquarellen von der großen Forschungsreise durch Indien und Hochasien (1854—1857) danken, die zur Einweihung im Institut (u. anschließend in der Universitäts-Bibliothek) ausgestellt werden konnten; Frau und Herr Gras und Frau Welker, Töchter bzw. Schwiegersohn von WILHELM SIEVERS, denen wir für das Geschenk von Reisetagebüchern und verschiedenen Publikationen, Fotos usw. ihres Vaters danken; und Frau Alida Klute mit mehreren Angehörigen von FRITZ KLUTE.

Schließlich konnten wir dem Staatsbauamt Gießen, Oberbaurat Kunkel, und den bei der Gestaltung des Institutes besonders tätigen Herren Baurat Schimmel, Barthel, Krämer und Müller herzlich danken. In unermüdlichem Eingehen auf unsere Wünsche haben sie uns eine geglückte Synthese aus den Gegebenheiten des historischen Fachwerkbauens und den Erfordernissen eines modernen Instituts geschaffen; im gleichen Zusammenhang gilt unser Dank auch dem Herrn Kanzler und seinen Mitarbeitern und dem Kuratorium der Universität sowie den Herren Oberbaurat Lautz und Oberregierungsrat Münch (Wiesbaden).

Unter den Gästen begrüßten wir weiter zahlreiche Freunde des Instituts aus der Industrie des Gießen-Wetzlarer Raumes, von der Gießener Hochschulgesellschaft, vom wissenschaftlichen Verlagswesen, von verschiedenen Kulturinstituten, der Presse, den Forstverwaltungen, der Justiz und von der Sektion Gießen des Deutschen Alpenvereins, die aus der durch ROBERT V. SCHLAGINTWEIT 1880 begründeten alpinistischen „Tafelrunde“ hervorgegangen ist.

gründung 1607 bis 1611, hat das Neue Schloß als erstes Auditoriengebäude gedient und ist somit die älteste Heimstätte der gesamten Universität. Nach wechselvollen Geschicken diente der Bau wieder von 1835 bis 1899 der Universität als Rektorats- und Hörsaalgebäude. Es folgte die Renovierung um die Jahrhundertwende, aber noch während dieser Arbeiten, die die Fachwerksäulenhalle des Erdgeschosses als Festsaal für die 300-Jahr-Feier der Universität 1907 wiederherstellen sollte, wurde der Beschluß gefaßt, das Gebäude wegen ungünstiger Beleuchtungs- und Raumverhältnisse nicht zu übernehmen — ein Ausdruck zweckgebundener Enge, die leider dieser alten Universitätsstadt manches wertvolle Kulturgut gekostet hat!

Aus der Sicht des Geographen kennzeichnet das Neue Schloß eine Epoche in der Gestaltung unserer Kulturlandschaft. Die anbrechende Renaissance hatte zur Zeit seiner Errichtung, 1533—1539, die bis dahin geltenden stadtgeographischen Gestaltungsprinzipien gewandelt. Während das Alte Schloß noch in die Wehranlage einer Wasserburg eingeeignet war, wurden inzwischen die Außenbefestigungen der Stadt und Festung so weit entwickelt, daß sich nunmehr an Stelle einer Burg der Typ des Schlosses als repräsentativer und schöner Bau entfalten konnte — als „eine der edelsten Schöpfungen der hessischen Fachwerkkunst“, wie W. JOST 1904 diesen Bau am Stilübergang von der Gotik zur Renaissance bezeichnete²⁾.

Der Bauherr des Neuen Schlosses war Philipp der Großmütige. Gerüchte wollten wissen, er habe dieses Haus für seine zweite Frau, die er mit einer Sondererlaubnis Luthers in einer Doppelehe heiratete, gebaut. Die Geschichtsforschung enttäuscht aber in diesem Punkte alle, die den Gießener Geographen eine so skandalumwitterte Heimstatt zuschreiben wollen — die zweite Frau wurde an anderem Orte untergebracht! Das Bild Philipps, eine der herausragenden Gestalten der Reformation, der deutschen Renaissance und der Geschichte Hessens, hängt jetzt in der Eingangshalle. Es ist die Wiedergabe eines auf der Wartburg aufbewahrten Gemäldes des HANS BROSAMER³⁾.

In der Renaissance müssen wir auch beginnen, wenn wir uns den geistigen Vorfahren der heutigen Bewohner dieses Hauses zuwenden, denn die 100 Jahre mit einer eigenen Professur umfassen noch nicht die gesamte Geschichte der Geographie an der Gießener Universität. Bereits am Ausgang des Dreißigjährigen Krieges, während der Auseinandersetzungen zwischen dem lutherischen und dem calvinistischen Hessen und damit auch zwischen den Universitäten Marburg und Gießen, erhält das Fach hier einen ersten, zugleich in der methodischen Entwicklung der Geographie an einer entschei-

²⁾ HERBERT KRÜGER, der Leiter unseres Oberhessischen Museums, hat in den *Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft*, 1961, eine kunsthistorische Darstellung dieses Bauwerkes gegeben.

³⁾ Herrn Direktor Walter Freund, Wetzlar, Ehrensensator der Justus Liebig-Universität, sagen wir für das Geschenk dieser hervorragenden Reproduktion herzlichen Dank.

denden Stelle stehenden Vertreter. Es ist DAVID CHRISTIANI, dessen wissenschaftlicher Weg als Student und später Dozent der Theologie, Philosophie und alten Sprachen in Greifswald, Rostock, Straßburg, Basel und Marburg begann. 1641/43 unternahm er eine zweijährige, gelehrte Reise durch Nordwestdeutschland, die Niederlande, Belgien und England, die seine Hinwendung zu den Naturwissenschaften brachte. Zurückgekehrt, lehrte er ab 1643 in Marburg besonders Geographie und Astronomie, 1650 übersiedelte er mit anderen Professoren nach Gießen und wurde hier ordentlicher Professor der Naturwissenschaften. Über die Kosmologie und Weltgeschichte, die die damalige Geographie bestimmten, kehrte er später wieder zur Theologie zurück und erwarb auch noch den theologischen Professorentitel.

Die Durchführung eigener Reisen, deren Beobachtungen sich in den Länderbeschreibungen niederschlugen und die zur kritischen Prüfung der zeitgenössischen und antiken Berichte dienten, waren in der Zeit der damaligen Kosmographien neu. Noch bedeutsamer ist aber, daß er in seiner *Systema geographiae generalis* ... (1645) zum ersten Male Geographie und Astronomie trennte und in der Geographie die wissenschaftslogische Teilung in eine Beschreibung der „Gesetzesnatur der Erde“, also eine Allgemeine Geographie im heutigen Sinne, und eine „Chorographie“ bzw. „spezifizierende“ oder „historische Geographie“, die heutige Länderkunde, vorzeichnete, die dann fünf Jahre später B. VARENIUS zum Durchbruch brachte. Diese methodisch wichtige Schrift CHRISTIANIS, des ersten hessischen Hochschulgeographen, mehr als 200 Jahre vor der Errichtung eigener Lehrstühle des Faches, steht an der Schwelle des noch heute gültigen Systems der Geographie⁴⁾.

Als Vertreter der statistisch-topographischen Staatenkunde las der ordentliche Professor der Statistik und Cameralwissenschaften, AUGUST FRIEDRICH WILHELM CROME, der von 1787 bis 1831 in Gießen wirkte, auch über Geographie. 1782 hatte er eine *Productenkarte Europas* veröffentlicht, wichtiger noch war sein Buch *Über die Culturverhältnisse der Europäischen Staaten* (1792), das den ersten Versuch einer Bevölkerungsdichtekarte Europas enthält, auf der er durch Quadrate die Flächeninhalte und die Bevölkerungszahl der Länder anschaulich zu machen versuchte. Diese damals neue Idee brachte er aus dem Dessauer Philanthropin mit, an dem er vor der Gießener Zeit wirkte und in dessen Unterricht die anschauliche Darstellung besondere Förderung erfuhr. 1791 finden wir unter seinem Namen im Gießener Vorlesungsverzeichnis⁵⁾

4) A. PHILIPPSON, *Zwei Vorläufer des Varenius: Merula und Christiani*, in: *Ausland*, 1893; M. KIESSLING, *Varenius und Erathostenes*, in: *Geogr. Zeitschr.*, 1909; G. LANGE, *David Christiani, der erste hessische Hochschulgeograph*, in: *Hessische Heimat*, 1960.

5) *Tabula Recitationum in Academia Ludoviciana per Semestre Aestitvum*, 1791, S. 4. — *Allg. Dtsch. Biographie*, Bd. 4, Leipzig, 1876, S. 606. H. E. SCRIBA, *Biographisch-literarisches Lexikon der Schriftsteller des Großherzog-*

zum ersten Mal eine geographische Vorlesung angezeigt, noch unter dem lateinischen Titel „Geographiam totius orbis terrarum...“. Später, z. B. 1814, liest er „Die Allgemeine Geographie von ganz Europa“, während zur gleichen Zeit unter „Naturlehre und Naturgeschichte“ der Privatdozent und spätere ordentliche Professor der Chemie und Mineralogie, W. L. ZIMMERMANN, „Allgemeine Erdkunde“ und (1811) „Astronomie und physische Geographie“ anzeigte⁶⁾.

1834—1837 las weiter der o. Prof. der Mathematik und Astronomie, GEORG GOTTLIEB SCHMIDT, über Themen aus der Physikalischen Geographie; 1831 hielt der spätere o. Prof. für Physik, HEINRICH BUFF (ein Schüler LIEBIGS und GAY LUSSACS), in Gießen das erste Kolleg über Meteorologie.

Zwei Jahrzehnte vor dem Beginn der regelmäßigen geographischen Vorlesungen leuchtet schließlich unter den Gießener Studenten ein Name auf, dessen Träger heute von der Sozialgeographie, gemeinsam mit der Volkskunde und der Soziologie, unter den bedeutendsten Vorgängern genannt wird: WILHELM HEINRICH RIEHL.

Als Student der Theologie kommt er, nach Marburg und Tübingen, im Sommer 1843 nach Gießen. Bei der täglichen Wanderung von seiner Bude auf dem Schiffenberg zum Kolleg mag er schon Gelegenheit gefunden haben, Beobachtungen über „Land und Leute“ anzustellen; die Gießener Eindrücke schlagen sich in den 1843 und 1844 erschienenen *Bildern aus dem Lahntal* und den *Hessischen Skizzen* nieder; später wird auch der Vogelsberg mit als *Land der armen Leute* geschildert. Dem Gießener Studium RIEHLS folgte das Nassauische Prediger-Examen in Herborn; ein anschließendes Stipendium in Bonn ließ ihn aber dann, unter dem Einfluß ERNST MORITZ ARNDTS, die Theologie zu Gunsten der Studien über die Volks- und Landeskunde aufgeben und diese als Schriftsteller und Journalist betreiben — nachdem leider eine in Gießen geplante Habilitation nicht zustande gekommen war⁷⁾.

Daß auch 20 Jahre später, trotz des Ruhmes, der ihm damals vorausging, und trotz des persönlichen Interesses des Hessischen Großherzogs, der ihn selbst für Gießen gewonnen hatte, für den nun in Gießen einziehenden, ersten Professor der Geographie die bescheidenen und beengten Gießener Verhältnisse des vorigen Jahrhunderts — über die ja auch JUSTUS VON LIEBIG und andere klagten — nicht gerade förderlich waren, geht schon aus dem „Präliminar-Votum“ der Philosophischen Fakultät vom November 1863 hervor, mit dem die Übertragung einer außerplanmäßigen Professur

tums Hessen im ersten Viertel des 19. Jhs., I. S. 56. — H. HAUPT, *Dozenten-Verzeichnis*, in: *Die Universität Gießen von 1607—1907* (Festschrift), I, S. 422.

⁶⁾ J. C. POGGENDORFF, *Biographisch-literarisches Handwörterbuch für Geschichte der exakten Wissenschaften*, II, S. 1412. — H. HAUPT, s. o., S. 467.

⁷⁾ Vgl. F. METZ, *Wilhelm Heinrich Riehl*, in: *Land und Leute, Gesammelte Beiträge z. deutschen Landes- u. Volksforschg.*, Stuttgart, 1961.

an den damals dreißigjährigen ROBERT v. SCHLAGINTWEIT vom Sommersemester 1864 an beschlossen wird. Es beginnt mit den Worten: „Obwohl wir nach Umfang und den Mitteln der Landesuniversität die Errichtung eines Lehrstuhls für Geographie, falls sie Opfer erfordern sollte, nicht empfehlen würden, so beantragen wir doch im vorliegenden Falle, bei dem Akademischen Senat, es wolle ihm gefallen... sein Gesuch, um Verleihung des Charakters des außerordentlichen Professors und der Erteilung der Erlaubnis, an der Landesuniversität Vorlesung über Geographie halten zu dürfen, beim Großherzoglichen Ministerium zu unterstützen“⁸⁾).

Sehen wir die regelmäßigen geographischen Vorlesungen in Gießen vor einem Jahrhundert damit noch unter sehr bescheidenen äußeren Verhältnissen beginnen — SCHLAGINTWEIT war auch deshalb gezwungen, durch erstaunlich umfängliche Vortragsreisen seine finanzielle Lage zu verbessern —, so bedeutet 1864 doch einen sehr frühen Zeitpunkt für die moderne akademische Entwicklung des Faches. CARL RITTERS erstem, ordentlichen Lehrstuhl für Geographie in Berlin (1820—1859) folgte 1863—1865 H. BARTH; in Wien erhielt F. SIMONY 1851 ein Ordinariat. Bonn hatte von 1835 bis 1857 ein Persönliches Ordinariat für Geographie und Statistik und Breslau seit 1863 eine Professur für Geographie und Alte Geschichte. Das aber dürfte schon der ganze Bestand an geographischen Lehrstühlen um diese Zeit gewesen sein, und auch die Zahl der Dozenten oder außerplanmäßigen Professoren neben SCHLAGINTWEIT war nicht bedeutend. Erst seit dem Ordinariat OSKAR PESCHELS in Leipzig, 1871, begann der allgemeinere Ausbau des Faches mit Lehrstühlen, so daß Gießens außerplanmäßige Professur mit zu den Anfängen der modernen Hochschulgeographie gezählt werden kann⁹⁾.

Bis dahin war der wissenschaftliche Werdegang des 1833 in München geborenen ROBERT v. SCHLAGINTWEIT so innig mit dem seiner älteren Brüder HERMANN und ADOLPH verflochten, daß er nur gemeinsam betrachtet werden kann. Das Phänomen der Forschungen dreier Brüder auf dem gleichen Felde, die — nach Arbeiten zur physikalischen Geographie der Alpen, in deren Rahmen sich die beiden älteren für Physische Geographie bzw. Geologie in München und Berlin habilitierten und ROBERT seine Dissertation über

⁸⁾ Präliminar-Votum der Großherzoglich Hessischen Philosophischen Fakultät auf die Aufforderung des Rektors vom 16. Nov. 1863, Z. N. L. U. 200 vom 8. 1. 1864; und: Sitzungsprotokolle der Phil. Fakultät vom 9. 1. 1864 (aus: *Denkmalsbuch der Phil. Fak. der Ludwigs-Universität*). — Meinem Schüler, Stud. Ref. GÜNTER KOPPE, der im SS 1963 seine Staatsexamensarbeit: *Robert von Schlagintweit — ein Gießener Geograph (Leben und Werk)* abschloß und der sich um die Beschaffung und Zusammenstellung des Materials über SCHLAGINTWEITS Forschungen und seine Gießener Tätigkeit sehr bemüht hat, danke ich für verschiedene Unterlagen für den vorliegenden Vortrag.

⁹⁾ 1873: A. KIRCHHOFF in Halle und H. GUTHE an der T. H. München; 1874: S. RUGE an der T. H. Dresden; 1875: H. WAGNER in Königsberg, F. v. RICHTHOFEN in Bonn und G. GERLAND in Straßburg; 1876: J. PARTSCH in Breslau und J. REIN in Marburg.

das Kaisergebirge schrieb¹⁰⁾ — mit ihrer einmaligen Forschungsreise nach Indien und Hochasien eine große Leistung vollbrachten, bewegte stärkstens die damalige wissenschaftliche Welt. Es wurde später noch durch zwei weitere Brüder ergänzt: EMIL, vom Vater zum Studium der Jurisprudenz angehalten, aber mit sehr viel größerem Erfolg sich der Indologie und der Tibetologie zuwendend (u. a. Herausgeber eines frühen, z. T. auf den Forschungen der Brüder beruhenden, länderkundlichen Werkes über Indien) und EDUARD, Offizier, der als Militärschriftsteller Nordafrika bereiste, nach dem Vorbild der Brüder geographische Beobachtungen und ethnographisch-anthropologische Sammlungen durchführte und dann als bayerischer Hauptmann im Bruderkrieg von 1866 bei Bad Kissingen fiel¹¹⁾.

Die große Asienreise entstand aus einem Auftrag der Britisch-Ostindischen Compagnie auf eine erdmagnetische Vermessung des indischen Subkontinents. ALEXANDER VON HUMBOLDT, um den Vorschlag geeigneter Wissenschaftler gebeten, hatte die SCHLAGINTWEITS so nachdrücklich empfohlen, daß gegen anfängliche Widerstände wegen der Nationalität, gegen die Entsendung von drei statt zwei Teilnehmern, die alle noch sehr jung waren und aus einer Familie stammten, und ein wesentlich umfänglicheres Forschungsprogramm ihre Entsendung doch durchgesetzt und schließlich sogar die Differenz zu den Kosten den jungen Bayern vom preußischen König zugeschossen wurde. Als Hauptaufgabe schob sich die Erkundung Zentralasiens, der in HUMBOLDTS und RITTERS Zentralasiendarstellungen noch bestehenden „Terra Incognita“ zwischen Himalaya und dem nur vage bekannten Kuen-Lün, in den Vordergrund, des Raumes, von dem HUMBOLDT in seinem Zentralasienwerke (1843/44) sagt: „Nichts hat mich in meinem Leben mit lebhafterem Bedauern erfüllt, als daß es mir nicht vergönnt gewesen, selbst in jene berühmten Regionen einzudringen, wo ich ihr Verhältnis zu den Cordilleren der Neuen Welt erforschen wollte“... und dann kann er, unmittelbar nach den Reisen der SCHLAGINTWEITS, 1858 im Kosmos bemerken: „Den Brüdern Hermann und Robert Schlagintweit ist zuerst die Kühnheit geglückt, von Ladakh aus die Kuen-Lün-Kette zu überschreiten und in das Gebiet von Khotan zu gelangen.“

Fast drei Jahre lang bereisten die Brüder auf verschiedenen Routen, meist einzeln, gelegentlich gemeinsam, bis sie sich zu neuen Erkundungsaufgaben trennten, zu Fuß, zu Pferde, zu Schiff oder

¹⁰⁾ H. u. A. SCHLAGINTWEIT, *Untersuchungen über die physikalische Geographie der Alpen*, Leipzig 1850. — H., A. u. R. SCHLAGINTWEIT, *Neue Untersuchungen über die physikalische Geographie und Geologie der Alpen*, Leipzig 1854 (darin u. a.: R. SCHLAGINTWEIT, *Bemerkungen über die physikalische Geographie des Kaisergebirges*, Diss. München, 1854).

¹¹⁾ EDUARD SCHLAGINTWEIT, *Der spanisch-marokkanische Krieg 1859/60*, Leipzig 1863; EMIL SCHLAGINTWEIT, *Indien in Wort und Bild*, 2 Bde., Leipzig 1880/82; DERS., *Buddhism in Tibet, illustrated by literary documents and objects of worship*, 1863.

Boot den riesigen indischen Subkontinent und fast alle Teile des Himalaya, des Karakorum und des Kuen-Lün. Allein die physische und organisatorische Leistung dieser Reise, vor jeglicher Verkehrserschließung dieser riesigen Gebiete, steht schon ebenbürtig neben den bekanntesten Forschungsreisen des 19. Jahrhunderts. Kaschmir, Nepal, Sikkim, Tibet und Ostturkestan waren damals gerade erstmals zugänglich geworden, in viele Bereiche stießen sie als erste Europäer vor. So dringt ROBERT beispielsweise in dem zentral-indischen Armakhantak-Gebirge in die Rückzugswinkel im Dschungel verborgener Stämme vor, die fast noch nie einen Weißen sahen; ähnlich HERMANN im Khasia-Gebirge Assams; in Teilen Tibets reisen sie z. T. als Einheimische verkleidet, um zu den Zielen ihrer Forschungen zu gelangen. ADOLPH, dessen tragisches Ende das ganze Unternehmen überschattet, überschritt am Schluß der Unternehmung noch einmal allein Karakorum und Kuen-Lün bis Kaschgar und wurde dort von einem Tataren-Khan, dem ein Europäer allein durch sein Erscheinen schon bedrohlich erschien, gefangen und enthauptet.

1856 erklommen ADOLPH und ROBERT SCHLAGINTWEIT im westlichen Zentralhimalaya auf den Gletschern des Kamet (Ibi Gamin) mit 6766 m die größte Höhe, die seit HUMBOLDTS Besteigung des Chimborazo erreicht worden war und die für viele Jahre der höchste, von Menschen — hier mit wissenschaftlichen Aufgaben — erreichte Punkt bleiben sollte!

Die Kühnheit und die schwierigen Reisewege sind aber nur das äußere Rahmenwerk; Aufgabe und Ergebnis war die wissenschaftliche Erkundung. Diese bestand einmal, und das entsprach dem methodischen Stand der Geographie dieser Zeit wie dem Bedürfnis der „Exploration“, des Ausfüllens der „weißen Flecken“ auf den Karten, zunächst im Erkunden und Beschreiben der Gebirge und Täler, der Pässe, Wege, Siedlungen usw. Dieses wurde durch eine umfängliche Vermessungs- und exakte, instrumentelle Beobachtungstätigkeit unterbaut, durch die ein riesiges Material zusammengetragen wurde, von einer Akribie, daß sich die SCHLAGINTWEITSchen Höhenmessungen beispielsweise oft bei modernen Nachprüfungen als genauer erwiesen, als die später durchgeführten Triangulationsarbeiten des Survey of India. Die Erkundung des einheimischen Namensgutes gehörte ebenso dazu wie umfängliche anthropologische, geologische, botanische und zoologische Sammlungen und Messungen. Vier umfängliche Bände von den geplanten neun der *Scientific Results*, gefüllt mit Meßergebnissen und Itineraren, sind im Druck erschienen, dazu ein großer Atlas mit Karten und Bildern. Die Staatsbibliothek in München birgt aber 88 Foliobände der handschriftlichen Beobachtungsergebnisse mit trigonometrischen Messungen und topographischen Beschreibungen, astronomischen Ortsbestimmungen und Magnetbeobachtungen, hypsometrischen, barometrischen, meteorologischen Messungen, Kohlensäureversuchen, Quellenmessungen, Gletscher- und Schneegrenzmessungen, Vegeta-

tionsprofilen, Boden- und Flußtemperaturen, Beobachtungen zur Hydrographie des ober- und unterirdischen Wassers, Messungen der Luftelektrizität, optischer Erscheinungen der Atmosphäre, des Tau-falles usw. — ein Material, für das heute ein ganzes Team von Wis-senschaftlern verschiedenster Fächer erforderlich wäre —, natürlich gewonnen nach dem damaligen Stand der Forschung. Fast be-rauscht vom Eifer des Sammelns, haben die Brüder viel mehr analy-tisches Material angehäuft, als eine synthetische Auswertung im Sinne etwa der heutigen geographischen Methodik zu einem länder- und landschaftskundlich durchgearbeiteten Bild hätte nutzen können. Dieses Sammeln und Erkunden brachte ein geradezu phantastisches Material von 14 777 Inventarnummern, darunter über 9000 geolo-gische Handstücke, 1800 Herbarstücke, 650 Baumdurchschnitte und Sämereien, 400 anthropologische Gesichtsmasken, Schädel, ganze Skelette, 1400 ethnographische Gegenstände, an 200 indische und tibetische Handschriften usw. nach Deutschland. Ich gebe diesen Zahlenrausch absichtlich wieder, weil er den unbändigen Sammel-eifer der Entdeckungsreisen des 19. Jahrhunderts und zugleich die organisatorische Leistung widerspiegelt. Wie das vonstatten ging, geht etwa aus einem brieflichen Bericht ROBERTS an den preußischen König hervor: „Während Hermann in südöstlicher Richtung nach Lahore reiste, ging ich selbst fast genau südlich an den nördlichen Fuß des Salzgebirges (Salt Range). Mein Gepäck trugen Kamele, und um ein möglichst rasches Fortkommen zu erzielen, gab ich den Tie-ren nur leichte Ladungen und hatte das Gepäck auf 20 Tiere ver-teilt, wodurch ich zugleich instand gesetzt wurde, alle Sammlungen ohne Aufenthalt fortzuschaffen“¹²⁾.

Nach der Heimkehr wurden die Sammlungen für einige Monate in Schloß Sanssouci aufgestellt, um dem greisen ALEXANDER VON HUMBOLDT die Gelegenheit zur ausführlichen Betrachtung zu geben; in seinen *Kosmos* gingen laufend schon die brieflich übermittelten Erkundungsergebnisse über Hochasien ein. Im Schloß Jägersburg bei Bamberg widmete HERMANN VON SCHLAGINTWEIT dann die rest-lichen Jahre seines relativ kurzen Lebens der Auswertung, später wanderten die Sammlungen nach Nürnberg und München. In Gie-ßen zeugt leider nichts mehr von diesen, mit Ausnahme eines Büffel-gehörns, das im Saal der Burg Gleiberg hängt.

Kenntnisse, die heute als selbstverständlich erscheinen, wurden erstmals von den Brüdern gewonnen. Sie prägten nicht nur den Begriff „Hochasien“, sie waren zugleich die ersten, die dort die Existenz mehrere Gebirgssysteme erkannten. So schreibt ROBERT: „Wir haben die Gewißheit erlangt, daß der Himalaya mit allen sei-nen Schneegipfeln, Pässen, Tälern und Verzweigungen nur einen Teil des Gebirges Hochasien bildet, welches aus folgenden drei gro-

¹²⁾ Bericht ROBERT SCHLAGINTWEITS an S. Majestät den König, d. d. Sehwan am Indus in Sind, 15. Februar 1857, in: *Zs. f. Allg. Erdkunde*, N. F., Berlin, 1857, S. 428.

Ben Hauptketten besteht: 1. aus dem Himalaya, 2. aus dem Karakorum und 3. aus dem Kuen-Lün¹³⁾.

Eines der schönsten Ergebnisse der Reise sind die großartigen, insgesamt 484 Landschaftsbilder, meist Aquarelle (mit wissenschaftlich erläuternden Randbemerkungen, z. T. auch Pausen zur genauen Ortsbestimmung der Panoramen), von denen nur ein Bruchteil im (leider sehr seltenen) *Atlas der „Scientific Results“*¹⁴⁾ publiziert sind.

Die Bilder, von HERMANN und ADOLPH SCHLAGINTWEIT gemalt, während ROBERT nicht über diese künstlerische Begabung verfügte, blieben das Ergebnis gemeinsamer Beobachtungen und sind nicht nur künstlerisch, sondern auch wissenschaftlich von größtem Wert¹⁵⁾. Alle Vergleiche im Gelände haben ergeben, daß sie mit der größten Genauigkeit, vielfach mit dem Meßtisch, hergestellt sind und — lange vor der Farbfotografie — eine einmalige Dokumentation über diese schwer erreichbaren Gebiete darstellen. Einige konnten durch RICHARD FINSTERWALDER und WILHELM KICK zu vergleichenden Gletschervermessungen verwendet werden¹⁶⁾.

Es mag heute erstaunen, daß der damalige Wissenschaftsstand noch kaum davon wußte, daß in Hochasien die größten Gletschergebiete der Erde liegen — sie wurden von den Gebrütern SCHLAGINTWEIT im Karakorum richtig erkannt. Erst kurz vorher war, wie aus ROBERTS Ausführungen hervorgeht, überhaupt bekanntgeworden, daß im Himalaya nicht nur hartgefrorene Schneebetten oder Lawinenreste, sondern gewaltige Gletscher liegen: „Gletscher, identisch in Beziehung auf Konstruktion und physikalische Eigenschaften mit jenen in den Alpen, sind in Hochasien in erstaunlicher Zahl

¹³⁾ R. v. SCHLAGINTWEIT, *Physikalisch-geographische Schilderung von Hoch-Asien*, in: *Pet. Mitt.*, 1865, S. 362.

¹⁴⁾ H. v. SCHLAGINTWEIT-SAKÜNLÜNSKI, *Results of a Scientific Mission to India and High Asia, with an Atlas of Panoramas, Views and Maps*, Bd. I—III, 1861/63, Bd. IV, (Meteorology) 1876; Bd. V—IX nicht erschienen. Als deutsche Reisebeschreibung erschien: *Keisen in Indien und Hochasien*, 4 Bde., Jena 1869 bis 1880.

¹⁵⁾ Im Vortrag wurden eine Reihe von Reproduktionen aus dem Atlas und nach den durch Dr. med. E. SCHLAGINTWEIT zur Verfügung gestellten, unveröffentlichten Originalen sowie Beispiele der Karten, Profile, Ansichtsskizzen usw. vorgeführt, von denen hier nur wenige Beispiele abgebildet werden können. Es konnten auch Vergleiche von Geländeskizzen mit geographischen und geologischen Vermerken, Panorama-Übersichten und danach ausgeführte Bilder gezeigt werden. Besonders hervorzuheben ist die methodisch fortgeschrittene, von HUMBOLDT angeregte, dreidimensionale Profildarstellung der Klima-, Vegetations- und Schneegrenzenprofile und der Isothermenkarten von Indien und Hochasien.

Da der Verfasser das Glück hatte, 1959 auf einer eigenen Forschungsreise nach Kaschmir teilweise auf SCHLAGINTWEITSchen Routen zu reisen, konnten auch mehrere Farbdias des heutigen Zustandes mit Bildern oder Beschreibungen der Gebr. v. SCHLAGINTWEIT verglichen werden.

¹⁶⁾ R. FINSTERWALDER, *Die geodätischen, gletscherkundl. und geogr. Ergebnisse der deutschen Himalaya-Expedition 1934 zum Nanga Parbat*, Berlin 1938; W. KICK, *Vor hundert Jahren im Himalaya*, in: *Zeitschr. d. D. A. V.*, 1957; DERS., *The First Glaciologists in Central Asia*, in: *Journal of Glaciology*, 1960.

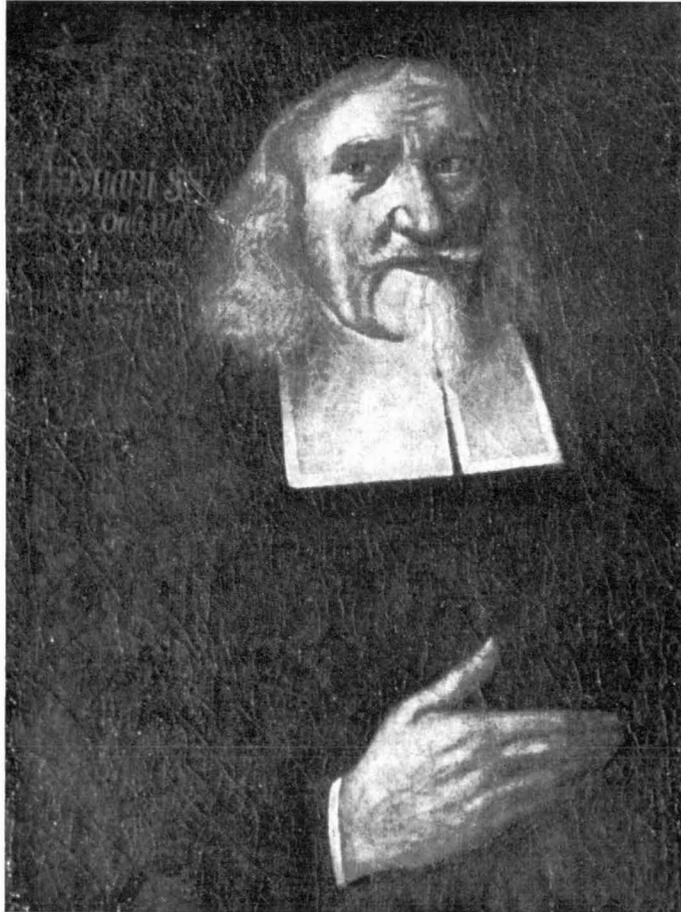


Bild 1

David CHRISTIANI (1610—1688)

Nach einem Original aus der Professorengalerie der Justus
Liebig-Universität Gießen (im Rektorat)

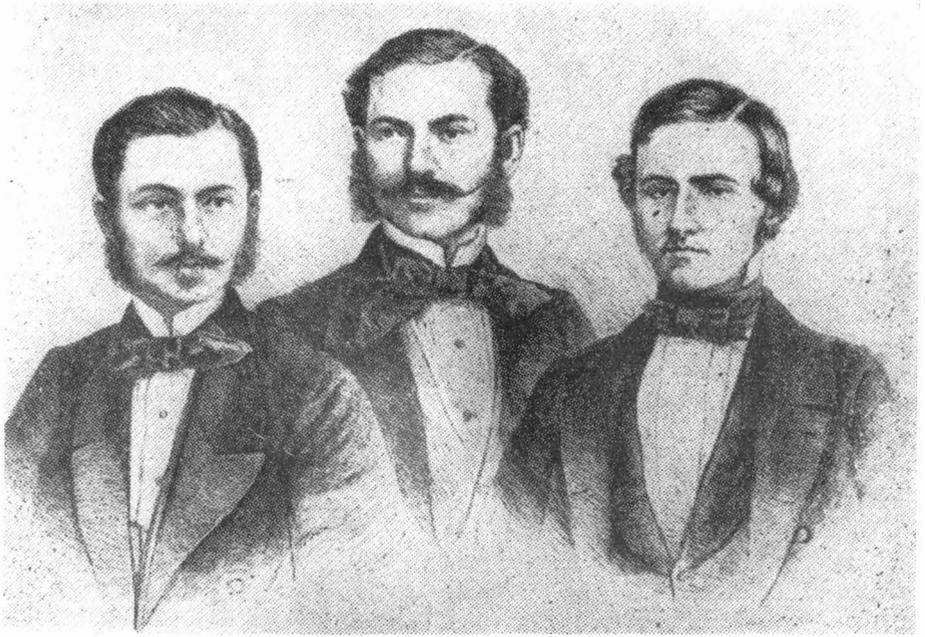


gest. von S. Kalle. Berlin 1796.

Bild 2

August Friedrich Wilhelm CROME (1753—1833)

Nach einem Stich aus dem Universitätsarchiv



Robert, Hermann und Adolf Schlagintweit

Bild 3

Robert, Hermann und Adolph SCHLAGINTWEIT vor der Reise nach Hochasien (1854)



Bild 4

Nanga Parbat und Diamir-Gletscher

Nach einem Original-Aquarell von A. v. SCHLAGINTWEIT (1857) (aus dem Besitz von Herrn Dr. med. E. SCHLAGINTWEIT, Bad Wiessee)

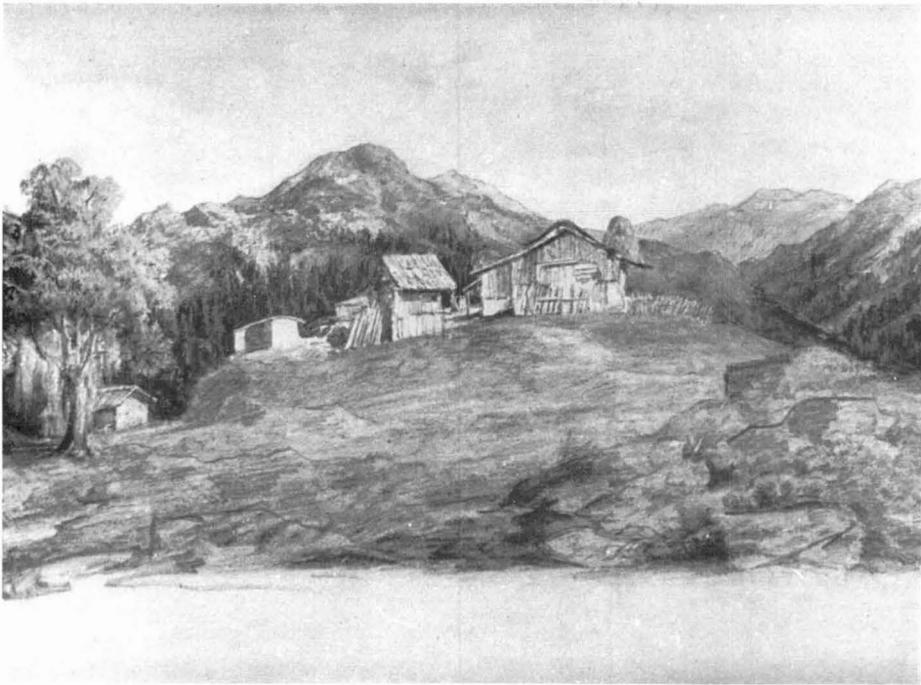


Bild 5

Kaschmiri-Bergbauernhöfe im obersten Wardwan-Tal

Nach einem Original-Aquarell v. H. v. SCHLAGINTWEIT (1857) (aus dem Besitz von Herrn Dr. med. E. SCHLAGINTWEIT, Bad Wiessee)



Bild 6

Kaschmiri-Bergbauernhof im obersten Wardwan-Tal

Foto: H. UHLIG, September 1959

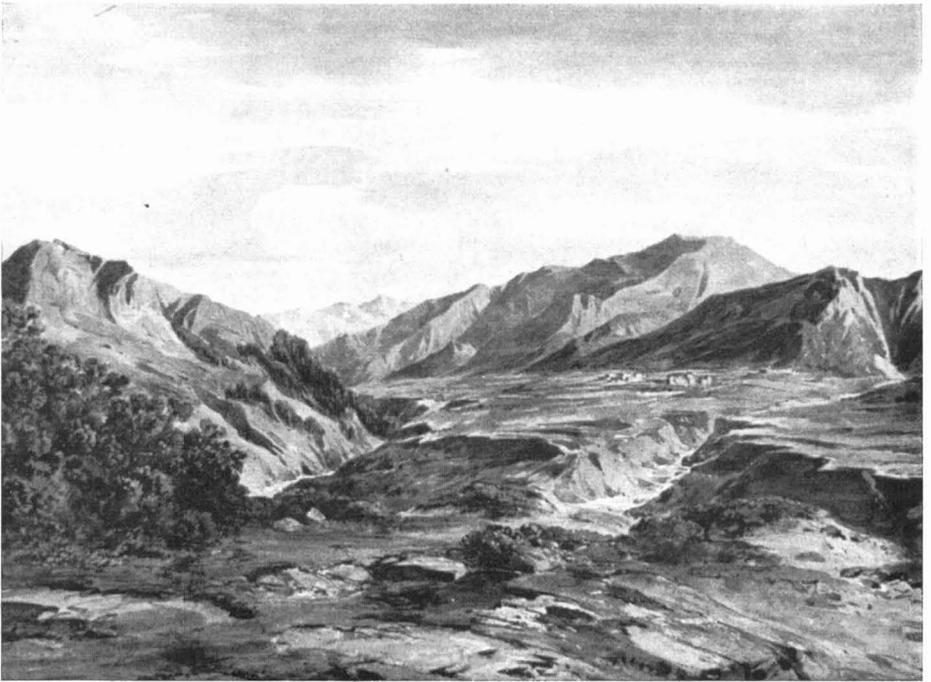
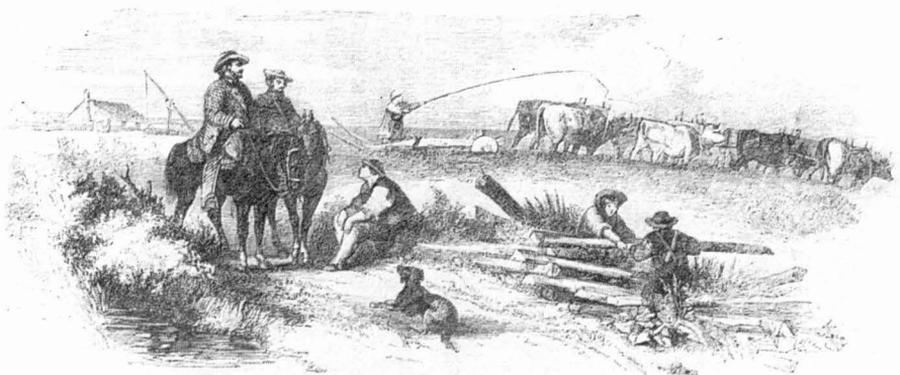


Bild 7

Jhelum-Tal vom Fort Kathni bei Chakoti (Kaschmir)

Nach einem Original-Aquarell von H. v. SCHLAGINTWEIT (1857) (aus dem Besitz von Herrn Dr. med. E. SCHLAGINTWEIT, Bad Wiessee)



Urbarmachung des Präriebodens.

Bild 8

Besiedlung und Pflügen der Prärie

Illustration aus R. v. SCHLAGINTWEIT *Die Prärien des amerikanischen Westens*, 1876



Bild 7a

Beispiel einer Geländeskizze aus den Arbeiten Adolph und Robert v. SCHLAGINTWEITS
in Lahul (westl. Zentral-Himalaya, 1856)
(Nach einer Originalzeichnung A. v. SCHLAGINTWEITS aus dem Besitz
von Herrn Dr. med. E. SCHLAGINTWEIT, Bad Wiessee)

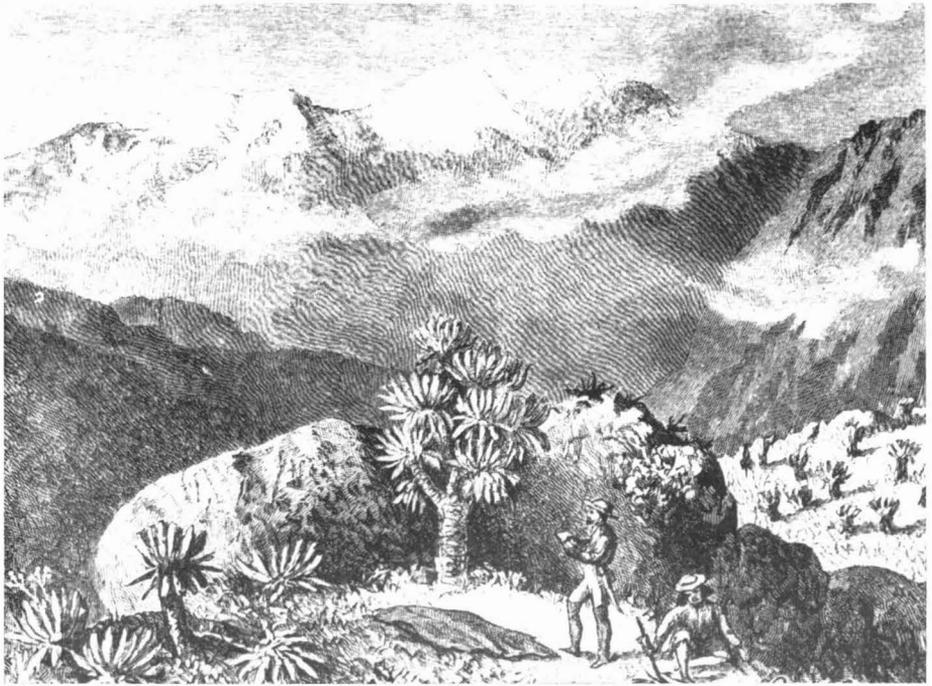


Bild 9

Lagerplatz im Páramo, Kungukaká-Kette mit den Hauptgipfeln der Sierra Nevada de Santa Marta, Kolumbien (Februar 1886)

Stich nach einer Skizze von W. SIEVERS von A. GOEHRING
(Aus SIEVERS *Reise in die Sierra Nevada de Santa Marta*, 1887)



Bild 10

Sierra Nevada de Santa Marta; Blick zu den Hauptgipfeln aus der Nähe des gleichen Standortes, vorn Arhuaco-Indianer

Foto H. UHLIG (April 1963)



Bild 11

Arhuaco-Hütten von Duriameina, Sierra Nevada de Santa Marta
Unterkunft von W. SIEVERS im Februar 1886
Foto H. UHLIG (April 1963)



Bild 12

W. SIEVERS (zweiter von links) in den Hochanden von Peru, 1909
Foto aus seinem Nachlaß

verbreitet. Um so überraschender ist es, daß das Vorhandensein der Gletscher erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit bekannt ist; vor dem Jahre 1842 wußte man nicht, daß Hochasien überhaupt Gletscher besitzt. Man hatte sich, im Gegenteil, bemüht, durch eine Reihe von Hypothesen zu beweisen, daß überhaupt die Bildung von Gletschern in Hochasien eine Unmöglichkeit sei.“ Und weiter: „Gegen solche Gletscher, die man mit Recht ‚Riesengletscher‘ genannt hat, sind unsere in den Alpen gelegenen Gletscher klein. In den Anden kennt man bisher gar keine Gletscher, noch ist es nicht bestimmt entschieden, ob einige der wichtigsten Schneeberge Afrikas, wie der Kili-mandjaro und der Kenya, Gletscher besitzen oder nicht. Weder in den Anden noch in den Schneebergen Afrikas steht meiner Ansicht nach irgendetwas der Bildung von Gletschern entgegen“¹⁷⁾.

Diese zutreffende Hypothese ist — worauf noch einmal zurück-zukommen sein wird — selbst 1885 in der ersten *Gletscherkunde* von ALBERT HEIM noch nicht enthalten, sie wurde aber gerade um diese Zeit durch W. SIEVERS bestätigt.

Es ist betont worden, daß es kaum möglich ist, die von den drei Brüdern in einer Gemeinschaftsleistung erzielten Ergebnisse einzeln zu bewerten. Für ROBERT, der uns als der erste Gießener Geograph am Herzen liegt, läßt sich gewiß sagen, daß er als Jüngster zunächst mehr als Assistent der beiden älteren Brüder auf diese Reise auszog, auf dieser aber gereift und zum profilierten Wissenschaftler herangewachsen ist. Die, leider Fragment gebliebene, Publikation der Einzelergebnisse hat er, in taktvollem Verzicht, dem älteren Bruder überlassen, während ADOLPH ja tragischerweise nicht heimkehrte. Dagegen hat ROBERT in Vorträgen und Vorlesungen ein fesselndes Bild der bereisten und erforschten Länder vermittelt und durch diese die Öffentlichkeit am stärksten mit Indien und Hochasien vertraut gemacht. Seine Aufsätze, besonders die *Physikalisch-geographische Schilderung von Hochasien* (1865) oder *Über Erosionsformen der indischen Flüsse*¹⁸⁾ (schon 1857, dem Jahre der Rückkehr aus Indien), geben eine für den damaligen methodischen Stand beachtenswerte Zusammenfassung, sie sind die eigentliche, auch einer größeren, wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugängliche Darstellung der Ergebnisse dieser Forschungsreise geworden. Sie enthalten zahlreiche Fortschritte, etwa die Erkenntnis der Erosionskraft der Flüsse unter dem Eindruck der tief eingeschnittenen Himalaya-Ströme, während in den älteren Arbeiten über die Alpen noch den alten Talbildungstheorien gefolgt wurde, oder die Aufstellung erster Vegetationsprofile usw. Das Erscheinungsjahr 1865 macht deutlich, daß der wesentlichste Aufsatz über Hochasien offenbar unmittelbar mit dem Beginn der Vorlesungen in Gießen zusammenfällt, die selbstverständlich zunächst um die gleichen Themen kreisen, etwa „Geographie von Hochasien“ oder „Geographie und

¹⁷⁾ R. v. SCHLAGINTWEIT, *Phys.-geogr. Schilderung v. Hochasien*, in: *Pet. Mitt.*, 1865, S. 369.

¹⁸⁾ In: *Zeitschrift f. Allgemeine Erdkunde*, 1857.

Ethnographie von Indien“ usw. — auf eigenen Beobachtungen begründete Vorlesungen, wie sie damals in der Geographie der Welt einmalig waren! In den gedanklichen Wurzeln auf HUMBOLDT zurückgehend, zum anderen auch in der heutigen Methodik durchaus noch modern und aktuell¹⁹⁾, ist besonders das Thema der Vorlesung: „Vergleichende Geographie Hochasiens, der Anden und der Alpen“ (später: „Vergleichende Geographie der Hochgebirge der Erde“²⁰⁾), eine Problemstellung, zu der später auch die Gießener Geographen WILHELM SIEVERS in den Anden und FRITZ KLUTE in Südamerika und Ostafrika beitrugen und an die auch eigene Arbeiten des Verfassers anknüpfen.

Durch seine Vortragsreisen — bis nach Rußland ausgedehnt, wo sie z. T. noch mit Schlitten durchgeführt werden mußten — kommt ROBERT VON SCHLAGINTWEIT schließlich von Gießen aus in ein zweites Arbeitsgebiet, das für den Rest seines Lebens seine Aufmerksamkeit fesseln und zu einer Reihe von Publikationen führen sollte. Er wird zweimal zu mehrmonatigen Vortragsreisen nach den USA eingeladen, wo er begeistert gefeiert wird und von Boston bis San Francisco alle Teile dieses großen Neulandes bereist.

Das wissenschaftliche Haupterlebnis war dabei die Erschließung des Westens — er wurde Augenzeuge jenes faszinierenden Vorgangs der Besiedlung der Prärien und des entscheidenden Impulses der Verkehrs- und Wirtschaftserschließung des westlichen nordamerikanischen Kontinents durch den Bau der Eisenbahnen zum Pazifik. 1869 fährt er, einen Tag nach der Eröffnung dieser Strecke, 5260 km von New York nach San Francisco. Diese Ereignisse waren so eindrucksvoll, daß sie eine verkehrsgeographische Behandlung — 45 Jahre vor der methodischen Grundlegung der Verkehrsgeographie — geradezu herausfordern mußten. Auch die Mormonen in der Salzsee-Ebene Utahs, die später auch H. LAUTENSACH sozialgeographisch darstellte, beschäftigten ihn, da deren großer Treck auf längere Strecken die Trasse der Santa-Fé-Bahn vorgezeichnet hatte. Länderkundlich am wichtigsten sind die beiden Werke über *Kalifornien* und über die *Prärien des amerikanischen Westens*²¹⁾, nach denen er dann, ebenso authentisch wie vorher über Hochasien, in Gießen seine Vorlesungen über Nordamerika hielt. 1885, nach 21jähriger

¹⁹⁾ Vgl. z. B. die Arbeiten von C. TROLL, etwa *Studien zur vergleichenden Geographie der Hochgebirge der Erde*, *Bonner Mitt.*, H. 21, 1941; und *Die tropischen Gebirge, ihre dreidimensionale klimatische und pflanzengeogr. Zonierung*, in: *Bonner Geogr. Abh.* 25, 1959.

²⁰⁾ Leider erschien seine entsprechende Publikation an schwer zugänglicher Stelle: *Comparative Hypsometrical and physical tableau of High Asia, the Andes and the Alps*, in: *Journal of the Asiatic Society of Bengal*, Calcutta 1866.

²¹⁾ R. v. SCHLAGINTWEIT, *Die Pacific-Eisenbahn in Nordamerika*, Köln und Leipzig 1870; DERS., *Die Pacificen Eisenbahnen in Nordamerika*, in: *Pet. Mitt.*, Erg. H. Nr. 82, Gotha 1886; DERS.: *Die Mormonen oder die Heiligen vom jüngsten Tag, von ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart*, Köln und Leipzig 1874; DERS., *Californien, Land und Leute*, Köln und Leipzig 1871; DERS., *Die Prärien des amerikanischen Westens*, Köln und Leipzig 1876.

Zugehörigkeit zu dieser Universität, starb er hier im Alter von 51 Jahren.

Von 1867 bis 1880 lehrte auch KARL JACOB ZÖPPRITZ neben SCHLAGINTWEIT in Gießen, zunächst als a. o. Professor für „Mathematische Physik“ (Geophysik und Geodäsie), während er in der Geographie hier nur literarisch tätig war. 1879 wurde er aber als erster Ordinarius für Geographie nach Königsberg berufen. Sein *Leitfaden der Kartenentwurfslehre* ist den Älteren noch gut bekannt. Als Schwiegervater OTTO EGRERS blieb er auch persönlich Gießen noch lange verbunden.

Fünf Jahre nach SCHLAGINTWEITS Tod wurde der 1860 in Hamburg geborene, 1887 in Würzburg habilitierte WILHELM SIEVERS, Schüler von F. VON RICHTHOFEN, HERMANN CREDNER, F. ZIRKEL und HERMANN WAGNER, nach Gießen berufen; zunächst ein Jahr mit Lehrauftrag, ab 1891 (Einrichtung des Geogr. Instituts) als planmäßiger Extra-Ordinarius und von 1903 bis zu seinem Tode (1921) als erster Ordinarius der Geographie an dieser Universität.

Wie SCHLAGINTWEIT war auch er bereits durch große Forschungsreisen in den Tropen ausgewiesen, über Südamerika hat er auf insgesamt drei großen Reisen (1884—1886 Kolumbien und Venezuela, 1892/93 — von Gießen aus — von NO-Kolumbien bis zu den Llanos des Orinoco und 1909 in den Hochanden von Peru und Ekuador) wesentliche länderkundliche und geomorphologische Erkenntnisse gesammelt. Neben zahlreichen Fachpublikationen sprach er auch mit einem Erlebnisbuch über die Sierra Nevada de Santa Marta die Öffentlichkeit an; es ist mit einem etwas skurrilen Humor im Stil der Gründerjahre geschrieben und bietet für den Kenner des Gebietes viele Detailbeschreibungen, die interessante Vergleiche mit den heutigen Verhältnissen erlauben. Seine Feldforschungen in den tropischen Hochgebirgen reichen von ersten topographischen und geologischen Aufnahmen, darunter der Sierra Nevada de Santa Marta, über geomorphologische und gletscherkundliche Untersuchungen bis zu anthropogeographischen Fragen²²⁾; in seine topographische Karte (1 : 500 000) des genannten Gebirges hat er zahlreiche Vermerke, z. B. zur Vegetation, Landnutzung, Siedlung, Wasserführung usw., eingetragen.

In großer Breite wurde er für das Fach auch durch seine mehrbändige *Allgemeine Länderkunde der Erde* wirksam, mit der er eine Tradition begründete, die sein Amtsnachfolger FRITZ KLUTE

²²⁾ W. SIEVERS, *Reise in die Sierra Nevada de Santa Marta*, Leipzig 1887; DERS., *Die Sierra Nevada de Santa Marta und die Sierra de Perija*, in: *Zs. d. Ges. f. Erdkunde*, Berlin 1887 (mit topogr. Karte); DERS., *Erläuterung zur geogn. Karte der Sierra Nevada de Santa Marta*, in: *Zs. d. Ges. f. Erdkunde*, Berlin 1887 (mit geol. Karte); DERS., *Die Arhuaco-Indianer in der Sierra Nevada de Santa Marta*, in: *Zs. d. Ges. f. Erdkunde*, Berlin 1887; DERS., *Die Cordillere von Mérida*, in: *Geogr. Abh.* III, 1, 1888; DERS., *Zweite Feise in Venezuela... 1892/93*, in: *Mitt. Geogr. Ges.*, Hamburg 1896; DERS., *Feise in Peru und Ecuador, ausgeführt 1909*, in: *Wiss. Veröff. Ver. f. Erdkunde*, Leipzig VIII.

mit der Herausgabe des vielbändigen *Handbuches der Geographischen Wissenschaft* später wieder aufnehmen sollte. In der Erstauflage beschrieb SIEVERS, außer Europa, noch alle Kontinente selbst. Die stark erweiterte zweite Auflage brachte dann die nach dem Stande der Forschung fällige Aufteilung auf verschiedene Autoren, und SIEVERS bearbeitete darin noch sein Spezialgebiet Süd- und Mittelamerika sowie Asien²³⁾.

Ein Pionier war SIEVERS in der Verlagerung des geographischen Unterrichts in das Gelände, an das Objekt heran, so daß das Gießener Institut nicht nur auf eine bedeutende Tradition in überseeischer Forschung, sondern auch in den geographischen Studenten-Exkursionen zurückblicken kann. Das sei mit besonderem Nachdruck betont, weil dieser Teil der Ausbildung leider noch heute unter Schwierigkeiten in der Zuteilung der entsprechenden Mittel leidet, obwohl die Geländepraktika und Exkursionen für die Ausbildung und wissenschaftliche Erfahrung eines Geographen von der gleichen, selbstverständlichen Bedeutung sind, wie etwa das Labor für einen Chemiker oder Physiker.

Unter den Studenten und Assistenten aus SIEVERS' Gießener Zeit sei in dieser Rückerinnerung an die Geschichte des Instituts ARVED SCHULTZ, später langjähriger Ordinarius in Königsberg und Kenner Nord- und Mittelasiens, genannt, dem die Fakultät gerade das Doktordiplom zum 50. Jubiläum erneuern konnte. Unter den geretteten Teilen der Gießener völkerkundlichen Sammlung — die im Rahmen des Oberhessischen Museums noch der Neuaufstellung harren — sind Stücke von seiner ersten Pamir-Expedition erhalten; auch SIEVERS selbst hatte zu dieser Sammlung Bestände beigetragen. Ein weiterer Kenner Asiens, HERMANN V. WISSMANN, heute Emeritus in Tübingen, war ebenfalls zeitweilig unter SIEVERS' Gießener Studenten.

Unter den Südamerika-Forschungsreisen SIEVERS' bildet die erste wieder den Anknüpfungspunkt einer Tradition für ein heutiges Forschungsfeld dieser Universität; denn mit seiner frühen Bearbeitung der Sierra Nevada de Santa Marta wurde er zum wissenschaftlichen Erforscher eines Gebirges, an dessen Fuße, in Santa Marta, heute die deutsch-kolumbianische Forschungsstation der Universität Gießen, in Partnerschaft mit der Universidad de los Andes, Bogotá, entsteht. Unter der bis 5775 m unmittelbar aus dem Meere aufsteigenden Sierra, an einer von Bergen eingerahmten Bucht in der trockenen, karibischen Passatzzone gelegen, war diese zweitälteste Stadt Südamerikas einst ein bedeutender Hafen, zu SIEVERS' Zeiten befand sie sich aber in starkem Verfall. Seit der Aufschließung des

²³⁾ W. SIEVERS, *Allgemeine Länderkunde*, 5 Bde., Leipzig 1891/94; DERS., *Allgemeine Länderkunde*, Hrsg. und Verf. der Bde. *Süd- und Mittelamerika und Asien*, Leipzig und Wien, 6 Bde., 2. Aufl. 1903 (3. Aufl. 1914); DERS., *Allgemeine Länderkunde*, Kleine Ausgabe, 2 Bde., Leipzig 1909; F. KLUTE (Hrsg. und Verf. d. Bds. *Afrika*): *Handbuch der Geogr. Wissenschaft*, 12 Bde., Potsdam 1930—1945.

Magdalenenstromes für die Schifffahrt war an dessen Mündung Barranquilla als der führende Atlantikhafen Kolumbiens aufgestiegen und Santa Marta in einen Abseitwinkel, ohne Hinterland, geraten. Deshalb gab SIEVERS in seinem Reisebericht, nach der Schilderung der großartigen Lage und der bedeutenden Tradition, eine Beschreibung des Santa Marta von 1885, die gewiß nicht dazu verlockt hätte, dort eine Gießener Forschungsstation zu errichten. Es heißt darin:

„Die Stadt liegt in der Ebene des Manzanaresflusses hart am Meere; dreiviertel eines Kreises nehmen die Berge ein . . . , ihre Abhänge sind kahl, mit Cactus, Agaven und Dornen bestanden; gegen Westen streichen sie gegen die Küste aus und stürzen hier steil ins Meer hinab; den weiten Theil des Kreises nimmt die Bucht von Santa Marta ein, an deren Ausgang eine kleine Insel, der Morro, liegt, auf welchem ein Leuchthaus mit Signalstation steht; die Bucht ist so tief, daß selbst die tiefgehendsten großen Dampfer bis wenige Meter an den Stand herankommen können . . . Diese zweitälteste Stadt des spanischen Amerika wurde von Rodrigo de Bastida am 29. Juli 1525 gegründet und bereits 1529 zum Bischofssitz erhoben . . . Sie entwickelte sich sehr rasch und wetteiferte bald mit Cartagena, obwohl sie mancherlei Unglückszeiten zu überstehen hatte . . . Auch das Erdbeben vom 22. Mai 1834, welches etwa 100 Häuser und die Kirchen beschädigte, überstand die Stadt; als aber 1851 die Gründung der Magdalena-Dampfschifffahrt den Verkehr nach der Magdalena-Mündung ablenkte, da sank die Stadt in erschreckendem Maße . . . heute ist Santa Marta vollständig bedeutungslos; die bedeutenderen Familien sind meist nach Barranquilla und Ciénaga übersiedelt, die Häuser stehen reihenweise leer und verschlossen; die Türen fallen zusammen, die Gitterfenster hängen zerbrochen heraus; der Kalk fällt von den Wänden und die Ruhe des Todes lagert über der Stadt. In den breiten, übrigens wohl niemals gepflastert gewesenen Straßen ist nur sehr wenig Leben; die Stadt macht den Eindruck einer kleinen Provinzialstadt des Innern, nicht mehr den einer Handelsstadt. Dieselbe war so sehr Handelsstadt, daß Ackerbau fast garnicht in der Nähe getrieben wird; Läden sind kaum vorhanden und falls man einen solchen findet, so enthält er meist nur einige bereits ausgetrunkene Schnapsflaschen“²⁴⁾.

1963 konnten wir uns davon überzeugen, daß sich dieses Bild wieder gewandelt hat. Besonders die Anlage der großen Bananenplantagen am westlichen Gebirgsfuß, mit dem ganzjährig verfügbaren Wasser aus dem Gletschereinzugsgebiet der Sierra Nevada bewässert, die den Bau der „Bananenbahn“ nach sich zogen, die in jüngster Zeit Anschluß bis in das Hochland von Bogotá erhielt, hat die wirtschaftliche Situation wesentlich verwandelt. Als Bananenhafen — neben seiner Funktion als Departementshauptstadt — ist Santa Marta wieder aufgeblüht, und das Land am Fuße des Gebirges, das SIEVERS' Karte und Beschreibungen noch als siedlungs- und verkehrsarmes, ödes Gebiet mit nur wenigen, ärmlichen Ansiedlungen schildern, ist auf größere Strecken in den seither vergangenen acht Jahrzehnten zu einer Kulturlandschaft geworden. Doch das Problem der Boden- und Vegetationszerstörung durch die Brandrodungswirtschaft, die SIEVERS schon mit ihren Gefahren beschrieb, ist nach wie vor akut.

Der Festvortrag läßt leider nicht den Raum, den Vergleich der von SIEVERS in den verschiedenen Klima- und Höhenzonen des Gebirges

²⁴⁾ W. SIEVERS, *Reise in die Sierra Nevada de Santa Marta*, 1885, S. 34 ff.

geschilderten natur- und kulturgeographischen Erscheinungen mit dem heutigen Zustand ausführlicher durchzuführen. Für künftige geographische Arbeiten, die von Gießen aus in diesem Gebiet durchgeführt werden sollen, werden die von ihm geschilderten Verhältnisse vor acht Jahrzehnten als eine interessante Vergleichsbasis dienen können.

Der Zufall wollte es, daß wir bei einem Versuch, einen Einblick in die Hochregion der Sierra zu gewinnen, in der gleichen, isolierten Hütte der Arhuaco-Indianer im 3400 m hohen Hochtal von Duriamaina eine notdürftige Unterkunft fanden, in der 78 Jahre vor uns auch SIEVERS eine genauso kalte, tropische Hochgebirgsnacht verbracht hatte. Seine Schilderung entspricht so unseren eigenen Erlebnissen, daß der Auszug aus seinem Reisebericht für beide stehen könnte:

„Hinter dem Páramo de Chucuaucá erhebt sich unmittelbar eine andere Kette von noch bedeutenderer Höhe; zwischen beiden ist ein Hochwiesenthal eingeschaltet, welches sich langsam gegen West zum Cataca-Fluß, gegen Ost zum Guatapurí senkt. Wir wendeten uns westwärts und zogen etwa $\frac{3}{4}$ Stunden dieses öde, traurige, von 500 m hohen schroffen grauen Bergen eingefasste Thal hinab und erreichten um 5 Uhr eine einzeln stehende Hütte, die den Namen Duriamaina führt. ... Zur Zeit unserer Ankunft hatten wir noch 17° Wärme in der Sonne; ... um 8 Uhr sank die Temperatur auf 7° , um 9 Uhr auf $5,5^{\circ}$ C. Klappernd vor Frost hüllten wir uns in die warmen Decken; ich zog doppeltes Unterzeug und einen dicken deutschen Winteranzug an, und nachdem wir ein frugales Mahl am Feuer bereitet, versuchten wir zu schlafen, allein es gelang wohl keinem von uns allen, ... Morgens 6 Uhr zeigte das Thermometer $0,5^{\circ}$, und ebenso rasch wie die Temperatur am Abend vorher abnahm, ebenso rapid stieg sie am folgenden Morgen. Um $7\frac{1}{4}$ Uhr hatten wir im Schatten schon 2° , in der Sonne 9° , um $7\frac{1}{2}$ Uhr 4° , resp. 15° , um 8 Uhr 8° , resp. 18° Es galt nunmehr über die Kungukaka Kette hinüber zu gehen; wir kletterten deren steilen mit riesigen Trümmerhaufen bedeckten Südabhang hinan. Der Weg hörte bald vollständig auf. Zu Pferde konnten wir nicht mehr weiter kommen, der Aufstieg zu Fuß war recht beschwerlich und dauerte etwa eine Stunde; dafür aber wurden wir auch belohnt, denn als wir die Höhe erklimmen hatten, lag vor uns in ihrer ganzen Länge, von strahlender Sonne übergossen, in prachtvollster Klarheit von dem tiefblauen Himmel sich abhebend die Schneekette der Nevada de Santa Marta“²⁵⁾.

Ein Teil der Arbeiten SIEVERS' in den Anden, besonders in Peru, galt den Fragen der rezenten und der eiszeitlichen Vergletscherung, denen er in der Sierra Nevada de Santa Marta erstmals in Südamerika begegnet war — etwa zum gleichen Zeitpunkt, in dem, wie erwähnt, die erste Gletscherkunde von ALBERT HEIM (1885) erschien, in der über eine rezente, aktive Vergletscherung Südamerikas noch nichts bekannt war, während sie ROBERT VON SCHLAGINTWEIT schon zwei Jahrzehnte vorher hypothetisch richtig erkannt hatte. Wenn die Erforschung der Vergletscherung auch nur einen Teilausschnitt aus den Arbeiten der genannten Gießener Geographen in Hochasien und Südamerika bildet, die auf eine länderkundliche Erfassung dieser Gebirgsländer gerichtet waren, so verdient es in dieser Stunde

²⁵⁾ W. SIEVERS, *Reise in die Sierra Nevada de Santa Marta*, 1885, S. 109/110.

der Erinnerung doch festgehalten zu werden, daß auch der dritte in ihrer Folge, FRITZ KLUTE, der Geographie der tropischen Hochgebirge und ihrer Gletscher auf einem dritten Kontinent, am Kilimandjaro in Ostafrika, aktive Forschungsarbeit widmete, nachdem er 1923/24 auch in den Anden Argentinens und Chiles und 1925 auf einer Expedition nach Westgrönland geomorphologische und klimatologische Fragen der eiszeitlichen und rezenten Vergletscherung verfolgt hatte.

Selbstverständlich widmeten SIEVERS und KLUTE in eigenen und in von ihnen angeleiteten Arbeiten ihrer Schüler auch der Landeskunde des heimatlichen Raumes volle Aufmerksamkeit. Das fand auch in den früheren Publikationsreihen des Instituts Niederschlag, den von SIEVERS herausgegebenen *Geographischen Mitteilungen aus Hessen* und der von KLUTE betreuten *Geographischen Reihe der Arbeiten der Anstalt für Hessische Landesforschung an der Universität Gießen*. Damit besteht auch für die heutige Veröffentlichungsreihe des Instituts, die *Gießener Geographischen Schriften*, schon eine lange Tradition.

Wenn wir nun den Herrn Rektor darum bitten, dem — nach der Vernichtung im letzten Kriege wiederaufgebauten — Geographischen Institut seine neue Heimstatt im historischen Bau des Neuen Schlosses zu übergeben, verbinden wir das mit der Hoffnung, daß ihm darin eine gedeihliche Entwicklung und den heutigen und künftigen Gießener Geographen eine erfolgreiche Fortsetzung der Tradition weltweiter Forschung und einer durch diese intensivierten Lehre beschieden sein möge!



Grußworte der ehemaligen Gießener Geographen

Es war ein furchtbarer Schlag für die Universität Gießen wie für die geographische Forschung und Lehre in Deutschland*), als am 6. Dezember 1944 das Gebäude am Brandplatz, das außer dem Geographischen das Botanische und Geodätische Institut beherbergte, durch einen Bombenangriff in Schutt und Asche fiel und als unser FRITZ KLUTE gleichzeitig nicht nur seine Wirkungsstätte, sondern auch seine Wohnung und Bibliothek in der Moltkestraße verlor. Der Gießener ordentliche Lehrstuhl der Geographie hatte damit zu existieren aufgehört, und die Geographie war nach Kriegsende an der Justus Liebig-Hochschule für Bodenkultur und Veterinärmedizin von 1950 an nur durch einen Lehrauftrag vertreten, den Herr Kollege BARTSCH innehatte. Aber 1960 ist der Lehrstuhl von SIEVERS und KLUTE neubegründet und mit dem Kollegen UHLIG besetzt worden, dem kürzlich Kollege MANSHARD und Herr BARTSCH (als Honorarprofessor der Naturwiss. Fakultät) zur Seite getreten sind. Und heute, 100 Jahre nach der Einrichtung der ersten apl. Professur für Geographie in Gießen, sind wir hier versammelt, um den Einzug der Geographen in das neue Institut im Neuen Schloß festlich zu begehen und dabei der alten Glanzzeiten in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts zu gedenken. Ich, der ich von 1928 bis 1934 als Assistent, Privatdozent und nicht beamteter a. o. Professor der Geographie an der Universität Gießen wirkte, bin freudig der Einladung des Kollegen UHLIG gefolgt, heute die Grüße und Glückwünsche der ehemaligen Gießener Geographen zu überbringen, die sich zu dieser Feier in so großer Zahl eingefunden haben.

Ich war gerade als beurlaubter Studienrat mit geomorphologischen Forschungen an der portugiesischen Küste beschäftigt, als mich im Februar 1928 in Setúbal die Anfrage von Professor KLUTE erreichte, ob ich bereit sei, mich in Gießen zu habilitieren. Freudig sagte ich zu und habe dann bis Mai 1934, bis ich nach Braunschweig berufen wurde, als Dozent und Assistent in Gießen gewirkt. Ich wurde damit Nachfolger von WOLFGANG PANZER, der kurz zuvor zusammen mit KREBS nach Berlin gegangen war.

Lassen Sie mich das geographische Leben dieser Zeit an der Universität Gießen kurz in Ihr Gedächtnis zurückrufen! FRITZ KLUTE hatte mich, den nur zehn Monate Jüngeren, zur Habilitation aufgefordert, weil die Zahl der Studierenden die Kräfte eines Einzelnen schon damals überstieg, zumal er 1928 gerade damit begann, eine seiner großen Lebensaufgaben, die Herausgabe des *Handbuches der Geographischen Wissenschaft*, in Angriff zu nehmen. Die fast sechsjährige Zusammenarbeit verlief reibungslos, ja, ich habe wissen-

*) Siehe Anm. S. 87.

schaftlich wie menschlich von FRITZ KLUTES einzigartiger Persönlichkeit viel gehabt. Da ich wenige Jahre zuvor das *Stieler-Handbuch* vollendet hatte, fiel mir die Vorbereitung auf diese akademischen Aufgaben nicht schwer. Wir teilten uns hälftig in die Kollegs, Seminare und Exkursionen. Im WS 1928/29 beispielsweise las KLUTE „Allgemeine Klimatologie“, ich „Wirtschaftsgeographie der Tropen und Subtropen“. KLUTE hielt ein Proseminar „Mensch und Wirtschaft“ und ein Hauptseminar „Deutschland“ ab, ich eine Übung „Kartenprojektionen und Karteninhalt“. Im Zusammenhang mit seinen Vorlesungen hat KLUTE Führungen durch die völkerkundliche Sammlung im ehemaligen Oberhessischen Museum vorgenommen. Außer den ein- oder zweitägigen Exkursionen veranstaltete KLUTE während der Sommerferien eine Jura- und Alpen-Exkursion, eine Dalmatien-Exkursion und eine Saar-Exkursion, ich eine vierzehntägige Exkursion von Eisenach nach Passau, eine Exkursion nach Schleswig-Holstein und Helgoland sowie eine Bodensee-Exkursion.

Der größere Teil der Dissertationen jener Jahre stand unter der Leitung von KLUTE. Die meisten behandelten Teile des Freistaates Hessen und erschienen zwischen 1930 und 1937 in den 15 Heften der von KLUTE herausgegebenen *Arbeiten der Anstalt für Hessische Landesforschung an der Universität Gießen, Geographische Reihe*. Fünf dieser Dissertationen behandeln die alten Grundsteuereinschätzungen in den einzelnen Teilen Hessens in ihrer Beziehung zu Boden und Klima, vier die Entwicklung der Bevölkerung und ihrer beruflichen Gliederung in den letzten 150 Jahren, zwei sind kulturgeographische Stadtuntersuchungen. Beinahe noch bedeutungsvoller sind die außerhalb dieser Reihe erschienenen Dissertationen, so die von FRIEDRICH WILHELM WILL, *Morphogenetische Betrachtung der Rheinterrassen zwischen Oppenheim—Mainz und Koblenz*. In ihr wird, von KLUTE inauguriert, der Nachweis geliefert, daß die Terrassenbildung nicht auf eine diskontinuierliche Hebung, sondern auf die durch den eiszeitlichen Klimawechsel bedingte Diskontinuität der Erosions- und Ablagerungsintensität des Rheinsystems verbunden mit kontinuierlicher Hebung zurückzuführen ist (Aufsatz von KLUTE u. WILL in: *Pet. Mitt.* 1934). Die von mir veranlaßten Gießener Dissertationen von RUDOLF FREYMAN, KARL MÜLLER und RICHARD SCHMITT behandeln das Klima von Portugal, Neukastilien sowie Altkastilien und Aragonien monographisch. Die letztgenannte ist auch in spanischer Übersetzung erschienen.

Zu dieser außerordentlich vielseitigen Tätigkeit des Instituts, in dem schon damals etwa 200 Studierende ein- und ausgingen, so daß der große Hörsaal bei den Vorlesungen voll besetzt war, kam die öffentliche Wirksamkeit der schon 1896 von SIEVERS gegründeten „Gesellschaft für Erd- und Völkerkunde zu Gießen“ mit ihren Vortragsfolgen. KLUTE wurde in der Leitung dieser Gesellschaft durch Herrn Verleger Töpelmann wirkungsvoll unterstützt. In meiner Gießener Zeit sprachen ALBRECHT PENCK in der Gesellschaft über den Colorado-Cañon und SVEN HEDIN über alte Straßen in China.

SIEVERS war 31 Jahre lang, KLUTE 25 Jahre als Leiter des Geographischen Instituts tätig, und die Geographie erfreute sich in dieser ausgedehnten Zeit einer kontinuierlichen Pflege mit steigender Wirkung. Auf die Gefahr hin, Persönlichkeiten, die es stark verdient haben, genannt zu werden, nach so langen Jahren zu übersehen, seien aus jener Zeit die folgenden Studierenden hervorgehoben:

Studienrat Dr. ACKERMANN, jetzt Rüsselsheim; Oberstudienrätin Dr. ALT-VATER, Bensheim; Studienrat Dr. BECKER, Gießen; Studienrat Dr. BENTZ, Bensheim; Fräulein Dr. BERNHARD, die verstorben zu sein scheint; Fräulein BÖCHNER, die Sekretärin des Instituts, die täglich aus dem Pfarrhaus zu Trais a. d. Lumda zum Dienst nach Gießen kam; Frau Oberstudienrätin DIETRICH, Gießen, Fachleiterin für Geographie am hiesigen Studienseminar; Studienrat Dr. FREYMAN, Friedberg; Studienrat Dr. HESS, Gießen; Studienrat Dr. KISSEL, Oberursel; Studienrat Dr. LÖW, Büdingen, mein Nachfolger als Institutsassistent; Studienrat Dr. MENGE, Friedberg; Studienrat Dr. KARL MÜLLER, Mainz; Oberstudienrat OSTERHELD und Frau, Alsfeld; o. Professor Dr. PANZER, Mainz; Oberstudiendirektor Dr. PFAFF, Wetzlar; Oberstudiendirektor Dr. RATZ, Gelnhausen; Oberstudienrat Dr. REGEL, Kassel; Oberstudienrat REUSCHLING, Waldmichelbach; Frau Dr. SCHAEFER, geb. Götze, Frankfurt; Studienrat Dr. SCHÄFER, Schotten; o. Professor der Bodenkunde Dr. SCHÖNHALS, Gießen; Dr. STEINHÄUSER und Frau, Darmstadt; Oberstudiendirektor Dr. STROHMEYER, Lauterbach; Oberstudienrat Dr. VAUBEL, Gießen; o. Professor Dr. WILHELMY, Tübingen, vorher mein Nachfolger in Stuttgart; Studienrat Dr. WILL, Hungen.

Wir alten Gießener alle kommen am heutigen Erinnerungs- und Festtag zu den neuen Persönlichkeiten des Geographischen Instituts der Universität Gießen mit unseren wärmsten Wünschen. 16 Jahre lang war die Tradition der Geographie hier unterbrochen, ein einmaliger Fall in Westdeutschland. Die Tätigkeit des Kollegen UHLIG zusammen mit der von Assistent Dr. KARGER in den letzten vier Jahren hat schon deutlich gezeigt, daß es gelungen ist, neues Leben aus den Ruinen sprießen zu lassen, und die Veranstaltung des heutigen Erinnerungs- und Einweihungstages bildet ein bedeutungsvolles Glied auf dem Weg zu neuen Zielen. Wir alle wünschen der Geographie an unserer alten Alma mater von Herzen ein neues Blühen und Gedeihen, und so schließe ich mit den Worten Goethes:

„Zwischen dem Alten und zwischen dem Neuen
hier uns zu freuen
schenkt uns das Glück.
Und das Vergangene heißt mit Vertrauen
vorwärts zu schauen,
schauen zurück.“

Fritz Klute – der Lehrer, Forscher und Künstler

Der freundlichen Aufforderung meines lieben Freundes und Kollegen HARALD UHLIG, hier einige Worte der Erinnerung an FRITZ KLUTE, meinen alten Institutschef und sehr langjährigen engen Freund, vorzubringen, bin ich mit sehr großer Freude gefolgt*). Die notwendigerweise knapp bemessene Zeit erlaubt freilich nicht, nun das ganze Lebenswerk und die Persönlichkeit dieses Mannes vor Ihren Augen erstehen zu lassen. Es können nur wenige Erinnerungen sein, die ich aber durch einige Lichtbilder¹⁾ ergänzen möchte. Sie werden uns vielleicht etwas leichter in die Fragen eindringen lassen, die hier zur Erörterung stehen. Freund LAUTENSACH hat ja schon manches anklingen lassen von dem Wirken des Geographischen Instituts, vor allen Dingen eben aus der Zeit FRITZ KLUTES; aber es ist eine eigentümliche Tatsache, die wir, durch Herrn UHLIGS Darbietung bestätigt, erfahren mußten: wie hier am Institut sich immer wieder alte Wege treffen, wie hier eine altbegonnene Wissenschaftslinie weitergeführt wurde bis zur heutigen Zeit, wo wir das hundertste Jubiläum dieser begonnenen Linie feiern und zugleich hoffen dürfen, daß sie noch viele weitere Zeiten umfassen wird.

FRITZ KLUTE war als junger Student in Freiburg, als Schüler von LUDWIG NEUMANN, frühzeitig auf seinen künftigen Lebensweg gewiesen worden durch einen meteorologischen Umstand. Ein heftiger Schneefall im Winter 1907 ließ in den Bergen des Schwarzwaldes eine so reiche Schneedecke zurück, daß damals eben der Institutschef NEUMANN einen Aufruf in der Öffentlichkeit erließ, man möge doch überall im Lande in den Bergen beobachten, wo solche Schneereste besonders lange liegen blieben. Aus solcher Beobachtung könne man wohl am einfachsten schließen, wo auch im Eiszeitalter sich lange Schnee gehalten und dort vielleicht seine Spuren hinterlassen habe. FRITZ KLUTE als sportlich gestählter junger Mensch, zugleich vertraut mit diesem Lande — er hatte schon mit 11 Jahren bei Breitnau die Kühe gehütet — schien dafür gerade der richtige Mann zu sein. Er folgte dem Aufruf; er verarbeitete nicht nur die eingehenden Meldungen von all den vielen Stellen, wo im Lande auf Nord- und Nordost-Hängen der Schnee noch lange Zeit die Schmelze im Frühjahr überdauerte, sondern er selbst war auf Skiern — sie waren ihm angeboren, glaubte man — in der Lage, noch 61 weitere Stellen zu erkunden, die ebenfalls als alte Schneereststellen wichtig wurden für die wissenschaftliche Erkenntnis. Und daraus ergab sich nun für ihn die Grundlegung seiner Wissenschaft: die Frage nach dem

*) Siehe Anm. S. 87.

¹⁾ Die Vorlagen dazu, Exkursionsfotos, Skizzen und Aquarelle von KLUTES Hand, stellten freundlicherweise seine Angehörigen zur Verfügung. Die hier veröffentlichte Aufnahme zeigt ihn 1944 bei einer Exkursion auf dem Feldberg.

Eiszeitalter, nach den von ihm hinterlassenen Formen und nach den klimatischen Voraussetzungen dieser Zeit haben ihn bis ans Ende seines Lebens beschäftigt.

1922 folgte ich als junger frischgebackener Doktor aus Freiburg im Breisgau und Schüler von NORBERT KREBS der Einladung FRITZ KLUTES, mich hier in Gießen vorzustellen, um vielleicht die Assistentenstelle zu übernehmen bei ihm, der eben den Ruf von seinem Kieler Ordinariat nach Gießen bekommen und angenommen hatte. Als ich am Brandplatz 4 die Treppen hinaufstieg in banger Erwartung, wer mir nun eigentlich da gegenüberrete, vollzog sich eigentlich die erste und gleich vollkommene Bekanntschaft mit dieser Persönlichkeit. FRITZ KLUTE, der hohe schlanke, drahtige Mann, gebeugt über einen Tisch, auf dem russische Karten ausgebreitet waren, wandte sich um, funkelte etwas hinter seinen Brillengläsern hervor und begrüßte mich: ein ungemein sympathisches, erstes Begegnen schuf sofort die Bindung zwischen uns, und ich darf sagen, daß sich aus diesem allerersten Eindruck gleich eine nahe Vertrautheit ergab und später eben eine ganz enge Freundschaft entwickeln konnte.

Er war in einem ein strenger, kritischer, scharf nachdenkender Geist — seine hohe Stirn verriet das schon —, er war zugleich aber ein ausgesprochener Künstler, ein großzügig denkender und großzügig die Welt erblickender Mensch, und er war, das zeigte das Funkeln hinter seinen Augengläsern, ein heiterer Mensch, ein Freund des Humors, ein Freund auch der Menschen überhaupt. All das hat sich natürlich bei dem Verhältnis KLUTES zu seinen Studierenden in wunderbarer Weise bestätigt: ich habe heute an der Tür dieses Hörsaals einer ganzen Reihe von Freunden aus der damaligen Gießener Zeit die Hände schütteln dürfen, Freunde, die vor immerhin 43 Jahren bei FRITZ KLUTE damals gearbeitet, studiert haben, mit denen wir gemeinschaftlich — ich als Assistent und späterer Privatdozent — hier die Exkursionen durchführten in die Alpen, an die See, durch die Mittelgebirgslandschaften, ins Ausland. Ich spürte geradezu im Händedruck die Verbundenheit, die heute noch diesem unserem damaligen prachtvollen Meister und Menschen nach wie vor gehört.

FRITZ KLUTE war ausgesprochen eine Persönlichkeit. Das wurde klar schon im Anblick dieses Mannes. Dieser hochgewachsene, fast wie eine Reitergestalt wirkende, etwas nach vorn übergeneigt gehende Mensch hatte klare, sehr scharf um sich blickende Augen, aber ganz weiche, schmiegsame Bewegungen. Schon darin und in seinen großen Schritten äußerte sich sein Verhältnis zum Boden, zur Erde, zur Umwelt. Man mußte ihm unbedingt Vertrauen schenken, der seinen Hörern gegenüber zwar mit der ganzen Verbindlichkeit des freundlich und menschenfreundlich gesonnenen Mannes gegenübertrat, der aber trotzdem auch die Distanz wahrte und zudem den weiten Blick besaß, der notwendig war, um nicht zu sehr in der Enge zu verharren.

Mit diesem Blick hat er auch die Landschaft erfaßt, und er war ein vorzüglicher Meister des Griffels und der Farbe. Das zeigen seine Skizzen, die er entworfen hat. Oft ist es nur ein ganz schlichtes Bild, gar nichts Aufregendes; aber gerade eben die Weite und die Großzügigkeit, das in die Ferne Führende, aber nicht die Nähe Vernachlässigende kommt auf diesen Bildern ganz vorzüglich zum Ausdruck. Oft fesselte ihn die Gestalt eines einzelnen Baumes; so wie er sich häufig im persönlichen Gespräch um die Persönlichkeit eines einzelnen Menschen — eines Studenten etwa oder eines Bauern auf dem Felde, den wir trafen — bemühte, so hat er draußen in der Natur oft auch für manches äußere Ungemach, das ihn in Rede oder in Beobachtung getroffen hatte, einen Ausgleich gesucht; wie KLUTE überhaupt immer wieder bemüht war, nun trotz seiner sehr empfindsamen Seele sich mit Gelassenheit den Dingen gegenüberzustellen. Wir mögen vielleicht aus seinen kleinen Skizzen einiges von diesen Dingen entnehmen. Es ist mir nicht möglich — und das ist wohl niemandem möglich —, eine Persönlichkeit von solchem Gewicht wirklich umfassend zu kennzeichnen; aber gerade in seinen kleinen künstlerischen Arbeiten äußert sich sehr vieles von der Innerlichkeit seines Wesens.

KLUTE hat seinen Schülern gegenüber sich ganz offen gegeben. Er war so erfüllt von seinem Auftrag als Wissenschaftler, aber eben nicht nur von diesem, sondern auch von dem des erwachsenen Menschen, der — älter als die anderen — ihnen als Führer gegenüber treten soll und der aber nun doch die ganze Leichtigkeit und Unbeschwertheit einer die Welt offen betrachtenden Seele mit sich trug. Er ist seinen Schülern ein ausgezeichnete Leiter geworden, der von einer hohen Warte aus den Blick in die Weite zu öffnen und gleichzeitig aber auf das peinlichste Genau jeder Einzelheit naturwissenschaftlicher Beobachtung auszurichten verstand. KLUTE hat seinen Schülern dieses Doppelte des weiten Blickes und der sehr sorgfältigen einzelnen Beobachtung in ganz besonderem Maße beizubringen gewußt.

Auf den Exkursionen, die er leitete, war er immer angesichts des Gegenstandes der Nachfolger der Tradition, die in Gießen hier in so hervorragendem Maße gepflegt wurde, wo die Exkursion als eines der wichtigsten Erziehungsmittel junger Geographen eine Rolle spielte. Er wurde nie müde, die Fragen seiner Schüler zu beantworten, auch wenn sie manchmal etwas schief waren. Ein feines Lächeln um die schmalen Lippen hat ihm immer die Möglichkeit einer gütigen, einer fördernden Antwort gegeben. Ich erinnere mich eines Falles, als KLUTE erklärt hatte, daß gewisse Enzianarten, die auf feuchten Wiesen hier vorkommen, als Relikte der Eiszeit aufzufassen seien, man aber hier natürlich nicht die Eiszeit gleichsetzen müßte mit Gletschern, die in Gießen gewesen wären. Ein Student, der ein bißchen eine Wagner-Natur war und eine umfangreiche Sammlung von Zeitungsausschnitten besaß — noch etwas skeptisch gegenüber dem jungen, in Gießen aufgetretenen Ordinarius —,

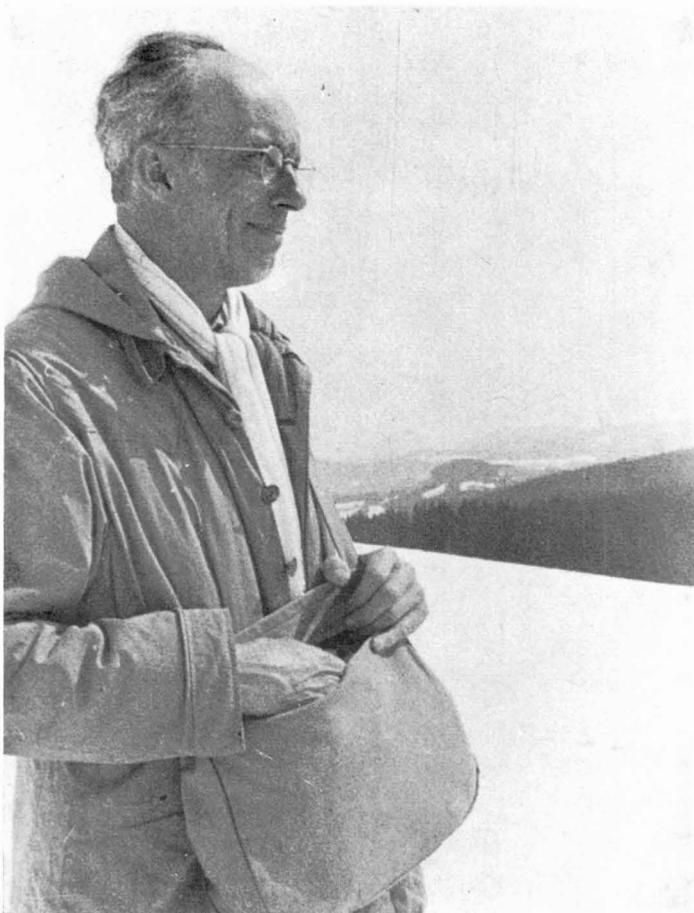
äußerte: „Ja, Herr Professor, wenn man hier vielleicht etwas genauer die Literatur studierte, würde man doch vielleicht darauf kommen, daß auch hier einmal die Gletscher gelegen haben.“ KLUTE hat das mit einem reizenden, humorvollen, aber doch erzieherischen Wort abgetan, indem er sagte: „Lieber Freund, wenn hier Gletscher gewesen wären, dann müßten wir ihre Spuren finden, doch nichts davon ist in dieser Landschaft hier in der Umgebung von Gießen zu sehen.“

Auf anderen Exkursionen aber hat er dann erst recht die Möglichkeit gehabt, nun auf das Augenfällige dieser früheren Zeit hinzuweisen. Mit größter Genauigkeit hat er da an den Stellen, die den Studenten gerade auch in der Beobachtung des Einzelnen zeigen mußten, was der wirkliche Gelehrte mit großer Verantwortlichkeit zu bringen hat, sich darum bemüht, den Studenten den Weg zu zeigen, den sie als Wissenschaftler zu gehen hatten.

KLUTE selbst hat ja in seinen Arbeiten sich dieser Dinge ganz besonders angenommen. — Ich habe schon betont, daß es unmöglich ist, im Rahmen dieser kurzen Worte nun sein wissenschaftliches Werk aufzuzeigen²⁾. Er war frühzeitig als ganz junger Wissenschaftler im Alter von 27/28 Jahren in Begleitung von EDWARD ÖHLER in den Hochregionen des Kilimandjaro, dieses Riesenvulkans nahe am Äquator, viele Monate lang in über 3000 m Höhe gewesen und hatte — für die damalige Zeit eine hervorragende, einmalige Leistung! — von den topographischen Vergletscherungsspuren dieses Hochgebietes am Äquator eine Spezialkarte 1 : 50 000 aufgenommen, ein Werk, das noch vor wenigen Jahren erst von einer britischen Expedition als die Grundlage für ihre eigenen weiteren Studien verwendet worden ist. Damals war für ihn Afrika der große Erdteil geworden, dem er sein weiteres Leben gewidmet hat; und ich habe mit großer Freude gestern in dem Arbeitsraum von Herrn Kollegen MANSHARD die WENSCHOWSCHE Karte von Afrika hängen sehen, die ganz wesentlich auf die unmittelbare Mitarbeit von FRITZ KLUTE an diesem Kartenwerk zurückgeht und auf die wir stolz sein dürfen. Es ist eine der besten Karten, die die moderne Kartographie überhaupt gezeitigt hat.

Er hat dann durch seine Expedition in Südamerika, durch eine dazwischengelegene Reise in Lappland, durch eine großartige, wenn auch nur kurze Expedition im westlichen Grönland mit einer abenteuerlichen und höchst schwierigen Durchquerung der Halbinsel von Nugsuak sowie durch seine Tätigkeit während des Ersten Weltkrieges als Meteorologe in Mazedonien sich einen so weiten Überblick über die ganze Erde verschafft, daß er wohl der Berufenste war, zu den Fragen des Eiszeitklimas sich zu äußern.

²⁾ Verzeichnisse der Schriften F. KLUTES sind im Nachruf von W. PANZER in *Petermanns Geographischen Mitteilungen*, 1952, und ein Auszug in der *Festschrift zur 350-Jahr-Feier der Ludwigs-Universität, Gießen*, 1957, S. 345, erschienen.



Fritz KLUTE (1885—1952) auf dem Feldberg im Schwarzwald, 1944
(Foto aus dem Familienbesitz)

Diese Dinge hat er nun auch im persönlichen Umgang mit den Studenten, z. B. auf Faschingsfeiern, nicht nur betätigt, indem er sich reizend zu verkleiden wußte — ich erinnere mich: einmal, als wir bei ihm zu einem Faschingsfest eingeladen waren, kam er als etwas heruntergekommener Adliger mit einem hohen Kragen und einem schwarzen Schubbandel als Schlips vorgebunden, großartig mit einem Monokel im Auge; wer KLUTE gekannt hat, kann sich das Humorvolle dieses Auftrittes vielleicht besonders vorstellen —, nein, er hat auch selbst mit Pinsel und Farbe seinen Studenten geholfen, die Räume für dieses Fest auszustatten, etwa mit einem Wüstenbild mit Pyramide, Palmen und rätselhaft lächelnder Sphinx oder vom Urwaldschungel in Afrika mit einem riesigen Elefanten. — Das beweist eigentlich nur, wie sehr er selbst von seiner ganzen Wissenschaft durchdrungen war und wie es ihm am Herzen lag, seinen Schülern nun die Wissenschaft nicht nur als eine verantwortungsvolle und dadurch das Gemüt belastende Aufgabe zu vermitteln, sondern zu zeigen, daß diese Wissenschaft eine Lust sein kann, die Arbeit daran den jungen Menschen erheben und ihm Freude bereiten soll.

Ich glaube, daß dieses Erbe KLUTES in uns allen, die wir die Freude hatten, mit ihm arbeiten zu dürfen, weiter lebendig geblieben ist und das, was wir hier in dem neugegründeten Institut durch die Tätigkeit seines Direktors Prof. UHLIG sowie Herrn Prof. MANS-HARDS und Herrn Kollegen BARTSCHS jetzt aufgebaut sehen, zu den allergrößten Hoffnungen berechtigt. Und ich darf wünschen, daß der Geist FRITZ KLUTES zum Wohle dieses Instituts und zum Segen unserer Wissenschaft weiterhin lebendig bleiben möge.

*

In Freiburg im Breisgau, am Fuß seiner geliebten Schwarzwaldberge, hat FRITZ KLUTE, erst 66jährig, seine letzte Ruhestatt gefunden. Sein 80. Geburtstag am 29. November 1965 kann nur noch als ein Tag stillen Gedenkens begangen werden. Er wird in den Herzen all der zahllosen Schüler und Freunde, der Verwandten, Kollegen, Mitarbeiter und Weggenossen einmütig das warme Gefühl immerwährender Dankbarkeit und einer aufrichtigen Verehrung erneut lebendig werden lassen. Die Trauer um den Verlust dieser bedeutenden Persönlichkeit wird aber vergehen unter dem hellen Leuchten, das die Erinnerung an den begabten Forscher und Gelehrten, den Lehrer gütevoller Strenge, den empfindsamen Künstler und überaus liebenswerten Menschen so unvergänglich macht.

Landbesitz in Tropisch-Afrika

Ein Beitrag zur geographischen Analyse der Agrarverfassungen *)

Für die wirtschaftliche Weiterentwicklung in Tropisch-Afrika sind gegenwärtig zwei Vorgänge von größter Bedeutung:

Erstens die fortschreitende Intensivierung der Landwirtschaft, einmal durch die Loslösung vom traditionellen Wanderfeldbau, zum anderen durch die Übernahme moderner Wirtschaftsformen mit all ihren Auswirkungen auf Boden, Vegetation, Tierwelt, Ernährung des Menschen und die betriebliche Ausrüstung — also auf die „agricultura“ in den afrikanischen Ländern.

Zweitens ist die eng mit dieser Entwicklung verbundene Abwanderung der Landbevölkerung in die Städte von Bedeutung. Diese hat eine stärkere „vertikale“ soziale Differenzierung der Gesellschaft, angefangen bei den Wanderarbeitern bis hin zur neuen politischen Elite, zur Folge. Die langsam einsetzende Industrialisierung und Technisierung wirken dann von den emporstrebenden städtischen Wirtschaftszentren zurück auf das flache Land. Beide Vorgänge sollten von Forschung und Praxis immer im engen Zusammenhang mit der Erhaltung der natürlichen Grundlagen gesehen werden.

Für die Erforschung (EVANS, 1963) der sich heute in Tropisch-Afrika unaufhaltsam verändernden sozialen und wirtschaftlichen Formen ist neben der von Geographen schon vielfach untersuchten Landnutzung besonders die Frage nach der Agrarverfassung und den Landbesitzverhältnissen (Land tenure) wichtig¹⁾.

Nach der Darlegung einiger Grundprinzipien verschiedenarteter afrikanischer Landbesitzverhältnisse wird es möglich, diese an Hand verschiedener Beispiele der autochthonen Entwicklungen zu schildern, besonders auch am Beispiel der ungelinkten Neusiedlungen von Wanderbauern. Bedeutsam ist auch die Veränderung der alten Zustände durch die europäischen Kolonialmächte. Feldforschungen, genaue Kartierung und die vergleichende Darstellung der zahlreichen Ursachen, die die Landzersplitterung herbeiführten, sind Voraussetzung für eine sinnvolle Flurbereinigung, die im Rahmen einer allgemeinen Agrarreform eine wichtige Aufgabe ist.

Die Geographen können hier einen wesentlichen Beitrag leisten, denn es ist eines ihrer Hauptanliegen, die regionale Differenzierung

*) Die erweiterte Fassung dieses Festvortrages (s. Anm. S. 87) sei dem Andenken FRITZ KLUTES gewidmet, der am 29. 11. 1965 80 Jahre alt geworden wäre.

1) JOMO KENYATTA (1938, S. 21): „Land tenure is the most important factor in the social, political and economic life of the tribe.“ — Für die Definition und Abgrenzung der Begriffe: „Agrarverfassung“, „Land tenure“ und „Agrarstruktur“ s. RINGER, 1963, S. 13 ff.

der natürlichen Umweltbedingungen und der sozial-ökonomischen Strukturen zu erforschen.

Einige Grundprinzipien

Die Agrarverfassungen sind bei den meisten afrikanischen Völkern außerordentlich vielgestaltig. Eigentums-, Besitz-, Siedlungs- und Nutzungsrechte sind wegen der Verflechtung von wirtschaftlichen, sozialen, religiösen und politischen Faktoren nicht ohne weiteres mit abendländischen Rechtsnormen erklärbar²⁾. Völkerkundler und Sozialanthropologen haben besonders auf die enge Bindung der menschlichen Gemeinschaft an Grund und Boden, die im weitesten Sinne auch die Ahnen und Nachfahren umfaßt³⁾, hingewiesen. Diese Beziehung drückt sich in zahlreichen Landriten — z. B. des „*ma'tre du sol*“ oder „*chef de terre*“ — aus (BIEBUYCK, 1963, S. 52).

Rechtsträger können sein: die dörfliche Gemeinschaft in ihrer Gesamtheit, die Großfamilie, die Sippe, meist vertreten durch die Ältesten; dann auch, besonders in jüngster Zeit, das Individuum, der einzelne Staatsbürger, aber auch, wie von alters her, die Häuptlinge, die Lehnsherren oder die Priester (wie z. B. die Erdpriester).

In Afrika übliche Rechtsformen der Agrarverfassung sind: der an die jeweiligen Rechtsträger gebundene Dauerbesitz (Eigentum), der zeitlich befristete Landbesitz oder verschiedene Formen von Nutzungsrechten und Teilnutzungsrechten. (Das Teilnutzungsrecht wird zum Beispiel in Süd-Nigeria in der Form ausgeübt, daß der Landverpächter das Nutzungsrecht der Fruchtbäume beibehält, während er das Nutzungsrecht des Bodens dem Pächter überträgt.)

Ansätze zur Bodenspekulation sind nur in Systemen mit Individualeigentum verbreitet, während bei Gemeinschaftseigentum Verkauf oder Verpfändung meist wegen des magisch-religiösen Prinzips der Unveräußerlichkeit von Grund und Boden nicht möglich sind. In ihrer räumlichen Verbreitung folgte die Individualisierung von Grundbesitz als Eigentum oft der europäischen Einflußnahme, die von der Küste in das Hinterland wirkte (so z. B. in der ehemaligen „Colony“ und dem Protektorat von Sierra Leone).

²⁾ Auf die islamischen Landbesitz-Systeme (z. B. Melk, Miri, Matruka, Habou, o. Waaf), die besonders in Nordafrika verbreitet sind, sowie auf die feudalen Systeme Äthiopiens (z. B. Rist, Usté, Gult, Medri, Uorchí u. a.) und anderer Teile Nordafrikas soll hier nicht näher eingegangen werden (vgl. VANZETTI, 1964).

³⁾ Ausspruch eines Häuptlings aus Nigeria (zit. n. F. A. O. 1962, S. 61) „Unser Land gehört einer riesigen Familie, von der viele tot sind, nur wenige leben und unzählige Mitglieder noch ungeboren sind ...“. — Häufig wird das Land also nicht nur als Eigentum der lebenden Familienangehörigen betrachtet. Man ist sich vielmehr der Tatsache bewußt, daß die Eigentumsrechte auf einen Ahnen zurückgehen, der das Familienland in Besitz nahm, rodete, bestellte oder auch eroberte.

Begriffe wie Gemeinschafts- oder Individualeigentum sind Sammelbegriffe, die verschiedene geartete Besitzformen umfassen (RINGER, 1963, S. 199). Spezifisch afrikanische Raumstrukturen lassen sich aus der Art und Weise der Festlegung bestimmter topographischer Grenzen, durch besondere Methoden der Flurordnung und an Hand verschiedener Arten von Anbausystemen ableiten. In diesem Zusammenhang sind die Landbesitzverhältnisse auch feine Indikatoren für Bevölkerungsvermehrung oder -verminderung, für Überschichtungen unterschiedlicher Gruppen, die verschiedenen Wirtschaftsstufen und -systemen entsprechen. Oft gibt es in ähnlichen Agrarräumen verschiedene Vorstellungen über den Begriff Landbesitz. Außerdem ging vom neu eingeführten modernen ökonomischen Denken ein großer Einfluß aus. Moderne, rationale und ältere, traditionsgebundene Einflüsse schufen die Vielfalt der Agrarsysteme und Agrarverfassungen innerhalb Tropic-Afrikas, und diese spiegelt sich — begonnen beim halbnomadischen Wanderfeldbau bis hin zum Bewässerungsfeldbau und der europäischen Plantagenwirtschaft — in dem abwechslungsreichen, bunten Bild der Agrarlandschaft wider.

Die Unterschiede im Grad der wirtschaftlichen Verflechtung, von der Selbstversorgerwirtschaft bis zur weltmarktorientierten Agrarwirtschaft („cash-crop“-Anbau), haben sich tiefgreifend auf alle Besitzstrukturen und Nutzungsmethoden ausgewirkt. Die zeitliche Entwicklung spielt eine wesentliche Rolle: Früher war im allgemeinen Land genug vorhanden. Zwar war es der Kontrolle der einzelnen Gruppen unterstellt, es besaß jedoch außer seiner Bedeutung für die Selbstversorgung zunächst keinen ausgesprochen wirtschaftlichen Wert, der sich eintauschen oder verkaufen ließ. Dennoch bedeutete Landbesitz gleichzeitig Prestige. Auch die überall so typischen Landstreitigkeiten innerhalb der Gruppen waren früher sicher weniger als heute verbreitet. Im Zuge der afrikanischen Völkerwanderungen wird es aber auch in der Vergangenheit häufig zu Auseinandersetzungen zwischen den Stämmen gekommen sein, bei denen die Nachfrage nach Land eine wichtige Rolle spielte.

RINGER (1963, S. 179 ff.) hat die bisher nirgends kodifizierten Grundprinzipien der afrikanischen Agrarverfassungen durch folgende Schlagworte charakterisiert: Recht der ersten Okkupation; Denken in der Kontrolle durch eine Gruppe; Nutzungsrecht.

Gruppenfremde können mit bestimmten Nutzungsaufgaben zugelassen werden. Dabei müssen die Wertvorstellungen der landwirtschaftlich tätigen Gruppen über den Anbau bestimmter Feldfrüchte beachtet werden (z. B. Hinwendung vom Hirse- zum Yamsanbau im westafrikanischen „Mittelgürtel“). Für die Nutzung von Baum- und Strauchkulturen, wie Frucht- oder Palmenhaine, gibt es Sonderregelungen; denn auch nachdem die afrikanischen Bauern die Rodungsflächen für einjährigen Feldfruchtanbau wieder aufgegeben haben, behalten sie das Recht, die Bäume abzuernsten. Typisch ist,

daß, was der Eingeborene selbst bearbeitet hat, auch ihm gehört. Bei Grund und Boden ist das anders. Die Landverteilung war und ist z. T. noch Aufgabe des Königs, des Häuptlings oder des Familienoberhauptes. Dieses Prinzip galt sogar bei der Zuteilung der Weiderechte bei den Hirtenvölkern mit gemeinschaftlichem Herdenbesitz. Es reichte also von den ackerbautreibenden Gruppen bis zu den Hirtennomaden.

Diese eng miteinander verflochtenen Grundprinzipien der Agrarverfassungen müssen bei allen Versuchen von Bodenreformen berücksichtigt werden (RINGER, 1963). Innerhalb der Agrargeographie, deren Ziel die Untersuchung der durch die Landwirtschaft geprägten Erdoberfläche ist, darf man diesen Fragen nicht ausweichen; denn ohne Beachtung dieser Grundvoraussetzungen würden agrargeographische Arbeiten in Tropisch-Afrika zu keinem befriedigenden Ergebnis führen.

Beispiele autochthoner Entwicklung

Ein Schlüsselproblem für die wirtschaftliche Entwicklung innerhalb des afrikanischen Kontinents ist die Schwierigkeit, die regional verschiedene gearteten komplizierten Agrarverfassungen zu erkennen und zu differenzieren. Obwohl es eine ausgedehnte, meist völkerkundliche Literatur über diese Fragen gibt, wurden die afrikanischen Agrarverfassungen nur in wenigen Arbeiten gründlich untersucht. Um die Entwicklung und die Situation in der afrikanischen Kulturlandschaft genau analysieren zu können, muß der Agrargeograph versuchen, die verwickelte und verschiedenartige Struktur der jeweiligen Agrarverfassung zu erforschen. Erschwerend ist besonders, daß es sich dabei meistens um ungeschriebene Verfassungen handelt. Hinzu kommt, daß Afrikaner Begriffe wie Land, Besitz usw. oft ganz anders verstehen als Europäer.

Von Europa ausgehend haben sich für die topographische Veranschaulichung der Erdoberfläche (Geosphäre) feste, mathematisch-astronomisch fundierte Regeln und Methoden durchgesetzt, die in den Karten vom Katasterblatt bis zur thematischen Erdkarte ihren Ausdruck finden. Die Kartographie, die vor allem von den europäischen Seefahrernationen entwickelt wurde, geht in ihren Projektionen von bestimmten Fixpunkten und Linien aus. Das zeigt sich auch deutlich bei der Landverteilung in europäischen Kolonialländern wie Nordamerika mit dem Schachbrettmuster der „townships“ in Siedlung und Flur oder den „Quadras“ südamerikanischer Städte.

Auch in den afrikanischen Kolonialgebieten wurden europäische Kartierungsmethoden für die Landbesitzfestlegung eingeführt, obwohl sich diese Methoden oft nicht für die Fixierung des Grundbesitzes der Afrikaner eigneten, da dieser häufigen Grenzverschiebungen und Teilungen unterworfen war und man oft ganz anders

geartete Vorstellungen von Grund und Boden besaß. Der amerikanische Ethnologe BOHANNAN (1953, 1954, 1963) hat in verschiedenen Arbeiten über die Tiv in Nigeria gezeigt, wie z. B. dieser Stamm die Geographie seines Landes vornehmlich durch das Medium seiner Sozialstruktur sieht. Die „Karte“, in der die Tiv ihr Land erkennen, ist eine Art genealogische Karte der verschiedenen Nutzungsareale und Parzellen bäuerlicher Gemeinschaften, deren Grenzen sich auf Grund sozialer Differenzierung von Jahr zu Jahr verschieben können. Auch nach Wanderungen hat der einzelne Stammesangehörige Anrecht auf ein bestimmtes Stück Land, das ihm auf Grund seiner verwandtschaftlichen Zugehörigkeit zu bestimmten Familiengruppen zusteht und das er für mehrere Jahre bebauen kann.

In anderen Räumen Tropisch-Afrikas gab es andersartige Varianten dieser Landerfassung. Die „Landkarte“ der Plateau-Tonga in Nord-Rhodesien (Zambia) war weder geometrisch-technisch fixiert noch mobil-genealogisch fundiert, sondern sie bestand aus einer Reihe von festen Einzelpunkten, die durch Regenschreine (Rain shrines) festgelegt waren. Diese Regenschreine, an die sich bestimmte kultische Vorstellungen knüpften, waren, ähnlich wie einige unserer mittelalterlichen Kirchspiele, frühe Kernzellen einer territorialen Gliederung. Da die Schreine selbst unverlegbar waren, wurden mit den Wanderungen der Bevölkerung ständig neue Schreine geschaffen, und die alten Schreine gerieten in Vergessenheit. Ein solches Regenschrein-Territorium umfaßte etwa 4—6 Dörfer. In den Fluren dieser Siedlungen wurde das Land vom Häuptling nur für eine kurzfristige Nutzung vergeben. Die Tonga-Dörfer und -Fluren verschoben sich laufend innerhalb der Regenschrein-Territorien. Die ländlichen Siedlungen bildeten keine räumlich-territoriale Einheit. Die Felder der einzelnen Dörfer waren vielmehr z. T. miteinander vermischt und ineinander verzahnt. Das zeitweilige Wohnrecht in den Dörfern genügte, um Nutzungsrechte innerhalb eines Schreingebietes ausüben zu können. Man war nicht an Familienzugehörigkeit gebunden. Ähnlich wie bei den Tiv sind bei den Tonga die Nutzungsrechte wichtiger als die eigentlichen Landbesitzrechte. „Farm tenure“ ist wichtiger als „Land tenure“ (COLSON, 1948, 1951).

Ein drittes Beispiel stammt von den Kikuyu in Kenia. Neben dem Besitz von einzelnen oder von Klangruppen (Githaka) gab es Rugongos (Bergrücken), das sind politische Landbesitzseinheiten, deren Name von der stärkeren Relieforientierung abgeleitet ist. Diese „Rugongo-Ridges“ wurden in vorkolonialer Zeit von einem Neuner-Rat verwaltet, der von ähnlichen Neuner-Ausschüssen der nächst kleineren regionalen Organisationsform, den Feuereinheiten (Mwaki) und den Bewohnern der Einzelsiedlungen (Itura) gewählt wurde (LEAKEY, 1952; MIDDLETON, 1953). Diese einheimische, fast demokratische Ordnung wurde später von den Engländern durch ein Häuptlingssystem abgelöst. Auffällig war die scharfe Trennung der alten politischen Struktur von den Nutzungsrechten, die bei dem

aus der Teilung des Klan-Landes hervorgegangenen Einzelbesitz liegen. Die „Estates“ eines solchen Sub-Klans waren durch Bäume, Wasserscheiden, Flußläufe, Felsen usw. genau gekennzeichnet und abgegrenzt. In der Gegenwart kann Land auch frei verkauft werden, vorausgesetzt, daß man den anderen Klanmitgliedern ein Vorkaufsrecht eingeräumt hat. Es entwickelt sich also bereits ein Gefüge von individuell ziemlich genau begrenzten Parzellen, das nichts mit den politischen Einheiten zu tun hatte (BOHANNAN, 1963, S. 108—110). (Wie es im dicht bevölkerten Kikuyu-Gebiet aus politischen Gründen zunächst zu einer Zwangsverlegung der Streusiedler und „Squatter“ in geschlossene Dörfer und zu einer Konsolidierung des Landbesitzes kam, wird in einem späteren Kapitel beschrieben werden.)

Ein interessantes Bild bietet auch die Entwicklung der Landbesitzverhältnisse in R w a n d a. Die Anfänge der dortigen Tutsi-Dynastien und -Herrschaften gingen wahrscheinlich von kriegerischen Häuptlingen aus, die ihre Weidegebiete im Nordosten des heutigen Rwanda ausdehnten. Einzelne Tutsi-Herrschaften erweiterten sich nach Unterwerfung der benachbarten Hutu vom 15. Jahrhundert an. Im Nordwesten und Westen blieben jedoch weite Gebiete unabhängig. Hier stützten wahrscheinlich erst die deutsche und die belgische Kolonialverwaltung den Einfluß der zentralen Dynastien.

Nach VANSINA (1963, S. 360—363) gab es in Rwanda gegen Ende des 19. Jahrhunderts drei Haupttypen des Landbesitzes und der Bodennutzung: 1. Die Weidegebiete: Alle Weiderechte wurden in den dichter besiedelten Gebieten ängstlich von der Tutsi-Herrenkaste beansprucht und nur in den weniger bevölkerten Räumen großzügiger gehandhabt. 2. Das Ackerland: Es gab meist recht genau abgegrenzte Felder, die als Eigentum der verschiedenen Häuptlinge gegen Pacht oder Arbeitsleistungen an hörige Hutu vergeben werden konnten. Außerdem besaßen die einheimischen Hutu auch selbst Land, das allerdings die Häuptlinge häufig auch noch an sich rissen. 3. Die Waldgebiete, die ursprünglich den Twa-Pygmäen gehörten, konnten nach der Rodung gegen ein geringes Entgelt von den Twa übernommen werden.

Für die Art der Agrarverfassung war die politische Struktur bestimmend. Dem König (Mwami) gehörte das gesamte Vieh, das er seinen Häuptlingen übertrug, und alles Land, das er ihnen als „Lehen“ überließ. Der soziale Gegensatz zwischen der Tutsi-Herrenkaste und den Hutu-Hörigen spiegelte sich in allen Landbesitz- und Nutzungsverhältnissen Rwandas wider. Aufschlußreich ist, daß gerade in Gebieten, die sich in den Aufständen der jüngsten Zeit am heftigsten gegen die Tutsi wandten, die Assimilation ihres Herrschaftssystems (vgl. Rechtsformen wie „Igikingi“, „Ubuhake“, „Isambo“ u. a., frdl. mdl. Mitt. F. DUSSART, 1964) am wenigsten fortgeschritten war.

Die Sonderformen der un gelenkten bäuerlichen Neusiedlung in den Waldgebieten Westafrikas habe ich in mehreren Veröffentlichungen (MANSHARD, 1961 a. b., 1962) behandelt. Hier sei nur

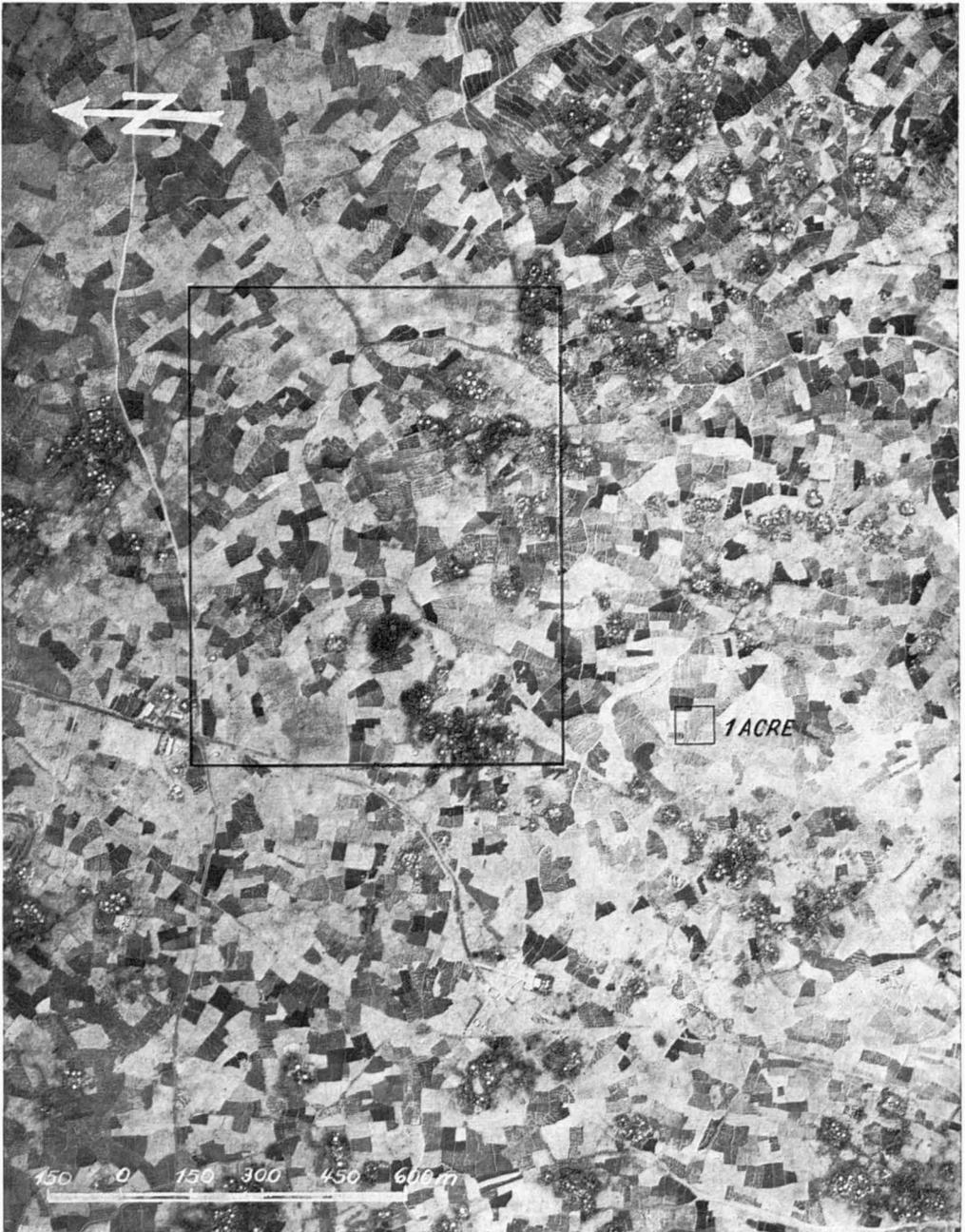


Bild 1

Luftbild des Parzellen- und Nutzflächengefüges in der Nachbarschaft des Muhavuru-Vulkans in Süd-Bufumbira (Kigezi, SW-Uganda. — Vgl. Bild 3).

Bild 1 und Fig. 1 machen die äußerst starke Besitzersplitterung auf den ebenen, relativ fruchtbaren vulkanischen Böden Bufumbiras deutlich. Der schwarz umrahmte Ausschnitt ist in Fig. 1 vergrößert wiedergegeben.

Luftbildreihe: Kisoro; 16. 3. 1958; Flughöhe: 3 800 m



Bild 2

Ein recht charakteristisches streifenförmiges Parzellengefüge befindet sich auch im Kaffeeanbauggebiet an den Hängen des Mount Elgon-Gebirges an der Grenze zwischen Uganda und Kenia (Ausschnitt aus dem Streusiedlungsgebiet um Bumbo; Ost-Uganda).

Luftbild: 7. 3. 1961; Flughöhe: 3 350 m

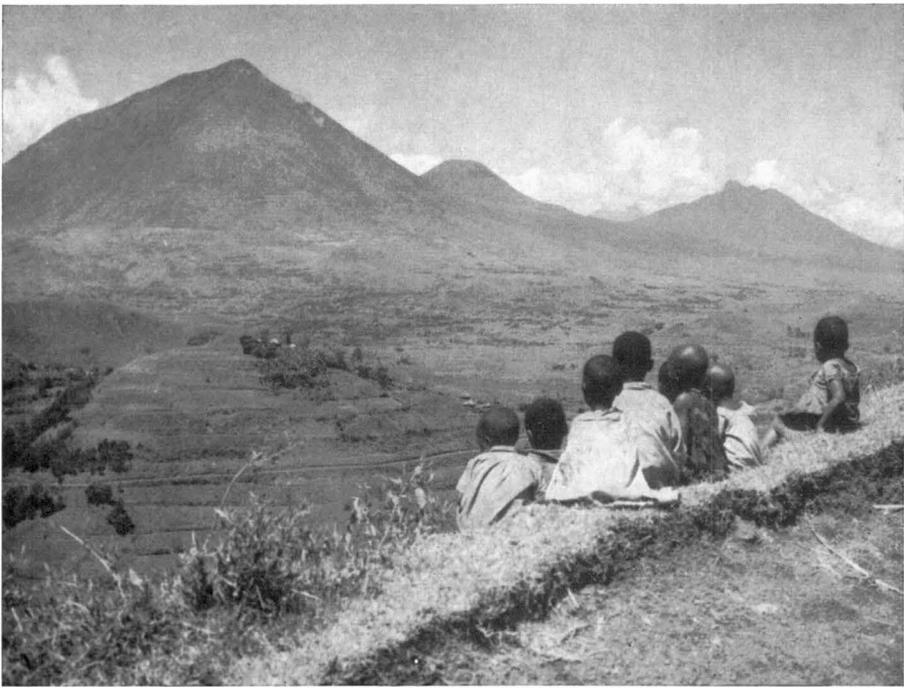


Bild 3

Blick vom Kanaba-Paß auf die Vulkanlandschaft von Bufumbira, Kigezi, SW-Uganda. Im Hintergrund der Muhavura-Vulkan (4145 m). Viele Hänge sind kunstvoll terrassiert. Die Bevölkerungsdichte erreicht in den Ebenen z. T. über 300 Einw./qkm.



Bild 4

Neusiedlung im Kikuyu-Gebiet in der Zentral-Provinz Kenias mit konsolidierten Fluren. Dem Schutz gegen „Soil erosion“ wurde besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Rechts im Bild Anbau von Kaffee arabica.



REGISTRATION OF TITLES ORDINANCE

Certificate of Title

Freehold Tenure	
Property	
Block	District
Plot	County
	Sub-County
	<small>(Gombolola)</small>
	Parish
	<small>(Muluka)</small>
	Office of Titles

Bild 5

Beispiel für ein Landeigentumszertifikat (Freehold Tenure) des ehemaligen britischen Protektorates Uganda. Ähnliche Urkunden werden auch in der Gegenwart noch ausgestellt.

noch kurz auf einige besondere Merkmale der Landbesitzverhältnisse Ghanas hingewiesen. Im südöstlichen Ghana (Akim Abuakwa) gab es drei Typen von Kakaobauern: 1. Wanderbauern mit patrilinear ererbter Erbfolge, deren Landnahme meist durch sog. „Companies“ organisiert wurde. Diese Bauern waren im allgemeinen nicht miteinander verwandt. 2. Wanderbauern mit matrilinear ererbter Erbfolge, die den Grund und Boden direkt erwarben. 3. Die dritte Gruppe von Bauern wohnte meist in Haufendörfern und Kleinstädten. Es waren alteingesessene Bauern, denen das Land von jeher gehört hatte (HILL, 1963 a, b). In den Landbesitzverhältnissen, der Parzellierung und in den Flurformen läßt sich das Bild dieses agrarsozialen Gefüges deutlicher erkennen. Allerdings ist die Flurordnung im dichten Feuchtwald nur gelegentlich mit Hilfe von Luftbildern und Karten deutlich zu sehen. Man ist deshalb besonders auf die Unterlagen der ghanaischen Landwirtschaftsbehörden angewiesen, die im Zusammenhang mit der Entschädigungsregelung beim Feldzug gegen die „Swollen shoot disease“, eine Viruskrankheit des Kakaos, weiträumige Bodennutzungs- und Bodenbesitzkartierungen durchführten (HUNTER, 1963).

Die meist rechteckigen „Company“-Ländereien von unterschiedlicher Größe, die von einigen Stämmen (Krobo, Shai) „Huzas“ genannt werden, setzen sich aus schmalen Einzelstreifen (Shai: Zugbes) zusammen. Sie sind zwischen 20 ha bis 1200 ha groß (durchschnittliche Größe etwa 250 ha). Andere Gruppen von Wanderbauern mit matrilinear ererbter Erbfolge besitzen meist unregelmäßig angeordnete Parzellen von recht unterschiedlicher Größe (von 16 ha bis zu mehreren Quadratkilometern), die sich sehr deutlich von den viel kleineren rings um die Dörfer auf kleinen Rodungsinseln liegenden Besitzeinheiten (0,2 ha bis 1,2 ha) der alteingesessenen Bauernbevölkerung unterscheiden.

Obwohl sich traditionelle und modernere Formen oft nicht mehr genau trennen lassen, war die Veränderung der Agrarlandschaft durch die europäischen Kolonialmächte in vielen Fällen gravierend und revolutionär⁴⁾.

Beeinflussungen durch europäische Kolonialmächte

In der Gegenwart haben die europäisch beeinflussten Agrarverfassungen vielfach die alten traditionellen Gepflogenheiten überlagert oder verdrängt. In einigen Fällen, wie z. B. bei den Kikuyu war dies relativ leicht möglich. Genau markierte Parzellen ließen sich auch photogrammetrisch vermessen und grundbuchmäßig erfassen. In vielen anderen Kulturen dagegen (z. B. Tiv und Tonga)

⁴⁾ In anderen Fällen haben sich in Ghana die alten Methoden der Inbesitznahme nur wenig verändert. In West-Aschanti z. B. lassen die reicheren Kakaobauern durch ihre Arbeiter oft größere Waldgebiete roden, ohne die Absicht zu haben, sie in den nächsten Jahren zu bestellen, sondern nur, um damit ihre Besitzansprüche auf die betreffenden Gebiete anzumelden.

müssen individuelle fest fixierte Besitzparzellen erst noch die alten Nutzungseinheiten, deren Standort sich oft verschiebt, ablösen. Diese Umschichtung kann durch Einführung neuer Bearbeitungsmethoden gefördert werden.

In den ehemals französischen Kolonien galt lange die Regel, „vakantes“ Land (*terres vacantes*) als Staatsbesitz zu betrachten. Erst 1955 wurden die alten Gewohnheitsrechte z. T. wieder anerkannt. In den früher britischen Gebieten gab es kaum einheitliche Regelungen. Hier traten vor allem größere Unterschiede zwischen den west-, ost- und zentralafrikanischen Besitzungen auf, je nachdem, ob es weiße Siedler gab oder nicht, ob Großgrundbesitz mit Plantagen und Pflanzungen oder Kleinbetriebe vorherrschten oder nicht. In den meisten Fällen wurden der Staat oder die britische Krone (*Crown Land*) als höchste Autorität eingesetzt. Die Frage der traditionellen und modernen Souveränitätsrechte ist jedoch oft verwickelt. In Nigeria z. B. gibt es nur die Souveränität des Bundesparlaments, das einen Teil seiner Gewalten an die regionalen und lokalen Regierungsdienststellen delegiert hat. Auf der anderen Seite werden jedoch gewisse Souveränitätsrechte auch noch von den alten Königs- und Fürstentümern West-Nigerias wahrgenommen, bei denen es noch eine traditionelle Rechtsprechung gibt (LLOYD, 1962).

Viele juristische Maßnahmen stießen, trotz des guten Willens der Briten, als Treuhänder zu wirken, oft auf das Mißtrauen der Afrikaner. Dagegen haben sich die auf ähnliche Weise unterstützten Waldschutzmaßnahmen (*Forest Reserves*) durch das Einschränken der Waldbrandrodung in den Reservationen recht segensreich ausgewirkt.

Die Entstehung von „Raublandschaften“ durch zu häufiges und wahlloses Abbrennen ist bei allen Anbau- und Besitzsystemen möglich. Im allgemeinen tritt sie aber bei stärkeren individuellen Rechten zurück. Dagegen ist eine gewisse Unsicherheit bei den kollektiven Formen in Landbesitz und Landnutzung gegeben, wenn der Boden bei wachsender Bevölkerung knapp zu werden beginnt. Das gilt auch für die Zurückhaltung der Bauern bei der Mitarbeit an kulturtechnischen und betrieblichen Neuerungen nach dem Motto: „Every-body's business is nobody's business“.

Andererseits war die Übernahme afrikanischer Ländereien durch Europäer (und Asiaten) recht umfangreich und machte in vielen Kolonien einen beträchtlichen Prozentsatz der Gesamtfläche aus. Lord HAILEY (1957) nennt für 1950 folgende Zahlenbeispiele: Süd-Rhodesien 49%, Belgisch-Kongo 9%, Kenia 7%, Nyassaland (Malawi) 5%. Ziemlich hoch dürften auch die Zahlen in den portugiesischen Überseegebieten liegen.

Welche Auswirkungen eine plötzliche und frühe Einführung europäischer Methoden zur Erfassung und Registrierung des Grund und Bodens als Individualbesitz in Afrika haben kann, zeigte sich besonders deutlich in Buganda, einer Provinz Ugandas (MUK-

WAYA, 1953). Vor 1900 war der Kabaka (König) die höchste Autorität in allen Landfragen dieses Königreichs. Das Land wurde nach einem System verwaltet, das Ähnlichkeiten mit der europäischen Feudalstruktur aufwies. Diese alten Verhältnisse wurden durch den von Sir Harry Johnston entworfenen Uganda-Vertrag vom „Land Settlement“ des Jahres 1900 (sowie dem Landrecht von 1908) abgelöst. Traditionelle Zustände wurden völlig ignoriert, ja, sie waren dem damals erst wenige Monate in Uganda weilenden Sir Harry Johnston wahrscheinlich gar nicht bekannt. Mit einem Federstrich wurden ganz neuartige, vorher unbekannte Eigentumsrechte geschaffen, die von den meisten Afrikanern zunächst gar nicht verstanden werden konnten. Ein allmählicher Übergang von mehr kollektivem zu mehr individuellem Landbesitz, wie er für andere Gebiete Tropisch-Afrikas typisch war, fand nicht statt.

Durch das „Land Settlement“ wurden zunächst über 20 000 qkm Land einigen tausend Häuptlingen und privaten Landbesitzern zugeteilt. Da die genaue Zahl der Häuptlinge nicht bekannt war und ihr Status nicht näher definiert wurde (es sollten auch einige Unterhäuptlinge mitberücksichtigt werden), standen auf der ersten Zuteilungsliste nur 3650 Namen⁵⁾. Aus verschiedenen Gesetzen entwickelte sich (1900—1908) das „Mailo-System“ (korrupte Form nach dem engl. Wort „mile“, da die Zuteilung nach Quadratmeilen erfolgte). Die Schwierigkeiten für die Einführung eines solchen Systems, das ja eigentlich eine sofortige genaue kartographische Aufnahme des Landeigentums erforderlich gemacht hätte, waren sehr groß. Man kannte weder die genaue Fläche des gesamten Landes, noch gab es damals im verkehrsentlegenen Buganda Straßen⁶⁾. Außerdem war kein ausreichendes technisches Personal vorhanden, kurz, die einheitliche Erfassung des meist weit auseinanderliegenden Grundbesitzes war unmöglich.

Für die Lösung wichtiger juristischer, politischer und administrativer Probleme waren die großen Schwierigkeiten bei der kartographischen Aufnahme von Landbesitz und Siedlungen ein schwerwiegendes Hindernis. Heute ist eine photogrammetrische Aufnahme, wie sie in den Kikuyu-Gebieten Kenias mit Erfolg durchgeführt wurde, die einfachste Lösung. In Buganda gibt es aber trotz früher Individualisierung des Landeigentums fast keinerlei aus der Luft sichtbare Abgrenzungen (wie Hecken, Terrassen u. a.), so daß die Möglichkeiten der Luftbildkartierung sehr begrenzt sind. Da die Eigentümer nicht darauf warten konnten, bis das Land vermessen und registriert war, kam es überall zu Transaktionen von „paper-acres“, d. h. einem Kauf von Parzellen, die das Katasterregister noch

⁵⁾ Im „Uganda-Agreement“ erhielten die damaligen Regenten des Kabakas je 100—150 qkm, 20 Oberhäuptlinge bekamen über 50 qkm, 150 weitere Häuptlinge 20—30 qkm und die Mehrzahl der Eigentümer 5,2 qkm Land zugeteilt (RICHARDS, 1963).

⁶⁾ Auch Krankheiten und selbst wilde Tiere behinderten das Unternehmen. So wurden z. B. 4 Träger, die bei der Vermessung der Basislinien zur ersten Triangulation im Jahre 1902 mithalfen, von Löwen angefallen.

nicht enthielt. Diese nur schriftlich vorliegenden Verträge (Endagano) stifteten oft Verwirrung (WEST, 1963). Trotz aller Schwierigkeiten hat sich dieses aufoktroierte „Mailo-System“ für den Anbau von Kaffee, Baumwolle, Bananen und Tee in Buganda als sehr nützlich erwiesen, und diese erste Pionierleistung Sir Harry Johnstons hat sicher, trotz mangelnder Vorbereitung und anfänglicher Schwierigkeiten, zur ökonomischen Stabilität Ugandas stark beigetragen⁷⁾.

Bei einer Bevölkerung von 2 Mill. Menschen leben in Buganda gegenwärtig etwa 1,5 Mill. Personen auf „Mailo“-Ländereien. Bis heute wurden etwa 80 000 Mailo-Landtitel erfaßt. Ungefähr weitere 40 000 müssen noch bearbeitet werden (WEST, 1963). — Ein weiterer Faktor für den Erfolg des Systems war die Verfügbarkeit von billigen Wanderarbeitern aus dem benachbarten dichtbevölkerten Rwanda-Urundi (RICHARDS, 1954), die in den Dienst der großen Landbesitzer treten konnten. Wenn das Land — ähnlich wie heute in Kenia — in Parzellen von 3—4 ha aufgeteilt worden wäre, hätte die Entwicklung sicher einen anderen Gang genommen. Interessant ist, daß auch in Buganda bereits eine gewisse Zersplitterung der ursprünglich sehr großen Besitztümer stattgefunden hat. In zwei von MUKWAYA (1953) untersuchten Counties war die Zahl der Eigentümer von 135 (1920) auf 687 (1950) angestiegen. Die durchschnittliche Flächengröße war in dem gleichen Zeitraum von 152 ha auf 30 ha zurückgegangen. Im Jahre 1950 gab es aber auch noch größere Besitzzeihenheiten. Dreiviertel des Landes gehörten damals noch 13% der Eigentümer mit mittleren Besitzgrößen um 170 ha (RICHARDS, 1963, S. 274 f.). Wenn man berücksichtigt, daß die Nutzungseinheiten in vielen Teilen Tropisch-Afrikas bei etwa 1 ha pro Familie liegen, sind solche Besitzgrößen (von über 150 ha) recht beträchtlich.

Bei Volksstämmen im Kongo, deren politisch-soziale Organisation sich deutlich von denen in Ostafrika unterscheidet, gibt es Ähnlichkeiten im System des Landbesitzes. Auch hier wird zwischen Jagd-, Sammel-, Fisch- und landwirtschaftlichen Nutzungsrechten unterschieden. Sie werden auf dem gleichen Grund und Boden oft von unterschiedlichen sozialen Gruppen ausgeübt. Trotz großer unbewohnter und nur sehr extensiv genutzter Flächen gab es kein „freies Land“, in dem nicht irgend jemand Eigentumsrechte hatte. Im Kongo kam es durch die Übernahme weiter Gebiete durch die großen belgischen Konzerne zu mancherlei Landkonflikten, zumal auch hier die Unverkäuflichkeit und Unübertragbarkeit des Grund und Bodens eines der Hauptprinzipien des afrikanischen Landrechtes war. Es wurde zwischen den gewohnheitsrechtlichen, meist gemeinschaft-

⁷⁾ Überhaupt zeigt die Geschichte der Landbesitzverhältnisse in Afrika deutlich, wie sehr es auf eine stärker von oben gelenkte Entwicklung ankommt (vgl. auch die erwähnten ostafrikanischen Beispiele aus Uganda und Kenia). Hierbei soll jedoch keineswegs irgendwelchen Zwangsmaßnahmen das Wort geredet werden, die, wie jüngste Ereignisse in Tropisch-Afrika zeigten, ein Chaos heraufbeschwören könnten.

lichen Land- und Nutzungsrechten der Afrikaner und der schriftlich-juristischen Fixierung des Landeigentums ein scharfer Unterschied gemacht. Dabei wurden z. B. die Jagdrechte von der Regierung nicht als Dauernutzung anerkannt und große Flächen des nur wenig besiedelten Landes von der Kolonialregierung als „besitzerlos“ übernommen (BIEBUYCK, 1963, S. 83 ff.). Zwar wiesen die betroffenen Häuptlinge und auch die Völkerkundler als Berater der Regierungenstellen diese schon frühzeitig darauf hin, daß es ein Konzept des völlig freien, vakanten und eigentümerlosen Landes im afrikanischen Gewohnheitsrecht nicht gibt⁸⁾. Andererseits wirkten diese alten traditionellen Anschauungen häufig wirtschafts- und entwicklungshemmend. Als Grundlage für eine moderne Gesellschaftsstruktur waren sie ungeeignet.

Auf traditioneller Grundlage aufbauend, sollten Agrarverfassungen geschaffen werden, die es erlauben, ein neues System afrikanischen Landeigentums und -besitzes zu verwirklichen, in dem sowohl der eingesessenen Gemeinschaft, als auch einwandernden Afrikanern und investitionsfreudigen Ausländern, Europäern und Asiaten, ausreichende Rechte zugebilligt werden.

In den belgischen Kolonien erfolgte seit Anfang der 30er Jahre eine Umsiedlung in „Paysannats“. Bei diesen zunächst sehr erfolgreichen Umsiedlungen zeigten sich jedoch nach den Kongowirren, nach dem Weggang des europäischen Aufsichtspersonals, typische Auflösungserscheinungen⁹⁾.

Ein weiteres gut dokumentiertes Beispiel für die durch die Kolonialmächte direkt geförderten und durchgeführten Umsiedlungen ist die Mossi-Kolonisation am Niger. Seit Ende der 30er Jahre wurden die Mossi aus Obervolta in das Gebiet des großen Bewässerungsprojekts des „Office du Niger“ umgesiedelt. Sie machen gegenwärtig etwa 17% der Bevölkerung in den Irrigationsgebieten Malis aus. Die einschneidenden psychologischen und sozialen Umstellungen, die die aus ihren alten magisch-religiösen Landbesitzvorstellungen herausgerissenen Mossi-Kolonisten durchmachen mußten, sind von ZAHAN (1956, 1963) beschrieben worden. Diese Umstellung war keineswegs nur agrartechnischer Art, d. h. es kam nicht nur zu einer Übernahme neuer Bearbeitungsmethoden und Kulturpflanzen. Unter den Umsiedlern zeigten sich auch deutliche Auflösungserscheinungen innerhalb der Groß- und sogar der Kleinfamilien. Mit zunehmender Islamisierung erfolgte eine völlige Umorientierung ihrer Lebensform und ihrer Weltanschauung.

Ähnlich planmäßige Bevölkerungsumsiedlungen sind auch sonst vielerorts in Tropisch-Afrika durchgeführt worden. Der Anreiz zur Umsiedlung läßt sich häufig aus dem unmittelbaren Nebeneinander von schwach bevölkerten, aber potentiell fruchtbaren, und dichter

⁸⁾ „Il n'y a pas un pouce de terrain qui n'ait pas son ou ses propriétaires“ (DELAFOSSÉ, zit. n. KÖBBEN, 1963).

⁹⁾ Verf. konnte im Aug./Sept. 1963 an der Ostgrenze der Kongo-Republik (Leopoldville) Beobachtungen in dieser Richtung machen (vgl. MANSARD, 1965).

besiedelten, durch Bodenerosion gefährdeten Gebieten erklären¹⁰⁾. Die Ausrottung der Tsetse-Fliegen, die sich besonders in den unterbevölkerten, wenig kultivierten Gebieten vermehrt haben, ist ein weiteres Problem, das bei Umsiedlungsprojekten gelöst werden muß. Oft lassen sich kontrollierte Bevölkerungsumsiedlungen jedoch nicht genau gegen un gelenkte Wanderungen abgrenzen.

Landbesitzersplitterung

Ein wichtiges Problem bei einer Agrarreform für Afrika erwächst aus der auffälligen **Landbesitzersplitterung**, die hier, wie auch in anderen älteren Kulturlandschaften der Erde, sehr verbreitet ist.

Die Untersuchung der Agrarlandschaft Kigezis (SW-Uganda) gibt eine annähernde Vorstellung von der Tragfähigkeit eines ostafrikanischen Berglandes und von der Dynamik innerhalb eines Raumes, der (ähnlich wie das südlich benachbarte Rwanda-Burundi) für Jahrzehnte ein Reservoir für die Arbeitskräfte Ugandas darstellte. Eine genaue Untersuchung der agrargeographischen Verhältnisse, die hier als Beispiel dienen soll, wurde im dicht besiedelten Bufumbira-Country im äußeren Südwesten Kigezis durchgeführt.

Zunächst mußte versucht werden, eine genaue Kartierung des tatsächlichen Grades der Besitzersplitterung durchzuführen. Die in der Literatur häufig zitierten, für dieses Gebiet ausreichend untersuchten physisch-geographischen Grundlagen (besonders die größere Fruchtbarkeit auf den vulkanischen Böden) reichen zur Erklärung des Phänomens keineswegs aus.

Mit Hilfe eines vergrößerten Luftbildes (Maßstab 1 : 4500) wurden in einem bestimmten Landschaftsausschnitt die einzelnen Wirtschaftspartellen erfaßt und nach Besitzern abgegrenzt. Mit einem ziemlich geschlossenen Bodennutzungsmosaik (s. Bilder 1, 2 u. 3) ist Bufumbira eine äußerst intensiv genutzte Agrarlandschaft, wie man sie ähnlich nur aus den Gartenbaugebieten Südost-Asiens kennt. Eine eingehende Analyse des gewählten Kartenausschnittes ergab folgendes Resultat: Die etwa 1000 Partellen der „Mutungole“ (Untergemeinde) Nyarusisa gehörten 412 verschiedenen Personen. Der gleiche Personenkreis besaß weitere 1250 auf der Karte nicht gekennzeichnete Grundstücke innerhalb und etwa 2000 weitere Landsplitter außerhalb der Gemeinde. (Die angegebenen Zahlen für das Gebiet außerhalb der „Mutungole“ wurden geschätzt.) Innerhalb der Gemarkung lag die Zahl der Partellen bei 2300, so daß jeder Landbesitzer im Durchschnitt 5 Partellen innerhalb und 5 Partellen

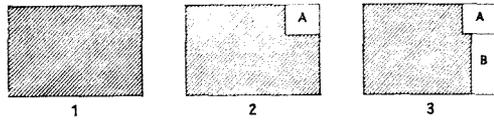
¹⁰⁾ Eine Arbeit über die agrargeographische Struktur Kigezis (Südwest-Uganda), wo es auch Umsiedlungsprobleme gibt (vom Verf. 1963 bereist), befindet sich im Druck (*Erdkunde* 1965/3). Für freundliche Unterstützung bei der Beschaffung von Unterlagen sei dem Survey Department Entebbe-Kampala auch an dieser Stelle noch einmal gedankt.



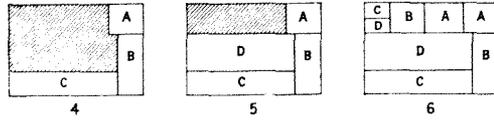
Fig. 1: Ausschnitt aus Bild 1 mit dem Parzellegefüge und den festgestellten Grundstücksgrenzen (gleiche Schraffur = gleicher Besitzer).

Entwurf: W. MANSARD

Fig. 2: Schematische Darstellung der Landbesitzersplitterung in Kigezi auf Grund der Erbgewohnheiten.



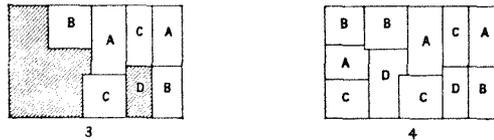
I Monogame Familienstruktur



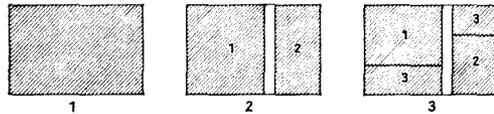
I. Monogame Familienstruktur (n. J. M. BYAGAGAIRE und J. C. D. LAWRENCE, 1957) 1: Ursprünglicher, ungeteilter Landbesitz. Ein Teil des Landes wird den erwachsenen Söhnen (A, B, C, D) bei ihrer Heirat (2—5) übereignet, so daß der Vater im Alter (5) nur noch wenig Grund und Boden besitzt, der bei seinem Tode (6) entweder von seiner Frau übernommen oder unter die Söhne aufgeteilt wird.



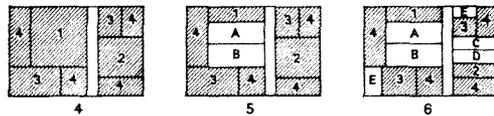
II Bufumbira-System (monogam)



II. Bufumbira-System (monogam): In Bufumbira erhalten die Söhne (A, B, C, D) bereits in arbeitsfähigem Alter („Kwiharika“) Land vom Vater zugeteilt (1, 2, A, B, C). In ihren eigenen Besitz geht es jedoch erst bei der Heirat über. Zum gleichen Zeitpunkt (2. A) erhalten sie eine zusätzliche Parzelle für die Versorgung ihrer Familie. Beim Tode des Vaters (3) wird der Besitz unter die Söhne verteilt (4).



III Polygame Familienstruktur



III. Polygame Familienstruktur: Im polygamen System geht die Besitzersplitterung noch schneller vor sich. Wenn ein Mann eine zweite, dritte und vierte Frau heiratet (2, 3, 4), wird sein Landbesitz immer weiter unterteilt. Für die verheirateten Söhne aus diesen Ehen (5, A, B) oder (6, A, B, C, D, E) müssen weitere immer kleinere Landsplitter aufgeteilt werden. Hierdurch ergeben sich schnell schwierige soziale und wirtschaftliche Verhältnisse.

außerhalb der untersuchten „Mutungole“ besaß. Wie kam es zu dieser unglaublichen Besitzzersplitterung?

Neben dem hohen Geburtenüberschuß und der noch vorherrschenden polygamen Familienstruktur sind vor allem die in Kigezi bestehenden Erbsitten für diese Landbesitzersplitterung verantwortlich, die in Fig. 2 zusammengestellt sind. In einer monogamen Ehe ist es üblich, daß der Vater bei Heirat seiner Söhne diesen Land abgibt. Obwohl er immer noch Landbesitz für sich und seine Frau behalten wird, verkleinert sich doch sein Anteil im Alter zusehends. Wenn die Frau ihren Mann überlebt, wird sie auf seinem Grund und Boden weiterleben. Anschließend erhält der nächste Erbe, der auch die Versorgung der Frau übernimmt (d. h. meist der Bruder des Verstorbenen), das Land zugesprochen. Wenn sie jedoch zu ihrer Familie zurückkehrt oder außerhalb der Sippe ihres verstorbenen Mannes erneut heiratet, wird der Grundbesitz unter die Söhne aufgeteilt.

In Bufumbira wird dieser Aufteilungsprozeß des Grund und Bodens noch dadurch beschleunigt, daß die Söhne ein Feld für Marktfrüchte nicht erst — wie in Kigezi — bei ihrer Heirat, sondern schon zu dem Zeitpunkt erhalten, an dem sie voll arbeitsfähig werden. Zwar behält der Vater zunächst das Besitzrecht über das gesamte Land. Nach der Heirat erhält der Sohn jedoch eine eigene Parzelle für den Anbau marktorientierter Agrarerzeugnisse sowie zusätzliche, oft weit auseinanderliegende Felder (Shambas) zur Versorgung seiner Familie. Bei polygamen Familien geht diese Besitzersplitterung noch weiter, da jeder einzelnen Frau Land zugeteilt wird. Dabei erhält die 1. Frau ein größeres Stück als die 2., 3. oder 4. Frau, die wiederum Anteile von der ersten Frau abbekommen (Fig. 2, III). Meistens behält der Ehemann die Oberaufsicht über das gesamte Land. Die Frauen können dann lediglich Überschüsse herauswirtschaften, die ihren Kindern zugute kommen. Sowie die Söhne der verschiedenen Frauen aufwachsen und heiraten, erhalten sie ebenfalls Kleinparzellen, die vom Anteil ihrer Mütter abgezogen werden. Der Prozeß der Zersplitterung wird hierdurch erheblich beschleunigt und kompliziert (BYAGAGAIRE u. LAWRENCE, 1957, S. 17 ff.). Die Eindämmung dieser außerordentlichen Zersplitterung des Landbesitzes ist eine der vordringlichsten Aufgaben in Kigezi. Das gleiche gilt auch für andere Teile der afrikanischen Tropen (z. B. Kamerun und Malawi). Eine derart auffällige Besitzersplitterung ist jedoch für afrikanische Agrarlandschaften außergewöhnlich. Abhilfe kann nur durch eine verstärkte Verfestigung des Landbesitzes geschaffen werden.

Konsolidierung des Landbesitzes

Die starke Flurzersplitterung in völlig unwirtschaftliche Betriebsgrößen gebietet reformerische Maßnahmen. Agrarreformen sind zwar ein wichtiges Instrument der wirtschaftlichen Entwicklung. Sie

können sich jedoch selbst bei gründlicher wissenschaftlicher Vorbereitung in einer Art „Kettenreaktion“ politisch oft recht unangenehm auswirken.

Für eine Flurbereinigung durch Zusammenlegung oder Umlegung von Landbesitzparzellen sind auch in Tropisch-Afrika eine ganze Reihe erzieherischer, juristischer und technischer Maßnahmen notwendig, die an dieser Stelle — wiederum nur am Beispiel Kigezi (SW-Uganda) — angedeutet werden. In einem politisch zerstrittenen und dazu noch äußerst konservativen Bauernland wie Kigezi ist die einstimmige Befürwortung solcher Reformpläne völlig ausgeschlossen. Wenn es durch geeignete Aufklärungsarbeit über die Parteien, die Kirchen und andere Organisationen gelingen würde, wenigstens die Hälfte der Bevölkerung für diese Pläne zu gewinnen, wäre ein erster wichtiger Schritt getan. Hierbei könnten Besuchsreisen von Politikern und Häuptlingen in andere ostafrikanische Gebiete (z. B. nach Kenia) helfen, in denen solche Umlegungen (s. u.) erfolgreich waren. Ein weiterer Vorteil wäre die grundbuchmäßige Festlegung des Besitzes für größere Areale, Maßnahmen, die auch für die wirtschaftliche Entwicklung (Beleihung durch Banken und Sparkassen) weitreichende Folgen haben könnten (s. Bild 5)¹¹⁾.

Nach gründlichen, wissenschaftlichen Vorbereitungen, bei denen die Auswertung von Luftbildern eine wichtige kosten- und zeitsparende Rolle spielt, sollten zunächst die für solche Umlegungen geeigneten Gebiete bestimmt und abgegrenzt werden. Nach Festlegung der Flächen, die für öffentliche Einrichtungen wie Straßen, Schulen, Krankenstationen usw. benötigt werden, müßte (ebenfalls mit Hilfe des Luftbildes) die Größe der einzelnen zu bildenden Parzellen überschlagsmäßig berechnet werden und anschließend eine Neuverteilung stattfinden. Dabei müßten die verschiedenen Bodenqualitäten berücksichtigt und eine geeignete Abgrenzung (wie z. B. Hecken oder Zäune) des zusammengelegten Landbesitzes gefunden werden. Alle diese Maßnahmen erfordern eine systematische, wissenschaftlich-technische Vorbereitung, ohne die man nur das Gegenteil des Gewünschten erreichen würde. Solange eine solche Arrondierung nicht möglich ist, muß man sich als ersten Schritt auf freiwillige Zusammenschlüsse beschränken. Damit würde aber nicht die Wurzel des Übels bekämpft. Noch wirksamer wäre eine Veränderung der Erbgewohnheiten, vielleicht durch Aufklärung oder auch durch neue gesetzliche Maßnahmen. Mit besserer Schulbildung könnte sich vielleicht eher ein genossenschaftlich organisierter Anbau durchsetzen. Maßnahmen der Flurbereinigung und der Erziehung müßten also gleichzeitig durchgeführt werden.

Ein besonders schönes Beispiel für eine in jüngster Zeit ziemlich erfolgreich durchgeführte Zusammenlegung von bisher zersplitter-

¹¹⁾ In vielen größeren afrikanischen Städten gibt es bekanntlich schon großmaßstäbliche Katasterkarten und eine genaue Registrierung des Landbesitzes.

tem Einzelbesitz ist das Kikuyu-Gebiet Kenias (Distrikte: Kikuyu, Embu, Meru). In Kenia war diese Flurbereinigung mit der durch den Mau-Mau-Aufstand hervorgerufenen politischen Entwicklung verbunden. Bekanntlich wurde diese Rebellion einiger Teile des Kikuyu-Stammes durch Landbesitzfragen mit verursacht; denn obwohl die Kikuyu insgesamt weniger Land als Massai oder Nandi an die weißen Siedler verloren hatten (etwa 24 000 ha), schwelte die Unzufriedenheit über den Kauf von Ländereien durch Europäer (Stolen lands) bereits seit den 20er Jahren. Mit der zahlenmäßigen Zunahme des Stammes von 450 000 (1902) auf über 1 Mill. (1948) Menschen gehört die Kikuyu-Region zu den am dichtesten bevölkerten Gebieten Ostafrikas (PEDRAZA, 1956, und SORRENSON, 1963). Die Landbesitzersplitterung in der Kikuyu-Reservation hatte damals ähnliche Ausmaße angenommen wie die oben beschriebenen Zustände in Bufumbira. Auch hier war das vorherrschende Erbsystem für die Teilungen verantwortlich, die eine wirtschaftliche Bodennutzung fast unmöglich machten. Daneben gab es aber bereits eine einflußreiche „Mittelstands-Gruppe“ (z. B. Häuptlinge, Regierungsangestellte, Lehrer), der es gelang, ihren Landbesitz durch Ankauf weniger besiedelten Landes außerhalb der Reservationen zu vergrößern. Mit der Gründung dieser „Estates“ folgten sie einer traditionellen Gewohnheit des Kikuyu-Stammes (s. o.). Im Gegensatz zu diesen unter dem Schutz der „Pax Britannica“ zu Wohlstand gekommenen Landbesitzergruppen führte der hohe Bevölkerungsdruck im eigentlichen Kikuyu-Schutzgebiet zum Verlassen der Reservate durch verarmte Pächter, zur Übernahme von Landarbeiterstellen auf europäischen Farmen und Pflanzungen, zur Landflucht in die städtischen Slums von Nairobi und damit zu einer Proletarisierung vieler Kikuyu. Diese Entwicklung ist bis heute für Kenia — etwa im Gegensatz zu Uganda — bezeichnend geblieben.

Mit dem Ausbruch des Mau-Mau-Aufstandes kam es im Jahre 1954 zu einschneidenden Maßnahmen, durch welche die gesamte siedlungsgeographische Struktur des Kikuyu-Gebietes völlig umgestaltet wurde. Innerhalb eines Jahres wurde fast die gesamte Kikuyu-Bevölkerung aus ihren Streusiedlungen in geschlossene Dörfer umgesiedelt, die man besser bewachen und kontrollieren konnte. Diese Zwangsumsiedlung hatte tiefgreifende Folgen. Die neuen Dörfer wurden zu Kernzellen zentraler Funktionen. Auch Kikuyu ohne Landbesitz konnten hier als Handwerker, Händler oder Landarbeiter ihr Auskommen finden. Außerdem zeigten sich bald Ansätze zu industrieller Entfaltung (vgl. Bild 4).

Diese Umsiedlung war zugleich eine Art „Initialzündung“ für die spätere, großangelegte *Landkonsolidierung*, die im Rahmen und in Ergänzung des SWYNNERTON-Plans durchgeführt wurde. Nachdem im Zuge der Kämpfe und Wirren viele Einzelhütten zerstört worden waren, konnten die dem einzelnen Kikuyu zustehenden Parzellen oft gar nicht mehr genau lokalisiert werden. Für die inzwischen in geschlossenen Dörfern lebenden Kikuyu war eine

Um- und Zusammenlegung ihres Landbesitzes praktischer. Sie wurde in jahrelanger geduldiger Arbeit von verschiedenen Kommissionen durchgeführt. Eine zu große Bevorzugung der englandtreuen Loyalisten des Mittelstandes, für die zunächst wirtschaftlichere Parzellen in Größenordnungen von 2,4 bis 3,2 ha vorgesehen waren, mußte aus politischen Gründen bald zugunsten der landhungrigen Kleinbauern mit Parzellen von 1,2 bis 1,6 ha aufgegeben werden. Neben den afrikanischen Besitzern aus dem Mittelstand und den Kleinbauern gibt es aber weiterhin eine große Zahl landloser Arbeiter, die auf den afrikanischen „Estates“ und den europäischen Farmen und Pflanzungen arbeiten.

Die erst in jüngster Zeit durchgeführte Übernahme von Teilen der „White Highlands“ wird zwar den Bevölkerungsdruck etwas mindern; es muß aber gleichzeitig damit gerechnet werden, daß die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit zurückgeht, was sich auf die gesamte Entwicklung Kenias auswirken wird. Seit der großzügigen, auch international (z. B. von Großbritannien, der Internationalen Bank für Wiederaufbau und der Bundesrepublik) geförderten Neusiedlung von afrikanischen Bauern im sog. „High Density Scheme“ (Betriebsgrößen: 1,8 bis 12 ha) und im „IBRD—CDC Scheme“ (4 bis 18 ha) sind bis 1965 schon über 250 000 ha in den „Weißen Hochländern“ zur weiteren Bewirtschaftung und Entwicklung übernommen worden (MORGAN, 1963, und *Reporter, Nairobi* 20. 3. 65). Es darf aber nicht verhehlt werden, daß viele Fachleute diesen Plänen recht skeptisch gegenüberstehen¹²⁾. Die Befestigung und Sicherung des Kikuyu-Landbesitzes (z. T. auch bei den Kipsigis) zeigt jedenfalls, wie diese Maßnahmen ihren Ausdruck in einer völligen Umstrukturierung der ehemaligen Kulturlandschaft fanden, die sich für die wirtschaftliche Entfaltung der Kikuyu wahrscheinlich auf die Dauer gesehen vorteilhaft auswirken wird (SORRENSON, 1963, HANCE, 1964, S. 401—404).

Die Übernahme größerer Teile europäischen Landbesitzes in den „Scheduled Areas“ Kenyas wird sicher zu einer fast revolutionären Veränderung der ostafrikanischen Kulturlandschaft führen. Obwohl der „One Million Acres Scheme“ erst 1967 abgeschlossen sein soll, sind die neuen Siedlungsprojekte bereits überall in Angriff genommen

¹²⁾ IBRD — CDC = „International Bank of Reconstruction and Development“ und „Commonwealth Development Corporation“. — Im Vergleich zu den Mißerfolgen in vielen anderen afrikanischen Ländern war die agrarische Umstellung in Kenya bisher ziemlich erfolgreich. Das durchschnittliche Bareinkommen der Afrikaner vermehrte sich, und auch der Grad der Kommerzialisierung kleiner Farmbetriebe konnte intensiviert werden. Hierfür war sicher die bereits durch die Kolonialregierung eingeleitete drastische Konsolidierung des Landbesitzes eine wesentliche Voraussetzung (CLAYTON, 1964). — Die Ablösung des „Group farming“ durch Verleihung der Eigentumsrechte von zusammengelegten Kleinpärzellen an die einzelnen Kikuyu-Bauern war ein interessantes Experiment. Sogar unter benachbarten ostafrikanischen Hirtenvölkern hat sich inzwischen eine Mehrheit für diese Umlegung und eine Einzäunung mit Weidewechsel bereitgefunden, da sich die Gemeinschaftsweiden wegen der schnellen Verbreitung von Viehseuchen oft sehr nachteilig ausgewirkt haben.

worden. Die großen Entwicklungslinien zeichnen sich bereits deutlich ab¹³⁾.

Die wirkliche Stunde der Bewährung für die in diesen Reformen zusammengelegten Landbesitzteile wird jedoch erst in etwa einer Generation kommen. Erst dann wird es sich zeigen, ob die Erbgewohnheiten der Kikuyu mit ihrem Drang zur Realerbteilung nicht auch hier wieder zu einer zunehmenden Auflösung und Zersplitterung führen werden. Infolge des politischen Drucks der jungen Stammesangehörigen ist diese Entwicklung sogar ziemlich wahrscheinlich.

Ausblick

In vielen Teilen Afrikas entsprechen die Landbesitz- und Landnutzungssysteme nicht mehr den wirtschaftlichen und politischen Vorstellungen der Führungsschichten. Abgesehen von den Sonderformen, wie den „feudalen“ Strukturen Äthiopiens, lassen sich bei allen vielfältigen regionalen Varianten doch gewisse Grundprinzipien und Grundtypen der Besitz- und Nutzungsverhältnisse beobachten.

Die traditionellen Nutzungssysteme des Wanderfeldbaus oder der Landwechselwirtschaft erhielten in der Vergangenheit ein gewisses ökologisches Gleichgewicht und auch ein gewisses Niveau der Bodenfruchtbarkeit aufrecht. Mit einer wachsenden Bevölkerung, mit der Einführung moderner technischer Neuerungen und dem weiteren Eindringen der Marktwirtschaft, sind wir in der Gegenwart die Zeugen eines zunehmenden Auflösungsprozesses dieser alten Formen. In einigen Fällen hat man sich ohne allzu große Störungen an die neue Wirtschaftsentwicklung angepaßt (z. B. im Kakao-Gürtel Ghanas oder in den Ölpalmengebieten Süd-Dahomeys). In anderen Fällen ist es durch plötzlichen politischen Umsturz zur Enteignung und Nationalisierung des Grund und Bodens gekommen (z. B. Beschlagnahme arabischen Eigentums auf Sansibar; 1964).

Mit der Übernahme von weltmarktorientierten „Cash crops“ entwickelt sich langsam ein anderes, nun mehr ökonomisch getöntes Verhältnis des Bauern zu seinem Boden. Er sieht im Landbesitz nun wirtschaftliche Vorteile, die weit über den bisherigen traditionellen Prestigewert hinausgehen.

Einerseits besteht die Gefahr, das Land im Rahmen zukünftiger Bodenreformen als reinen Produktionsfaktor zu behandeln, ohne die sozialen und historischen Hintergründe genügend zu berücksichtigen. Andererseits muß eine Erstarrung in alten Traditionen der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung hinderlich sein. Die verschiedenen Experimente, die von staatlich gelenkten sowchose-ähnlichen Kollektivfarmen (z. B. Ghana) über israelische Vorbilder von Gemeinschaftsfarmen (z. B. Tanzania) und Genossenschaften

¹³⁾ Vgl. D. G. R. BELSHAW, 1964, S. 30—36. Beachte besonders die beiden Kartenskizzen mit den neuen Siedlungsgebieten im östlichen und westlichen Hochland.

westeuropäischen Typs bis zu ungebundenen Formen reichen, verdienen unsere weitere aufmerksame Beachtung. Besonders die Betriebsmodelle zentral geleiteter Agrarkollektive östlicher Prägung üben eine starke Anziehungskraft auf die Führungskräfte der afrikanischen Länder aus. In ihnen lassen sich mit einer kleinen Zahl ausgebildeter Techniker und einer Masse von Analphabeten sicher oft schnellere Ergebnisse erzielen als bei den zersplitterten Kleinbetrieben der meist recht konservativen Bauernschaften (WILBRANDT, 1963, S. 81).

Die Untersuchung der Landbesitz- und Landnutzungsprobleme vermag gerade dem Geographen einen wichtigen Zugang zu dem komplexen Gebilde des afrikanischen Wirtschaftsraumes zu bieten, der sich nicht mit der Darstellung von Produktion, Verkehr oder Handel erschöpft, sondern in dem vor allem die raumgestaltenden sozialgeographischen und gesellschaftlichen Verhältnisse in Zukunft noch näher untersucht werden müssen, um dann vielleicht auch zur Kartierung ähnlicher besitzstruktureller Gebiete zu kommen.

Dem Geographen fällt bei der Betrachtung dieses großen Forschungskomplexes vor allem die große Geschlossenheit und die ganzheitliche Struktur afrikanischer Lebensformen auf, die sich einer mehr analytisch zergliedernden Methodik zunächst widersetzt. Ein hohes Maß von Einfühlungsvermögen, langwierige intensive Feldforschung sowie ein Einarbeiten in regionale Einzelfragen und die historische Genese sind notwendig, um die betreffenden Zusammenhänge zu erkennen. Dabei ist es wohl gleichgültig, ob die ersten Zipfel dieses engmaschigen „Land-Mensch-Gewebes“ von Wissenschaftlern der Völkerkunde, der Agrarsoziologie, der vergleichenden Rechtswissenschaft, der tropischen Agrarwissenschaft oder der Agrargeographie angehoben werden. Es handelt sich hier um „Nahtstellen“ zwischen verschiedenen Teilbereichen des menschlichen Daseins, bei denen es neben wirtschafts-, sozial- und rechtswissenschaftlichen auch naturwissenschaftliche Fragestellungen (etwa der Bodenkunde und Ökologie u. a.) zu berücksichtigen gilt. Es kommt bei der Untersuchung des universalen Kulturwandels der afrikanischen Gegenwart überhaupt mehr auf eine sinnvolle Arbeitsvereinigung als auf eine feste Arbeitsteilung, mehr auf eine inter- als multidisziplinäre Forschung an, bei der die Geographie in Zukunft eine wichtige koordinierende Rolle spielen kann.

Mit der räumlich koordinierenden Funktion des Faches Geographie ist es nicht getan. Ohne intensive Einzeluntersuchungen, ohne die Fragen nach dem Wie und Warum, ohne Studium von Entwicklungsprozessen an Beispielen ausgewählter menschlicher Gruppen in begrenzten Gebieten, die über die beschreibende Deutung der Kulturlandschaft hinausreichen, geht es nicht! Geographen stehen den Dingen ebenso unmittelbar gegenüber wie die Fachleute der genannten Fächer auch. Über Gestalt und Struktur von Landwirt-

schaft und ländlicher Kulturlandschaft in den afrikanischen Tropen wissen wir einiges, über die Menschen und ihr Verhältnis zu Grund und Boden noch viel zu wenig. In diesem Forschungskomplex gibt es viele interessante Möglichkeiten für eine Ausweitung der bisherigen kulturgeographischen Arbeiten in Richtung auf eine moderne Sozialgeographie.

Literatur

- African Land Tenure, Report of the Conference on African Land Tenure in East and Central Africa*, in: *Journ. Afr. Admin.*, Oktober 1956.
- BELSHAW, D. G. R., *An Outline of Resettlement Policy in Uganda: 1945—1963*, *East Afr. Inst. Soc. Res. Conf.*, Juni 1963.
Agricultural Settlement Schemes on the Kenya Highlands, in: *East Afr. Geogr. Rev.* 1964/2, S. 30—36.
- BERGSTRÄSSER, A., *Gedanken zu Verfahren und Aufgaben der Kulturwissenschaftlichen Gegenwartsforschung*, in: KINDERMANN, Freiburg 1962.
- BIEBUYCK, D. (Hrsg.), *African Agrarian Systems*, London 1963.
- BIEBUYCK, D., Einleitung in: BIEBUYCK, 1963.
Systèmes de tenure foncière et problèmes fonciers au Congo, in: BIEBUYCK, 1963, S. 83 ff.
- BOHANNAN, LAURA u. P., *The Tiv of Central Nigeria, Ethnographic Survey of Africa*, London 1953.
- BOHANNAN, P., *Tiv Farm and Settlement*, London H. M. S. O. 1954.
„Land“, „Tenure“ and Land-Tenure, in: BIEBUYCK, 1963, S. 101 ff.
Land Use, Land Tenure and Land Reform, in: HERSKOVITS, 1964.
- BROOKFIELD, H. C., *Questions on the Human Frontiers of Geography*, in: *Econ. Geogr.* 1964/4, S. 283—303.
- BYAGAGAIRE, I. M (und LAWRENCE, I. C. D.), *Land Tenure in Uganda*, Uganda Protectorate, Entebbe 1957.
- CAREY JONES, N. S., *The Decolonization of the White Highlands of Kenya*, in: *Geogr. Journ.*, 1965, S. 186—201.
- CLAUSON, SIR GERARD, *Communale Land Tenure*, in: *F. A. O. Agric. Studies* 17, Rom 1953.
- CLAYTON, E. S., *Agrarian Development in Peasant Economies: Some Lessons from Kenya*, London-Oxford 1964.
- COLSON, R., „Rain-shrines“ of the Plateau Tonga of Northern Rhodesia, in: *Africa*. XVIII Nr. 4, 1948.
- COLSON, E., *Residence and Village Stability among the Plateau Tonga*, in: *Human Problems in British Central Africa*. XII, 1951.
East Africa, East Africa Royal Commission Report (Cmd. 9475), London 1955.
- ELIAS, T. O., *Nigerian Land Law and Custom*, London 1951.
- F. A. O., *Bibliography on Land Tenure*, Rom 1955.
Africa Survey-Report on the Possibilities of African Rural Development in Relation to Economic and Social Growth, Rom 1962.
- FORDE, D. C., *Land and Labour in a Cross River Village*, in: *Geogr. Journ.* Vol. 90, 1937, S. 24—51.
- GLUCKMANN, M., *Studies in African Land Tenure*, in: *African Studies*, III/1, 1944.
- GOUROU, P., *The Tropical World*, London 1953.
- HAILEY, LORD, *An African Survey*, Revised 1956, London 1957, S. 687—755.
- HANCE, W. A., *African Economic Development*, New York 1958.
The Geography of Modern Africa, New York 1964.
- HERSKOVITS, M. J., *Problem of Land Tenure in Contemporary Africa*, in: *Proc. of the World Conf. on Land and Related Problems*, Madison 1956.
The Human Factor in Changing Africa, New York 1962, S. 140 ff.

- HERSKOVITS, M. J. (u. HARWITZ, M.) Hrsg., *Economic Transition in Africa*, London 1964.
- HEYSE, Th., *Nations Générales sur le Régime Foncier du Congo Belge et du Fuanda-Urundi et Legislation sur les Terres Indigènes*, Land Tenure Symposium 1950, Leiden 1951.
- HILL, POLLY, *The History of the Migration of Ghana Cocoa Farmers*, in: *Trans. Hist. Soc. Ghana*, Vol. IV/1, 1959.
Three Types of Southern Ghanaian Cocoa Farmers, in: BIEBUYCK, 1963, S. 203 ff.
Migrant Cocoa-Farmers of Southern Ghana, Cambridge 1963 b.
- HÖVERMANN, J., *Bauerntum und bäuerliche Siedlung in Äthiopien*, in: *Erde* 1958, S. 1—20.
- HUNTER, J. M., *Cocoa Migration and Patterns of Land Ownership in the Densu Valley, near Suhum Ghana*, in: *Inst. Brit. Geogr.* 1963, S. 61—87.
- KENYATTA, JOMO, *Facing Mount Kenya, the Tribal Life of the Gikuyu*, London 1938, S. 21.
- KINDERMANN, K. G. (Hrsg.), *Kulturen im Umbruch. Studien zur Problematik und Analyse des Kulturwandels in Entwicklungsländern*, Freiburg 1962.
- KOEBBEN, A. J. F., *Le Planteur Noir*, in: *Études Eburnéennes* V, 1956, S. 8—190.
- KULS, W., *Bevölkerung, Siedlung und Landwirtschaft im Hochland von Godjam*, Frankfurt/M. 1963.
- LABOURET, H., *Paysans de l'Afrique Occidentale*, Paris 1941.
- LEAKE, M. H., *Land Tenure and Agricultural Production in the Tropics*, Cambridge 1927.
- LEAKEY, L. S. B., *Mau Mau and the Kikuyu*, London 1952.
- LLOYD, P. C., *Yoruba Land Law*, Nigerian Institute of Social and Economic Research, Ibadan-London 1962.
- MAIR, L. P., *Buganda Land Tenure*, in: *Africa*, Vol. VI/2, 1933.
- MANSHARD, W., *Airikanische Waldhufen- und Waldstreifenfluren — wenig bekannte Formenelemente der Agrarlandschaften in Oberguinea*, in: *Erde*, 1961 a, S. 246—258.
Die geographischen Grundlagen der Wirtschaft Ghanas — unter besonderer Berücksichtigung der agrarischen Entwicklung, Wiesbaden 1961 b.
Agrarsoziale Entwicklungen im Kakaogürtel von Ghana, *Deutscher Geogr. Tag, Köln* 1961. Wiesbaden 1962, S. 190—201.
Kigezi — die agrargeogr. Struktur eines ostafrikanischen Berglandes, in: *Erdkunde*, Bonn 1965/3, S. 192—210.
Wanderfeldbau und Landwechselwirtschaft in den Tropen, *Pfeifer-Festschrift* (im Druck).
- MEEK, C. K., *Land Law and Custom in the Colonies*, London 1946.
Land Tenure and Land Administration in Nigeria and the Cameroons, in: *Research Study* 22 H. M. S. O., London 1957.
- MIDDLETON, J., *The Kikuyu and the Kamba of Kenya*, *Ethnographic Survey of Africa*, London 1963.
- MORGAN, W. T. W., *The "White Highlands" of Kenya*, in: *Geogr. Journ.*, London 1963, S. 140—155.
- MUKWAYA, A. B., *Land Tenure in Buganda*. *East African Studies*, Nr. 1, Kampala 1953.
- OLUWASANMI, H. A., *Land Tenure and Agricultural Improvement in Tropical Africa*, in: *Journ. of Farm Economics* 39, 1957.
- OTREMBIA, E., *Die raumwirtschaftliche Problematik der Entwicklungsländer*, in: *Studium Generale* 1962, S. 519—529.
- PEDRAZA, G. J. W., *Land Consolidation in the Kikuyu Areas of Kenya*, in: *Journ. Afr. Admin.*, Vol. VIII, 2, 1956.
- RICHARDS, A. I. (Hrsg.), *Economic Development and Tribal Change: a Study of Immigrant Labour in Buganda*, Cambridge 1954.
- RINGER, K. E., *Agrarreformen und wirtschaftliche Entwicklung*, in: KINDERMANN, Freiburg 1962.
Agrarverfassungen im tropischen Afrika. Zur Lehre der Agrarverfassung: Veränderungen zur Hebung der Agrartechnik, Freiburg 1963.

- ROBINSON, E. A. G. (Hrsg.), *Economic Development for Africa South of the Sahara*, London 1964.
- ROUGERIE, G., *Das Problem des Bauerntums im Waldgebiet der Elfenbeinküste*, in: *Erde* 1963/3—4, S. 265—280.
- SCHAPERA, I., *Native Tenure in the Bechuanaland Protectorate*, Lovedale/Südafr. Republ. 1943.
- SCHLIPPE, P. DE, *Shifting Cultivation in Africa: the Zande System of Agriculture*, London 1956.
- SORRENSEN, M. P. K., *Counter Revolution to Mau Mau: Land Consolidation in Kikuyuland, 1952—1960*. E. A. Inst. Soc. Res. Conf., Kampala 1963.
- SOUTHWOLD, M., *Inheritance of Land in Buganda*, in: *Uganda Journal*, Vol. 20, S. 88—96.
- SAUTTER, G., *A propos de quelques terroirs d'Afrique Occidentale*, in: *Etudes Finales*, Paris 1962/4.
- SCHULTZE, J. H., *Der Ost-Sudan, Entwicklungsland zwischen Wüste und Regenwald*, Berlin 1963.
- TROLL, C., *Die geographische Strukturanalyse in ihrer Bedeutung für die Entwicklungshilfe*, Basler Beiträge zur Geographie u. Ethnologie, H. 5, 1962.
- UHLIG, H., *Old Hamlets with Infield and Outfield Systems in Western and Central Europe*, in: *Geogr. Annaler*, Vol. XLIII, Stockholm 1961, S. 285—312.
- VANSINA, J., *Les régimes fonciers Ruanda et Kuba: une comparision*, in: BIEBUYCK, 1963, S. 348 ff.
- VANZETTI, C., *Land and Man in Africa*, in: *Société Rurale* 1964, Anno I, 2, S. 40—52.
- WEST, H. W., *Reflections upon the Problems of Land Registration in Buganda*. *East Afr. Inst. Soc. Res. Conf.*, Juni 1963.
- WEIGT, E., *Europäer in Ostafrika*, Köln 1955.
- WILBRANDT, H., *Wandel der Agrarstruktur in den Entwicklungsländern*, in: *Nürnberger Abh. z. d. Wirtschafts- und Sozialwiss.*, Heft 21, Berlin 1963, S. 68—82.
- ZAHAN, D., *Aspects sociaux des communautés d'immigrant de l'Office du Niger*, in: *Aspects sociaux de l'industrialisation et de l'urbanisation dans l'Afrique au Sud du Sahara*, Paris 1956, S. 113—115.
Problemes sociaux poses par la Transplantation des Mossi sur les Terres Irrigues de l'Office du Niger, in: BIEBUYCK, 1963, S. 392 ff.

English Summary

This paper which is based on a lecture given at the 100th anniversary of the teaching of academic geography at the Justus Liebig-University of Giessen (Western Germany), attempts to give a general survey as well as an analysis of the main trends of land-tenure in Tropical Africa.

After outlining the main principles and concepts of indigenous African land-tenure with examples from West-, Central-, and East Africa, the changes introduced by European colonisation are sketched out. Particularly, the example of Buganda (e. g. „Mailo-System“) is a rewarding object of study, however, attention is also drawn to developments in the Congo and other areas.

Drawing from experiences of recent field-work in Uganda (Kigezi) the author proceeds to describe typical trends into the direction of further fragmentation of holdings, the explanation of these pro-

cesses and their problems. Some possibilities for reforms, e. g. a better consolidation of holdings are discussed for which the Kikuyu-area of Kenya may serve as an demonstration object.

It is the author's contention that geographers should play an increasing co-ordinating role in the study of this important aspect of social and economic development in Tropical Africa.

Zehn Jahre Osteuropaforschung in Gießen

Im August 1965 waren es zehn Jahre*), seit die deutsche Osteuropaforschung durch die hessische Landesregierung in Wiesbaden ein neues Forschungszentrum in Gießen erhielt: das „Institut für kontinentale Agrar- und Wirtschaftsforschung“ an der damaligen Justus Liebig-Hochschule, die 1957 anlässlich der 350-Jahr-Feier der Ludwigs-Universität zur Justus Liebig-Universität umgewandelt wurde. Die Initiative zur Gründung des Instituts ging von den beiden Gießener Altrektoren Prof. Dr. E. VON BOGUSLAWSKI und Prof. Dr. V. HORN aus. Die Leitung wurde dem 1956 für diese Aufgabe nach Gießen berufenen Osteuropahistoriker Prof. Dr. H. LUDAT übertragen.

Ziel der Arbeit im Institut war und ist es, Grundlagenforschung über Fragen des europäischen Ostens und Südostens zu betreiben, und zwar nicht nur auf historischem und wirtschaftlichem Gebiet, wie in den meisten anderen seit dem Beginn der fünfziger Jahre in der Bundesrepublik Deutschland und Westberlin ins Leben gerufenen Osteuropa-Instituten, sondern auch in den agrarwissenschaftlichen Disziplinen. Darüber hinaus sollte das Institut von Anfang an der Pflege des wissenschaftlichen Nachwuchses dienen, so daß es eine unmittelbare Verbindung zu einer Hochschule bzw. Universität erhielt. Seinen über den Rahmen einer einzelnen Fakultät hinausgehenden Aufgaben entsprechend wurde es als inter fakultatives Institut unmittelbar Rektor und Senat unterstellt.

Das „Institut für kontinentale Agrar- und Wirtschaftsforschung“ bildet auf diese Weise den Mittelpunkt für die Zusammenarbeit von insgesamt sieben Ordinarien der Justus Liebig-Universität, die innerhalb des Instituts Leiter der sieben „Sektionen“ sind. Diese Sektionen kennzeichnen zugleich die engeren Arbeitsgebiete dieses Forschungszentrums, und zwar sind dies:

1. Sektion Bodenkunde und Bodenerhaltung — Leiter bis zu seinem Tode 1963 Prof. Dr.-Ing. H. KURON, seit 1965 Prof. Dr. E. SCHÖNHALS
2. Sektion Pflanzenbau und Pflanzenzüchtung — Leiter Prof. Dr. E. VON BOGUSLAWSKI
3. Sektion Tierzucht und Tierhaltung — Leiter Prof. Dr.-Ing. Dr. h. c. L. KRÜGER
4. Sektion Veterinärmedizin — Leiter Prof. Dr. Dr. h. c. V. HORN
5. Sektion Landwirtschaftliche Betriebslehre und Agrargeographie — Leiter bis zu seiner Emeritierung 1963 Prof. Dr. M. ROLFES, seither Prof. Dr. P. MEIMBERG

*) Ergänzte Fassung eines Berichts in den *Osterreichischen Ostheften* 7. 1965, S. 167—169.

6. Sektion Wirtschaftswissenschaft — Leiter bis zu seiner Emeritierung 1960 Prof. Dr. W. ANDREAE, von da an bis zu seiner Berufung an die Universität Münster 1964 Prof. Dr. H. ST. SEIDENFUS, seither Prof. Dr. W. KRAUS
7. Sektion Geschichte und Sprachen — Leiter Prof. Dr. H. LUDAT

In den einzelnen Sektionen arbeiten neben den Sektionsleitern wissenschaftliche Räte, Assistenten und Mitarbeiter. Um jedoch einen noch breiteren Rahmen für die Inangriffnahme der zahlreichen Forschungsaufgaben zu schaffen, wurde 1957 auf Grund von Verhandlungen zwischen dem damaligen Leiter der Abteilung III (Kulturelle Angelegenheiten) des Bundesministeriums des Inneren, Prof. Dr. HÜBINGER, und dem Hessischen Ministerium für Erziehung und Volksbildung außerdem beim Institut eine „Kommission für Erforschung der Agrar- und Wirtschaftsverhältnisse des europäischen Ostens e. V.“ gegründet. Ihr gehören die Sektionsleiter unter Vorsitz von Prof. D. H. LUDAT an, und durch sie werden weitere Forschungsaufträge vergeben.

Insgesamt konnten auf diese Weise seit 1955 fünfzig wissenschaftliche Mitarbeiter — die Sektionsleiter nicht mitgerechnet — am Institut tätig sein, deren Forschungsergebnisse zu einem großen Teil den Fakultäten der Gießener Universität als Diplom-, Staatsexamens- und Promotionsarbeiten eingereicht wurden. Fünf Habilitationen haben stattgefunden (Prof. Dr. G. HEDTKAMP und Dr. W. WAPENHANS, beide Wirtschaftswissenschaft, Dr. K. ZERNACK, Mittlere und Neuere Geschichte mit besonderer Berücksichtigung Osteuropas, Dr. H. D. KAHL, Mittelalterliche Geschichte, und Dr. J. BREBURDA, Bodenkunde), eine weitere Habilitation steht unmittelbar bevor (Dr. K.-D. GROTHUSEN, Ost- und Südosteuropäische Geschichte).

Die Ergebnisse der durchgeführten Untersuchungen werden vor allem in einer Schriftenreihe, den *Gießener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des europäischen Ostens* (Reihe I der *Osteuropastudien der Hochschulen des Landes Hessen*), veröffentlicht, von der bis jetzt 32 Bände erschienen sind. Die Spannweite der Aufgabenstellung des Instituts zeigt sich in der Verschiedenartigkeit der behandelten Themen, von denen nur die folgenden genannt seien:

Aus der Sektion **B o d e n k u n d e** wurden zusammenfassende Untersuchungen über die genetische Gliederung der Böden Polens, der Tschechoslowakei und Ungarns vorgelegt sowie Einzelarbeiten über die Verbreitung und die Wirkung der Bodenerosion in der Sowjetunion und Kroatien, Bodenerhaltung und Bodenmelioration in Ungarn, die Böden der griechischen Insel Kefallinia, schließlich Forschungsberichte über bodenphysikalische Methoden in den osteuropäischen Ländern sowie über Salz- und Alkaliböden und ihre Verbesserung.

Die Sektion Pflanzenbau schloß sich mit Studien über den Einfluß des Standraumes bei der Sonnenblume, Anbaumöglichkeiten von Sorgum-Varietäten im kontinentalen und gemäßigten Klima, den Mais in der Sowjetunion sowie Pflanzen- und Gartenbau in Pommern an, die Sektion Tierzucht mit Überblicken über die Tierzucht in Polen sowie über sowjetische bioklimatische Forschungsarbeiten auf dem Gebiet der Tierzucht und Tiererhaltung von 1945—1963.

Die Sektion für landwirtschaftliche Betriebslehre ergänzte die so geleistete Arbeit durch Themen wie Aufbau und Leistungen der ungarischen Agrarforschung seit 1945, die Kostenrechnung in der sowjetischen Landwirtschaft, die Organisation der landwirtschaftlichen Betriebe in Polen und den deutschen Ostgebieten, die Diskussion um Intensität und Betriebssystematik in der polnischen Agrarwissenschaft oder die Agrarpolitik in der Zentralverwaltungswirtschaft Mitteldeutschlands und in der Marktwirtschaft der Bundesrepublik.

In den gesamtwirtschaftlichen Rahmen führten die Veröffentlichungen der Sektion Wirtschaftswissenschaft, wie z. B. Instrumente und Probleme westlicher und sowjetischer Wirtschaftslenkung oder eine Untersuchung über die Wirtschaft Griechenlands.

Aus den zahlreichen Forschungsvorhaben der Sektion Geschichte seien nur erwähnt: Die Familie Marselis, Studien zu den schwedisch-russischen Beziehungen im 17. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte der deutsch-russischen kulturellen Beziehungen, eine Frühgeschichte der europäischen Kulturpflanzen, die Göttinger Rußlandsammlungen GEORG VON ASCHS, die Historische Rechtsschule Rußlands, Rußlands Tierwelt und Jagd im Wandel der Zeit, das Lebuser Stiftsregister von 1405 sowie Studien über die mittelalterlichen Volksversammlungen bei den Ost- und Westslawen, die Stadtgeschichte Zagrebs bis zum Ende des 14. Jahrhunderts und Quellenveröffentlichungen über die heutige Geschichtswissenschaft in Polen.

Beiträge aller Sektionen finden sich schließlich in Sammelbänden, von denen bis jetzt zwei erschienen sind: Der erste 1957 als Festgabe zum 350jährigen Jubiläum der Justus Liebig-Universität unter dem Titel *Aus Natur und Geschichte Mittel- und Osteuropas*, der zweite 1965 anlässlich des zehnjährigen Bestehens des Instituts mit dem Titel *Agrar-, Wirtschafts- und Sozialprobleme Mittel- und Osteuropas in Geschichte und Gegenwart*.

Außer dieser für die Fachwissenschaft bestimmten Veröffentlichungsreihe gibt das Institut die von ihm in Abständen veranstalteten Vortragszyklen im Druck heraus, die jeweils den Problemen eines ost- oder südosteuropäischen Landes im Zusammenhang gewidmet sind und der Information breiterer Kreise dienen sollen. Diese Bände erscheinen daher in der Form von Taschenbüchern. Es waren dies bis jetzt: *Jugoslawien zwischen West und Ost* (2. Aufl. 1963), *Liegt Polen noch in Europa?* (3. Aufl. 1963), *Sowjetunion —*

Werden und Gestalt einer Weltmacht (2. Aufl. 1963). Als letztes sei auf den unabhängig von den beiden anderen Serien herausgegebenen Sammelband *Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder* hingewiesen.

Neben der Arbeit im Institut wird von den Mitarbeitern ein möglichst reger Kontakt sowohl zu den anderen Osteuropa-Forschungsinstituten im Inland als auch zu denjenigen im Ausland gepflegt. Dies gilt nicht nur für einen ausgedehnten Schriftentausch mit Universitäten und Akademien, sondern vor allem auch für die Aufnahme und Intensivierung persönlicher Beziehungen, nicht zuletzt mit Gelehrten in Ost- und Südosteuropa selbst. Als Beispiel hierfür seien besonders die seit 1961 bestehenden Kontakte mit der tschechischen Geschichtswissenschaft erwähnt, die 1963 zu einer ersten gemeinsamen Tagung seit Kriegsende führten. Die Tagung fand in Allendorf, Kr. Marburg, statt und hatte die Siedlung und Verfassung Böhmens in der Frühzeit zum Gegenstand. Von den zahlreichen Auslandsaufenthalten der Institutsangehörigen verdienen hauptsächlich zwei zehnmonatige Studienaufenthalte in der Sowjetunion genannt zu werden, die im Rahmen des deutsch-sowjetischen Kulturabkommens ermöglicht wurden.

Das wichtigste Instrument der Institutsarbeit bildet jedoch die Institutsbibliothek, die in einem raschen und kontinuierlichen Aufbau steht. Abgesehen von den beiden ersten Jahren nach der Gründung des Instituts konnte sie einen regelmäßigen jährlichen Zuwachs von 4000 Bänden verzeichnen, der 1963 und 1964 sogar auf jeweils 6000 Bände stieg, so daß die Bibliothek Ende 1965 40 000 Bände zählt. Mit 650 laufend gehaltenen Zeitschriften erreichte sie nicht nur rund ein Viertel des Abonnementsbestandes der Universitätsbibliothek, sondern auch eine weitgehend lückenlose Sammlung der für die Institutsarbeit unmittelbar erforderlichen Periodika. Abgesehen davon nimmt die Institutsbibliothek — auch über die Grenzen der Bundesrepublik Deutschland hinaus — mit ihren agrarwissenschaftlichen Abteilungen schon heute den ersten Platz unter den Spezialsammlungen für Ost- und Südosteuropa ein. Dementsprechend steigt ihre Benutzung durch nicht zum Institut gehörige Wissenschaftler von Jahr zu Jahr an, die durch die freie Zugänglichkeit der systematisch aufgestellten Bestände sowie durch einen schon jetzt weit über 80 000 Karten zählenden, voll ausgebauten Schlagwortkatalog erleichtert wird. Weitere Hilfsmittel stellen eine Kartensammlung mit allein etwa 6000 Einzelkarten und eine Dias-Sammlung dar.

Gerade das schnelle Wachsen der Institutsbibliothek läßt allerdings die Frage der Unterbringung des Instituts zunehmend problematisch erscheinen. Bereits 1959 war der Umzug in ein größeres Gebäude erforderlich, in dem dreißig Arbeitsräume, einschließlich Photolabor, Zeichensaal, Kartenzimmer sowie Bibliotheks-, Übungs- und Konferenzräume zur Verfügung stehen. Schon heute ist jedoch

mit Sicherheit abzusehen, daß die Möglichkeiten des Gebäudes in ein bis zwei Jahren erschöpft sein werden. Glücklicherweise wurden die weiteren Planungen im Rahmen der Bleibeverhandlungen des Institutsdirektors, Prof. Dr. H. LUDAT, konkretisiert und beschleunigt, so daß das Institut voraussichtlich in absehbarer Zeit in einem Neubau des im Kriege zerstörten Alten Gießener Schlosses eine ausreichende neue Unterkunft erhalten wird.



Oratio Mariae ad Bartos

Ein koptischer Gebetstext aus den Gießener Papyrus-Sammlungen

(P. Jand. Inv. Nr. 9 A. B.)

Inhalt

Vorwort

1. Vorbemerkungen

2. Beschreibung des Textes

3. Textteil

a. Text P. Jand. Inv. Nr. 9A.B. mit deutscher Übersetzung

b. Text Ms. Or. 6796 (4). 6796, 31–45 (London), mit Übersetzung

c. Text Ms. Or. 6796 (2.3) r. 35–108. mit Übersetzung

d. in Übersetzung Teile aus dem unedierten Heidelberg 1685

4. Kommentar zu P. Jand. Inv. Nr. 9A.B.

Ende einer Anrufung 1,1

Die Epiklese 1,2–1,15

Dämonenabwehr 1,16–2,3

Die 24 Ältesten 2,3–3,12

Jesus und Sabaoth (3,7–3,12)

Trishagion 3,13–4,4

Bathuriel 4,5–4,10

Einschub: Offenbarungszauber 4,11–5,15

Schluß von Bathuriel 5,16–5,17

Die sieben Erzengel 6,1–6,12

Das Schutzengelgebet 6,13–7,12

Bathuriel und seine Kräfte 7,13–8,6
Die 24 Vorhänge 8,6–8,9
Der Becher 8,10–8,14

5. Das literarische Problem

6. Das „System“ des neuen Textes

Tafeln

1. Pap. Jand. 9 A S. 1. 4.
2. Pap. Jand. 9 A S. 2. 3.
3. Pap. Jand. 9 B S. 5. 8.
4. Pap. Jand. 9 B S. 6. 7.

Vorwort

Mein Dank gebührt dem Präsidenten der Gießener Hochschulgemeinschaft Herrn Prof. Dr. VALENTIN HORN und dem Herausgeber der Nachrichten Herrn Prof. Dr. H. LUDAT. Trotz des schwierigen Satzsetzes übernahmen sie die Herausgabe. Hat Herr Bibliotheksdirektor Dr. J. SCHAWÉ Jahre hindurch meine Arbeit mit wohlwollendem Interesse begleitet, so geht es weit über den Rahmen brüderlicher Liebe hinaus, wie Herr Prof. Dr. H. GUNDEL mein Manuskript durchgearbeitet und die Literatur ergänzt hat.

Der Verfasser

Vorbemerkungen

HANS GEORG GUNDEL beschreibt in den *Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft*, Bd. 21 (1952), S. 61–80, die *Gießener Papyri als Geschichtsquellen*. Dort erfahren wir von der Sammlung Janda, die eine Privatsammlung des 1946 verstorbenen Prof. KARL KALBFLEISCH bildete. In sie kam mit neuen Stücken unser Text, der am 10. 6. 1907 in Eschmunên durch das deutsche Papyruskartell erworben worden ist. Das Stück trägt heute in den Papyrussammlungen der Universitätsbibliothek Gießen die Bezeichnung: Papyrus Jandana, Inv. Nr. 9A und 9B.

Herr Bibliotheksdirektor Dr. J. SCHAWÉ überließ mir auf Vermittlung von Prof. Dr. K. PREISENDANZ und Prof. Dr. H. GUNDEL in freundlicher Weise im Jahre 1952 die Veröffentlichung. Es war für mich nicht schwer festzustellen, daß der Text größtenteils mit dem Londoner Ms. Or. 6796 (2.3) recto des British Museum parallel geht, den ich in meinen *Ausgewählten koptischen Zaubertexten* (s.u.) veröffentlicht habe. Nun hätte ich mich damit begnügen können, das Stück mit Verweisungen auf meine Ausgabe zu edieren. Doch wünschte Dr. SCHAWÉ mit Recht, ich möchte den Text so behandeln, daß die Veröffentlichung auch für den verständlich wird, der nicht Fachmann in griechisch-ägyptischen und koptischen Zaubertexten ist. Einen vorläufigen Bericht über dies Gießener Stück gab H. GUNDEL in *Ägyptus* 33. 1953, S. 250f; *Kurzbericht aus den Papyrussammlungen Gießen* 9. 1960, S. 12; *Proceedings of the IX. Internat. Congress of Papyrologie*. Oslo 1961, S. 359.

Zur Erleichterung des Verständnisses bringe ich noch einmal den Londoner Text koptisch und deutsch, außerdem ein kurzes Stück aus London Ms. Or. 6796 (4), 6796, das in seinen Ausführungen die gedrängte Einleitung des Gießener Textes verständlich macht. Bei meinem verstorbenen Lehrer Prof. Dr. CARL SCHMIDT sah ich, damals noch in seinem Privatbesitz, „das 24. Gebet, das die Jungfrau Maria am Tage ihres Heimgangs sprach“ und das „Endoxon des Erzengels Michael“. Davon nahm ich mir Abschriften. Später sind die Stücke von der Universität Heidelberg erworben und unter Nr. 1685 und 1686 inventarisiert worden. Das Endoxon ist leider nicht mehr auffindbar, das Mariengebete will HANS QUECKE SJ herausgeben (vgl. *Le Muséon* 76, 1963, S. 247). Soweit der Heidelberger Text dem Gießener parallel ist, gebe ich davon einige Stücke in Übersetzung. Nützlich sind auch einige Zitate aus dem Endoxon zur sachlichen Erklärung.

Die Zusammenstellung dieser Texte vermittelt einen interessanten Einblick in die Fabrikation solcher Art Zaubertexte. Weniger kann ich hier darauf eingehen, wie der Kopte die kirchlichen Formen des Exorcismus und der Epiklese ausgestaltet. Mehr dürfte interessieren, welch altes Material aus den Vorstellungen des griechisch-ägyptischen Zaubers er uns aufbewahrt hat.

In der Erklärung zitiere ich:

I, II, III: A. KROPP, *Ausgewählte koptische Zaubertexte*. Bruxelles: *Édition de la Fondation Égyptologique Reine Élisabeth*, 1930–1931. Bd. 1 Textpublikation; Bd. 2 Übersetzungen und Anmerkungen; Bd. 3 Einleitung in koptische Zaubertexte.

London: Ms. Or. 6796 (2.3) recto, in der Textausgabe veröffentlicht Bd. 1, Nr. G, S. 35ff., übers. Bd. 2, Nr. XL, S. 135ff.

Heidelberg: Nr. 1685 „Das 24. Gebet, das die Jungfrau am Tage ihres Heimgangs sprach“, bisher unveröffentlicht.

PREISENDANZ: *Papyri Graecae Magicae — Die griechischen Zauberpapyri*. Bd. 1, 2, hrsg. v. KARL PREISENDANZ, Leipzig: Teubner 1928, 1931. Hier übernehme ich die Übersetzung von PREISENDANZ.

HOPFNER: THEODOR HOPFNER, *Griechisch-ägyptischer Offenbarungszauber*. Leipzig: Haessel, Bd. I 1921; Bd. II 1924, in: *Studien zur Palaeographie und Papyruskunde*, Hrsg. CARL WESSELY, Bd. 21, 23.

STEGEMANN: VIKTOR STEGEMANN, *Die koptischen Zaubertexte der Sammlung Papyrus Erzherzogs Rainer in Wien*, Heidelberg: Carl Winter 1934, in: *Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse*, Jg. 1933–34, 1. Abh.

Beschreibung des Textes

Über die Herkunft des Textes ist nichts weiter zu ermitteln, als daß er in Eschmunên gekauft wurde. (Vgl. H. GUNDEL, *Vorbemerkungen zum Inventar der P. Jand.*, *Kurzbericht aus den Papyrussammlungen Gießen*, 5, 1957, S. 1).

Der Papyrus ist dunkelbraun, die Höhe des Blattes 13 cm, die Breite 23,2 cm. Die Blätter waren in der Mitte gefalzt; circa 1 cm vom Rande waren sie mit zwei Stichen zusammengeheftet; die schmalen Löcher sind sichtbar. Es waren also nicht die Lagen zu Quaternionen verbunden, sondern „immer ein gefaltetes Doppelblatt aufs andere gelegt“, wie PREISENDANZ für das *Papyrusbuch Mus. van Oudh. Leiden*, J 395 (II, 86) angibt. Die erste Seite unseres Stückes lag einmal ungeschützt, aber die letzte ist so schön erhalten, daß sie sicher nicht den Schluß eines Ms. bildete, und wir sehen ja auch, daß der Text unvollständig ist. Damit haben wir Aussicht, daß aus unserem Papyrusbuch auch noch einmal andere Bogen auftauchen können. Die gefalteten Bogen sind beiderseitig beschriftet, der Satzspiegel schwankt zwischen 11–11,5 cm Höhe und 9–10 cm Breite.

Die Schrift hat am meisten Ähnlichkeit mit dem Menanderpergament, das W. SCHUBART, *Griechische Palaeographie. Handbuch der Altertumswissenschaft*, 1. Bd., 4. Abt., Erste Hälfte, 1925, S. 142f., der Schönschrift der byzantinischen Zeit und mit Vorbehalt dem 5. Jh. zuteilt. € C O sind schmal geschrieben. Nur wenig verrät der Text von der freien Handschrift der Urkundenschrift, etwa das K. Die Schrift ist etwas nach links geneigt, wie der sog. „schräge Bibelstil“. Die Zeit wird das 5.–6. Jh. sein. Eine Abbildung von 9A ist inzwischen vorgelegt worden von H. GUNDEL, *Nachrichten der Gießener Hochschulgeseilschaft* 25 (1956), Tafel 2 (= *Kurzbericht aus dem Papyrussammlungen Gießen* 2, 1956).

Textteil

a Gießen

I

P. 9A →

- [N2WB NIM EP] ΦΘΟΝΟΣ Ν2[HT9]
 †COΠC ΔΥΩ [†Π]ΑΡΑΚΑΛΕΙ ΜΜΟΚ
 ΧΕΚΛΑΣ Ε[ΚΕ]ΕΙ ΕΞΡΑΙ ΕΧΕΝ †CΔ
 ΛΑΣΤ ΜΜΟ[Ο]Υ ΜΗ ΖΩ9 ΝΙΜ
 5 ΕΤΕ Ν2ΗΤ[С ΕΚΕ]ΒΟΛ ΕΒΟΛ [N2]ΩΒ
 ΝΙΜ ΕΤ2Α ΔΔ ΕΙΔΕ ΦΑ[ΡΜ]ΑΓΙΑ
 ΝΙΜ ΕΙΤΕ ΜΑΓΙΑ ΝΙΜ ΖΜ [ΠΡ]ΑΗ
 ΜΠ̄ ΝΑΡΧΑΓΓΕΛΟΣ ΗΧΩΡ
 ΕΥΑΣΕ ΡΑΤΟΥ ΕΤΑΡΕΣ ΕΡΟΙ ΖΗ ΤCΟΜ
 10 ΜΠΕΚΡΑΗ ΕΤΟΥΛΑΒ ÷ ΒΑΖΑ
 ΗCCE ΜΜΟ[Ο]Υ ΦΑΝΤ[ΟΥΠΩΤ C]Α
 ΒΟΛ ΗΔ Δ []
 []
 []
 15 ΜΠΕΖΟΟΥ ΜΗ ΤΕΥΩΗ ΕΤΗΚΑ
 ΤΘΑΛΗΘ[Α Τ]CΑΠ̄ ΗΧΟΕΙC
 ΑΓΙΟΣ ΠΕΙΩΤ ΠΙΑΝΤΩΚΡΑΤΟΡ

II

P. 9A ↓

- ΒΑΣΑΗCCE ΜΜΟ[Ο]Υ ΦΑΝΤΟΥΠΩΤ
 CΑΒΟΛ ΗΛΛ Ζ[Η Η]ΟΥΖΟΤΕ ΜΗ
 ΗΟΥCΤΟΤ ΔΙΟ ΔΙ[Ο] ΧΕ ΤΙΩΡΕΚ
 ΕΡΟΤΗ ΜΠΚΑ ΗΠΡΕCΒΕ
 5 ΤΕ[ΡΟ]C ΕΤΟΥΛΑΒ [ΗΔ]Ι ΕΤ2ΜΟΟC
 ΕΧ[Ε]Η ΠΕΥΚΑ ΗΘΡΟΝΟC ΕΡΕ
 ΚΑ ΗΚΛΟΜ ΖΙΧΕΗ^{so!} ΔΗΗΥΕ
 ΕΤΕ ΗΔΙ ΗΕ ΠΕΥΡΑΗ ÷
 ΒΠΘ ΒΠΘΑΕΙ ΜΑΜΑΡΟΥΗΛ
 10 ΟΠΜΑΗΛ CΑΛΛΘΗΛ ΕΙCΧΑΛ
 ΜΙΜΩΛΩ ΛΑΛ[]ΡΗΛ
 ΒΗΓΘΑΘΑΗΛ Μ... ΔΔΗΛ
 ΧΑΒΑΗΘ ΜΑΡΜΑ ΔΒΑΗΛ
 ΕΙΡΗΛ ΜΑΧΗΛ ΩΡΕΛ ΜΑΡΟΥΗΛ
 15 ΟΥΕΡΗΛ ΔΟΗΗ ΔΒΔΕΕ

I

- [Daß du jegliches Werk auflösest,]
 in [welchem] Mißgunst (φθόνος) ist.
 Ich flehe und rufe dich an [παρακαλεῖν],
 daß du herkommst über die Schlüssel Wassers
 5 nebst allen Dingen, | die darin sind.
 Du sollst auflösen jegliches <Zauber>werk,
 das unter NN (δεῖνα δεινός) ist,
 sei es (εἶτε) jegliches Zaubermitel (φαρμάκεια),
 sei es (εἶτε) jegliche Zauberei (μαγεία),
 im Namen der sieben starken Erzengel (ἀρχάγγελος),
 daß sie dastehen und mich schützen
 10 in der Kraft deines heiligen Namens!
- Quäle (βασανίζειν) sie, bis sie fliehen von NN (δεῖνα δεινός),
 [auf daß er gesund sei,]
 15 [und sie ihm nicht schaden] | am Tage und in der Nacht!
 Etéika, das Mädchen (ταλιθά). Die Trompete (σάλπιγξ). Herr,
 Heiliger (ἅγιος), Vater, Pantokrator!

II

- Quäle (βασανίζειν) sie, bis sie weichen von NN (δεῖνα δεινός) in
 Furcht und Zittern!
 Wohlan, wohlan! Denn ich beschwöre euch bei den heiligen
 5 24 Äl|testen (πρεσβύτερος),
 die auf ihren 24 Thronen (θρόνος) sitzen,
 während 24 Kronen auf ihren Häuptern sind,
 10 deren Namen sind: Beth, Bethai, Mamaruel, | Themael, Salathel,
 Ischal, Mimolo, Lad[], []rel, Betthathael,
 M[]adiel, Chabaeth, Marma, Abael, Eiriel, Machel, Orel
 15 Maruel, | Ueriel, Aone, Abaee,

1,1 meist unleserlich, zu ergänzen nach Heidelberg: [ΠΕΤΒΩΛ ΕΒΟΛ
 ΗΣΩΦ ΗΜ ΕΡΕ]ΦΘΟΝΟΣ ΗΣ[ΗΓΓ].

12–14 abgeschabt, teilweise weggebrochen, die vorhandenen Buchstabenreste
 kann ich nicht ergänzen.

15 ΕΤΗΙΚΑ: Der erste Buchstabe ist unsicher.

16 ΣΑΠΙΣ: l. ΣΑΛΠΙΓΞ. Auch 4,15 hatte der Schreiber das Wort ΣΑΠ. . . .
 begonnen.

2,7 ΛΠΗΥΕ] l. ΝΕΥΛΠΗΥΕ.

CEMNHNA [.]KXANA AMEA
 ETE NAI NETAYNAU ENHOYTE
 NCECTOT NXI NAIHPANOC
 MN NETMOCTE MPEKPAH ETOY
 5 AAB NAI MHOYTAAC [N]NA
 CEVHC ETMHNTAY BOHOIA MMAU
 EIAE EZOYCIA NTE PETNHY
 EBOA ZH TNE EITE NPHOYTE
 IAW CABAΘ[Θ AΔΩHAEI E]ΛΩEI
 10 EΛEMAC EΛE[]Θ BAPA
 PAXANA B[BWA] EBOA
 MPETMHP ZH TEPOM AMHN
 AΓIOC BOHOIA KYPIOC BOHOIA
 KYPIOC CABAΘO ΠHPOC OYPAH
 15 KE E KH THC HTOZA CE XE KOY
 AAB PETZMOOC EZPAI EXEN Z HOPHOC

EP E AN HZAWHT [C]OK ZAPOY
 EP E Z NTINH M[Π]OYA POYA
 MMOOY EYAW EBOA XE AΓIOC
 AΓIOC AΓIOC PEKPAH OYAAV
 5 BAOYPIHA H[ETZIX]EN HATHE
 MN HAKAZ APHHA MAPMA
 HHT[A]MOYTE EΘALLACA
 ZH PEΦAAXE H[CEC]TWT
 NEI H[ECMOYIOOYE] ZH NOYEWX
 10 AXH[IO MMOOY ZH] PEKPAH
 TAWPE[K EPOK MH]OY ANOK
 AYOY.AEΘ THOC NAIHPANOC
 NTOC PETZIXEN TKOIBOTOS
 AYΘ TIBACHC NELEXEΘINON
 15 EP E TCAHPH Z NTOTOE ECEIRE
 MMAAB MMAZE ZH PMAZE
 NTEKBIX ÷

III

Semneel, []kchael, Amel,
das sind die, die Gott schauen.

Es sollen erzittern die Gewalthaber (τύρρανος)
nebst denen, die deinen heiligen Namen hassen,

- 5 jenen, der den Gottlosen (ἀσεβής) nicht gegeben worden ist,
für die es keine Hilfe (βοήθεια) gibt,
sei es (εἶτε) eine Macht (ἐξουσία) dessen, der aus dem Himmel
kommen wird,

sei es (εἶτε) <eine Macht> Gottes,

- 10 Jao Sabao[th Adonai E]loei | Elemas Ele[]th,
Barachel B[]

der den Gefesselten löst durch seine Kraft. Amen.

Ἅγιος βοήθεια! Κύριος βοήθεια! Κύριος Σαβαωθ!

- 15 Πλήρης οὐρανόσ | καὶ ἡ γῆ τῆς δόξας σου!
Nämlich: Heilig bist du,
der da sitzt auf sieben Thronen (θρόνος),

IV

während vier Tiere sie ziehen,
deren ein jedes sechs Flügel hat, die da rufen:
ἅγιος ἅγιος ἅγιος. Dein Name ist heilig!

- 5 Bathuriel, der über den Himmlischen und Irdischen ist,
Armiel Marma

der das Meer (θάλασσα) mit seinem Worte rief,
da erzitterten [seine Wasser] in Herrlichkeit,

- 10 er ta[delte sie] in deinem Namen.

Ich beschwöre dich heute, ich,
Du.leo(?), die große Macht (δύναμις),
die <gesetzt> ist über die Lade (κιβωτός)
und über das steinerne Fundament (βάσις λίθινον),

- 15 in deren Hand die Trompete (σάλπιγξ) ist,
die 30 Ellen <mißt> nach der Elle deiner Hand.

3,6 ΕΤΜΝΤΑΥ] zuerst: ΕΤΙΝΤΑΥ, dann der Schaft des Τ und das Ι
zu einem Μ verbessert; l. ΕΤΕ ΜΝΤΑΥ.

4,12 ΔΟΥ.ΛΕΩ] unsicher; möglich ΒΟΥ.ΛΕΩ,

14 ΝΕΧΕΧΘΙΝΟΝ] zwischen λ und Θ ist ein Ε hineinkorrigiert;
l. ΝΛΙΘΙΝΟΝ.

15 ΣΑΛΠΙΓΞ] der Schreiber begann ΣΑΠ, baute den ersten Schaft des Π
zu einem λ um, begann mit dem zweiten ein neues Π.

ΝΤΟΣ ΠΕΤΕ ΦΑΣΣΟΥΣ
 ΕΣΟΥΝ ΗΝΙΠΑΡΘΕΝΟΣ ΜΗ
 ΗΕΝΔΙΚΔΙΟΣ ΕΤΗΑΡΡΟΣΙΑ
 ΜΠΕΚΜΕΡΙΤ ΗΦΗΡΕ ΧΟΟΥ
 5 ΦΑΡΟΙ ΣΦ[Ω]Τ ΜΠΟΥΟΥ ΝΣ†
 ΤΟΟΤΣ ΝΜΜΑΙ ΣΗ ΣΩΒ ΝΙΜ
 ΕΤΙΝΑΣΙ ΤΩΩΤ ΕΡΟΟΥ
 ΝΝΕΣΕΙ ΦΑΡΟΙ ΣΗ ΝΟΥΦΤΟΡ
 ΤΡ ΝΝΕΣΤΑΡΑΣΣΕ ΝΤΣΟΜ
 10 ΝΤΕ ΠΑΝΟΥΣ ΧΕ ΝΑ ΑΛΛΑ
 ΜΑΡΕΣΣΕΙ ΦΑΡΟΙ ΗΝΟΥΒΙΝΙ
 ΕΝΑΝΟΥΣ ΝΣ†ΣΟΜ ΕΠΑΣΩ
 ΜΑ ΝΣ† ΠΟΥΟΒΙΝ ΕΝΑΒΑΛ
 ΝΣΩΩΠΕ ΗΑΙ ΝΘΕ ΝΟΥΜΑ
 15 ΑΥ ΕΣΘΑΛΠΕΙ ΝΕΣΩΗΡΕ ΔΗΟΚ
 ΔΔ ΔΖ ΗΖ [Ι]Ζ ΟΖ ΥΖ ΩΖ ΕΤΕ ΠΑΙ
 ΝΕ ΠΕΚΡΑΗ ΠΗΟΥΤΕ

ΕΚΕΧΑΡΙΖΕ ΗΑΙ ΜΠΟΥΟΥ Μ
 ΠΕΚΖ ΗΑΡΧΑΓΓ[Ε]ΛΟΣ ΗΑΙ ΕΤ
 ΦΟΟΠ ΝΜΜΑΚ ΜΠΑΤΕΚΖΩ
 ΩΝΤ ΜΠΚΗΝΟΣ ΤΗΡΕϷ
 5 ΗΝΡΩΜΕ ΝΣΕΙ ΝΣΡΟΕΙΣ ΕΠΑ
 ΣΩΜΑ ΜΗ ΠΑΠΗΑ ΕΤΕ ΗΑΙ ΝΕ
 ΝΕΥΡΑΗ ΜΙΧΑΗΛ ΓΑΒΡΙΗΛ
 ΣΡΑΦΑΗΛ ΣΟΥΡΙΗΛ ΣΑΛΛΘΗΗΛ
 ΔΗΑΗΛ ΣΑΡΑΦΟΥΗΛ ΕΥΕΩΩ
 10 ΝΕ ΝΜΜΑΙ ΔΗΟΚ ΔΔ ΝΣΕΧΩΚ
 ΕΒΟΛ ΗΝΑΠΡΑΣΙΣ ΜΗ ΝΑΠΟ
 ΛΟΓΕΙ ΤΗΡΟΥ ΜΠΑΣ ΜΙΧΑΗΛ
 ΜΑΡΕϷΕΙ ΣΑ ΟΥΝΑΜ ΜΗΜΟΙ
 ΓΑΒΡΙΗΛ ΜΑΡΕϷΕΙ ΣΑ ΣΒΟΥΡ
 15 ΜΜΟΙ ΣΡΑΦΑΗΛ ΜΑΡΕϷΑΣΕ ΡΑ

V

Sie ist es, die die Jungfrauen (παρθένος) und die Gerechten (δίκαιος) zu der Wiederkunft (παρουσία) deines geliebten Sohnes ein-sammelt.

5 Sende | zu mir heute, daß sie mich in jedem Werke unterstütze, daran ich Hand anlege.

Sie soll zu mir nicht in Verstörung kommen,

10 sie soll die Kraft | meines Sinnes (νοῦς) nicht verwirren (ταράσσειν)!

Aber nein! Vielmehr (ἀλλά) möge sie zu mir kommen in einem guten Zusammentreffen!

Sie gebe Kraft meinem Leibe (σῶμα),

sie gebe Licht meinen Augen,

sie werde mir wie eine Mutter,

15 die ihre Kinder pflegt (θάλπειν). Ich NN(δεῖνα δεῖνος)

α 7 mal. [ε 7 mal.] η 7 mal. ι 7 mal. ο 7 mal. υ 7 mal. ω 7 mal.

VI

O Gott, || gewähre (χαρίζεσθαι) mir deine sieben Erzengel (ἀρχάγγελος),

5 die bei dir waren, bevor du das ganze Menschen |geschlecht (γένος-) gebildet hast,

daß sie komme (sing.!) und meinen Leib (σῶμα) und meine Seele (πνεῦμα) bewache,

deren Namen sind: Michael, Gabriel, Raphael, Suriel, Salathiel, Anael, Saraphuel,

10 daß sie | mit mir seien, ich NN(δεῖνα δεῖνος),

daß sie meine Werke (πρᾶξις) und alle Beschwörungen (ἀπολογία) meiner Zunge ausführen.

Michael gehe mir zur Rechten,

Gabriel gehe mir zur Linken,

15 Raphael stehe || mir bei, soll mich nicht schrecken lassen,

5,10 ΧΓΝΑ] deute ich: ΧΓ ΝΗΝΟ (Crum 228a; Till § 411).

11 ΜΑΡΕCCEI] l. ΜΑΡΕCCEI.

16 ΔΖ] ergänze das ausgelassene ΓΖ.

6,12 ΜΠΑΛΑC] l. ΜΠΑΛΑC. ΜΗΜΟΙ] l. ΜΜΟΙ.

COYPIH

Τῆ εροι μη[ε]ρτρειτι σοτε
ναι πραγοϋ[η]λ μαρειτι κλωμ
εχωι ληληλ μαρειτι κα
 5 ρις επασω μηεμτο εβολ
μηκενος [τηρ]εϋ επαλαμ
σαρφοϋηλ μαρειτι σομ
επασωμα ηρσοουτῆ να
ζιοουε ζι μα ηημ ειναβωκ
 10 ερωι ιαω σαβαωθ λαωναι
ελωει μαρουφαχε ζιοη
μμοι μηεζοου μη τευφι
διο διο βονηια βαθουριηλ
πιωτ ηηατπε τωρεκ εροκ
 15 μποου μηεκνος ηραν

νηηηαμικ ετ[ο]υλαβ
ναι ηε ηευρα[η] βηθ βη[θα]
βηθαι βαλω ειδβαρ
λυλα καμα[ρ]μαρ σεν
 5 σενκε βαρφαι λαμα
βηη ηεωσ διο διο τω
ρεκ εροκ μηεκα ηκα
ταπετισμα ηουοειν
εκσαζουη μη[ο]ου διο
 10 διο βονηια τιωρεκ εροκ
μπαποτ μηεσμου ετεκ
τσω μηεκαη[ος] τολος
φαντουχι μημηστη
ριον

VII

- Suriel [blase vor mir die Trompete],
Raguel setze mir einen Kranz auf,
5 Anael verleihe | meinem Gesichte Anmut (χάρις)
vor dem ganzen Geschlecht (γένος) Adams,
Saraphuel verleihe meinem Leibe (σῶμα) Kraft
und ebne meine Pfade an jedem Ort, wohin ich gehe!
10 Jao Sabaoth Adonai Eloi
mögen vor mir reden Tag und Nacht!
Wohlan, wohlan! Hilfe (βοήθεια)!
Bathuriel, du Vater der Himmlischen,
15 ich beschwöre dich | heute bei deinem großen Namen!

VIII

- den heiligen Mächten (δύναμις), deren Namen sind:
Beth, Be[tha], Bethani Balo Eiabar Aula
5 Chamarmar, Sen|senke, Barphan,
Adama. Biel, Neos,
Wohlan, wohlan! Ich beschwöre dich bei den 24 Lichtvorhängen
(καταπέτασμα), innerhalb derer du bist!
10 Wohlan, | wohlan! Hilfe (βοήθεια)!
Ich beschwöre dich bei dem Becher des Segens,
aus dem du deine Apostel (ἀπόστολος) trinken liebst,
so daß sie das Geheimnis (μυστήριον) empfangen!

7,1 COYPIHΛ] über der ersten Zeile nachgetragen; dazu ist der Wunsch zu ergänzen, etwa: [ΜΑΡΕΦ ΓΑΛΠΙΖΕ ΞΑΘΗ ΜΜΟΙ],

8,1 ΝΤΗΝΔΜΙC] fraglich, ob [ΜΗ] ΝΤΗΝΔΜΙC zu lesen ist.

12 ΗΝΕΚΑΠΟCΤΟΛΟC] ergänze dahinter: [ΝΞΗΤΦ].

b

London Ms. Or. 6796(4). 6796.

31 KĪM M̄MOK PEIΩT ZĪ TMEZCAΦBE M̄PE:
 M̄N̄ HM̄ITAYTE N̄CTEPEDMA:
 H̄XOOC ΦAPOI N̄C̄ PEXC̄ PEKMONOΓENHC N̄ΦHPE
 H̄CΦPAGIZE M̄NACOMA M̄N̄ TICAAAZT:
 XE PETKNACMOY EPOT CHAΦONE ZA PECMOY:
 35 H̄NOYXE EBOLA M̄N̄HA | H̄M̄ N̄AKXATHTON NEPIBOLOC
 ETCOOC:
 XIN H̄ΦE H̄POMNE EPESH T AYΦ XOYTOYE M̄M̄IXIOC
 EYKOTE
 EITE TEMON H̄ZOYOT EITE TEMON H̄CZIME
 EITE ΦAPMAKON H̄ZOYOT EITE ΦAPMAGIA H̄CZIME
 40 EITE TEMON H̄KOYΦOC HANEAYTOS | ETCOOC
 TITAPKO M̄MOK PEIΩT etc.
 XEKAC EKECHOY ΦAPOI N̄C̄ PEXC̄
 M̄N̄ PEKCAΦY HAPXATTEACOC ETE HAI NE HEYPAH
 M̄XANH: ΓABPHH: COYPHH: ACYPHH:
 45 ZPAGOYH: | ZPAPHH: CAPAΦOYH

c

London Ms. Or. 6796(2.3.) recto

35 H̄NOYTE M̄ME | ETZHN COTM̄ EPOI M̄POOY
 PETZMOOC EXH̄ PEΦOPONOC ETXOC E
 EYCTOT Z[ATEY]ZH N̄GĪ N̄HA H̄M̄ HATHE MH HAPKAZ
 EYRZOTE ZAXOY M̄N̄[EPAN] ETOY[AAV] _____
 [ETE] HAI [NE] IAY: CAVAYO: AAONAGI EAY[EI]
 40 PETBWA EBOLA HOYON H̄M̄ ETMHY ZĪ TEYCOM
 EKEBWA EBOLA M̄N̄HA H̄M̄ M̄N̄ AYHAMIC H̄M̄: H̄TE
 HAIABOLOC
 ZAYO ZAYO ZITH TCO[M] M̄N̄KΛ M̄HP E: ETE HAI NE
 HEYPAH:
 BH̄O: BH̄O[A]: BH̄OXĪ: MAPOYH: APYOYH: EPH̄H: EMANA: |
 45 XOBAYO: XAHN: AXAM: OMAPIMA: CAB[...]:
 ICXOCABANA:
 IOH̄H: EMH̄H: CAVAXO[... :] LATAN: APXIMAXO: AXONH:
 MOY[...]: CH̄H: CEAEKHN: BAOOYPHH: M.....

H̄TPE PETHIX M̄N̄ H̄
 50 [MAPOY] | ΦONE EYCTOT ZATAZH

- 31 Rege dich, Vater, in dem siebenten Himmel
und dem vierzehnten Firmamente (σπερέωμα)!
- Sende mir Jesum Christum, deinen eingeborenen (μονογενής) Sohn,
daß er meinen Leib (σῶμα) und diese Schlüssel besiegle (σφραγίζειν);
denn was immer du segnest, wird voll Segen sein,
- 35 daß er | jeglichen unreinen (ἀκάθαρτος) Geist (πνεῦμα) des schmutzigen Angreifers (ἐπίβολος) vertreibe,
von 100 Jahren nach unten
und 21 Meilen (μίλιον) im Umkreis,
sei es (εἴτε) ein männlicher Dämon (δαίμων),
sei es (εἴτε) ein weiblicher Dämon (δαίμων),
sei es (εἴτε) ein männliches Pharmakon (φάρμακον),
sei es (εἴτε) eine weibliche Pharmakeia (φαρμακεία),
sei es (εἴτε) ein Dämon (δαίμων), nichtig (κοῦφος),
- 40 ungebildet (ἀπαιδευτος) | schmutzig!
Ich beschwöre dich, Vater, etc.,
daß du zu mir Jesum Christum sendest
und deine sieben Erzengel (ἀρχάγγελος),
- 45 deren Namen sind: Michael, Gabriel, Suriel, Asuel, Raguel, |
Raphael, Saraphuel

London Ms. Or. 6796(2.3.) recto

- 35 Wahrer, verborgener Gott, erhöre mich heute,
der auf seinem erhabenen Throne (θρόνος) sitzt,
vor dem alle Geister (πνεῦμα) des Himmels und der Erde zittern,
vor dessen heiligem Namen sie sich fürchten,
der da ist Jao Sabaoth Adonai Eloi,
- 40 der einen jeden Gebundenen durch seine Kraft löset,
du mögest lösen jeglichen Geist (πνεῦμα)
und jegliche Kraft (δύναμις) des Teufels (διάβολος)!
- Wohlan, wohlan! Durch die Kraft der 24 Ältesten (πρεσβύτερος),
deren Namen sind: Beth, Beth[a], Bethai, Maruel, Aruel, Eriel,
- 45 Emael, | Chobaoth, Chane, Acham, Omarima, Saba[...], Isochobaoth, Joel, Emiel, Sabacho[...], Latan, Archimath, Aloel, Mu[...], Siel, Sedekiel, Bathuriel, M[.....]!
- So mögen diejenigen werden, die daliegen und
- 50 indem sie vor mir zittern,

ḆCEΦΩΠE NMMAĪ ZN[TIOYH]OY ANOK ΛΑΔ
ΦΑΝΤΙΧΩΚ ΕΒΟΛ ḆΤΑΠΑΡΑΚΛΗΣΙC

- [ΜΑΡΕ ΜΙ]ΧΑΗΛ ΦΩΠE ḆCΑ ΟΥΝΑΜ ḆΜΟΪ
90 [ΓΑΒΡΙΗΛ ḆCΑ ΖΒ]ΟΥΡ ḆΜΟΪ:
CΟΥΡΙΗΛ ΜΑΡΕϞ[CΑΛΠΙΖΕ ΖΛΘΗ] ḆΜΟΪ:
ΖΡΑΦΑΗΛ Μ[ΑΡΕϞΩ ΖΙΧḆ Π]ΛΖΗΤ:
ΖΡΑΓΟΥḆΗΛ ΜΑΡΕϞ[ΤΙΚΛΟΜ] Ε[ΧḆ] ΤΑΛΠE:
ΛCΟΥḆΗΛ^{80!} ΕϞΤΙ[CΟ]Μ ΖΙ ΧΑΡΙC ΝΑΪ:
95 CΑΡΑΦΟΥḆΗΛ ΜΑΡΕϞ†[[ΤΑ]ΙΟ ΜḆ] ΟΥΒΟΟΥ ΜḆ ΟΥΖΜΟΤ
ΕΠΛΖΟ ΑΝΟΚ CΕΥΗΡΟC ΠΩΕ ΝΙΩΑΝΝΑ

- CΥΝCΥΝΓΗC [ΒΑΡ]Φ[ΑΡΑ]ΝΓ[ΗC ΖΛΘΗ ḆΜΟΪ]
[Ε]ΥΜΙΩΕ [NMMAΥ ΕΧ]ΩΪ
ḆΛΩ CΑΒΛΑΘΕ ΕΧḆ ΤΑΛΠE
[ΛΑΩΝΑΕΙ] ΕΛΟΕΪ ΕΧḆ ΠΛΖΗΤ
100 ΕϞΩΦ ΕΒΟΛ | [ΖΛΘΗ ḆΜΟΪ
ΠΤΕΛΙΟC ΤΤΥΝΑΜ[ΙC ΜΑΡΕCΧΩΚ ΕΒΟΛ ḆΠΛ]ΟΥΩΦ ΤΗḆ
ΕΤΕ ΠΑΪ ΠE[ΠΕCΡΑΗ ΧΕ] ΑΚΑΘΑΜΑ ΧΑΜΑΡΙC
[CΥCΥΝΓΕΝ ΒΑΡΦΑΡΑΝΓ]ΗC

- ΛΙΟ ΛΙΟ ΧΕ ΤΙΩΡΚ ΕΡΟΚ
[ḆΤ]ḆΩΤE ḆΤΠE ΜḆ ΠΚΗΝΕ ḆΠΚΑΖ
105 ΤΙΩΡΚ | [ΕΡΟ]Κ Ḇ[Π]ΑΠΟΤ ḆΠΕCΜΟΥ
ΠΑΪ Ḇ[ΤΑΚΤCΟ ḆΝΕΚ]ΑΓ[ΓΕΛΟC ḆΖΗΤḆ]
ΦΑΝ[ΤΟΥΧΙ ḆΠḆ]ḆΛ Ε[ΤΟΥΑ]ΔΒ:
†[ΩΡΚ Ε]ΡΟΚ etc.

daß sie zu dieser Stunde bei mir, NN, seien,
bis ich meine Anrufung (παράκλησις) vollendet habe.

- [Möge] Michael mir zur Rechten sein,
90 möge (Gabriel) mir zur Linken sein,
möge Suriel [vor] mir [her die Trompete blasen],
möge Raphael [auf] meinem Herzen [bleiben],
möge Raguel [einen Kranz auf] mein Haupt [setzen],
möge Asuel mir Kraft und Gnade (χάρις) verleihen,
95 möge Saraphuel | meinem Gesicht [Ehre und] Glanz und Gnade
geben, mir dem Severus, dem Sohne der Johanna.

- Sesengen [Barphara]ng[es seien vor mir],
indem sie für mich kämpfen,
Jao Sabaoth sei über meinem Haupte,
[Adonai] Eloï auf meinem Herzen,
indem er [vor mir] her ruft.
100 der Teleios, die Macht (δύναμις) [möge mir erfüllen] jeglichen
Wunsch,
deren [Name] ist Agramma Chamaris [Sesengen Barpharang]es.

- Wohlan, wohlan! Denn ich beschwöre dich bei dem Tau des
Himmels und dem Fett der Erde.
105 Ich beschwöre dich bei dem Becher des Segens,
aus dem [du deine E]ng[el trinken liebest],
so daß sie das heilige Pnema empfangen.
Ich beschwöre dich etc.

P. Heidelberg 1685, Das 24. Gebet, das die Jungfrau Maria am Tage ihres Heimganges sprach:

(Gott,) der jegliches Werk auflöst, darinnen Mißgunst ist,
 Mageia und Pharmakeia, die geschehen durch schlechte Menschen
 und Verbrecher, sei es Blindheit, Stummheit, Kopfschmerz . . .
 möge es gelöst werden durch die Kraft deines großen heiligen
 Namens von NN,
 möge NN gesund werden an seinem Leibe,
 und sein ganzer Leib möge fest werden,
 seine Sehnen, seine Knochen und seine Zähne,
 indem sie heil werden von jeglicher menschlichen Mageia
 und von jeglichem Abgrund der Teufel,
 jener des Tages und der Nacht,
 weder der Moirai noch der Götter!

Quäle die Dämonen des Tages und der Nacht,
 daß sie zurückweichen von NN,
 auf daß er gesund werde an Leib, Seele und Pneyma.

Möge er erkennen, daß du Gott bist und kein anderer außer dir!
 Damit die Heiden nicht sagen: Sie haben keine Hilfe!
 Denn du bist der Herr Sabaoth,
 der Große im Himmel und auf Erden!
 Alles, was du willst, tust du!

Ich beschwöre dich heute bei dem Heil deiner 24 körperlosen
 Ältesten, deren Namen sind: Beth, Betha, Ruel, Matatiel,
 Riel, Richael, Chobanta, Chome, Eicham, Mem, Sabaoth,
 Roel, Noel, Noel, Ymiel, Tatiel, Katatiel, Zariel, Ariel, Jao,
 Betha, Patruel, Sakia, Ariel.

Vergib mir, NN, heute!
 Ich flehe und rufe dich heute an, ich NN,
 daß du mir deine heilige Kraft sendest,
 daß sie von jeglichem Pneyma der Lähmungskrankheit den Leib
 des NN reinige!

Möge er erkennen, daß ihm Hilfe ist der Vater im Himmel. Amen.
 Jesus, Amen. Jesus Christus, Amen. Jesus, Amen. Jesus Christus,
 Amen.

Ἁγίος ἅγιος ἅγιος Κύριος Σαβαωθ!
 Πλήρης οὐρανόσ και ἡ γῆ τῆς ἀγίας σου δόξης!
 Heilig, heilig, heilig,
 der da sitzt auf den(!) Wagen der Cherubim,
 die gezogen werden von den großen Tieren,
 deren jedes sechs Flügel hat.

Bathuriel, Vater der Himmlischen und Irdischen,
 der sitzt in der Höhe, erscheine mir!

Maruel, marmaruniel, maruel, Marmaruniel
marmarun marmaru marmar marmam,
der das Meer geschlagen hat durch seine Kraft,
komm zu mir heute, du großer Gott im Himmel!

Ich beschwöre dich heute bei dem Heil deiner sieben Erzengel,
die bei dir waren, bevor du Adam geschaffen hast,
daß sie heute zu mir kommen,
daß sie bewachen und beschützen den Leib des NN!

Ich beschwöre dich heute, Michael, nebst Gabriel, Raphael, Suriel,
Salaphuel, Azuel,
nebst den Namen eurer Dynameis, die ich genannt habe.

Möge Michael ihm zur Rechten sein,
bis ich den NN heile! Wohlan, wohlan! Schnell!
Möge Gabriel ihm zur Linken sein,
bis ich von ihm wegnehme Leiden und jegliche Furcht!
Möge Raphael einen Kranz auf sein Haupt setzen!
Möge Suriel vor ihm her die Trompete blasen!
Möge Raguel ihm Ehre und Gnade verleihen vor dem ganzen Ge-
schlecht Adams und allen Söhnen Zoes!

Im Namen des Jao Sabaoth, möge er gesund werden!
Im Namen des Adonai Eloï, möge er gesund werden!
Im Namen des Jao Sabaoth Uriel, des großen Gottes im Himmel!

Ich beschwöre dich heute, Herr der großen heiligen Dynameis
Meth, Betha Phrangis

Ich beschwöre dich heute bei deinen 24 Vorhängen,
die du geschaffen hast in deiner Weisheit!
Ich beschwöre dich heute bei dem Becher des Segens,
aus dem die Engel getrunken haben,
so daß sie den heiligen Geist empfangen,
auf daß du mir herabsendest deine heilige Hand,
herab über das Wasser und dies Öl,
und es komme herab über sie die heilige Maria,
die heilige Jungfrau, daß sie das Wasser segne etc.

Kommentar

Ende einer Anrufung 1,1

Die erste Zeile wird teilweise lesbar durch Vergleich mit Heidelberg: „Jao Sabaoth Adonai Eloï, der jegliches Werk auflöst, darinnen Mißgunst (φθόνος), Mageia und jegliche Pharmakeia“. Von hier ab läuft unser Text parallel mit Heidelberg. Daraus ergibt sich, daß Gießen ebenfalls ein Gebet Mariae ad Bartos bietet und in unserem Papyrus ungefähr die ersten 4 Seiten verloren gegangen sind.

Bartos meint wohl nicht Parthien, sondern Tartus oder Tortosa, wie EURINGER, *Zs. f. Semitistik* VII, 1929, S. 214–216, annimmt. Das Gebet fußt auf einer bekannten Legende (III §§ 378–382): Maria habe durch ihr Gebet den Apostel Mathias oder besser Matthäus befreit. So gibt es noch die äthiopische Fassung des Gebetes an (*Les Apocryphes Éthiopiens*. Ed. RENÉ BASSET, Paris 1895, tome 5: *Les prières de la Vierge à Bartos et au Golgotha*). Der äthiopische Text gehört eng zusammen mit London Ms. Or. 4714 (*PSBA* May 1897, 210–218, Text und Übersetzung; übrs. auch II Nr. XXXIX). Andererseits geht unser Text zusammen mit London 6796(2.3), den wir, wie die Vorbemerkung sagt, hier kurz mit „London“ bezeichnen, und mit Heidelberg 1685, hier „Heidelberg“ genannt: „Das 24. Gebet, das Maria am Tage ihres Heimgangs sprach“. Auf die Befreiung des Mathias können sich die Formeln beziehen: „Der Stein möge sich auflösen, das Eisen sich spalten, verschlossene Türen sich öffnen (London, Heidelberg, auch London 4714). Wenn Heidelberg „den Heimgang“ beschreiben will, so kann dabei ein Ägypter an den gefährvollen Weg einer Himmelsreise durch alle feindlichen Tore und Dämonen denken. Elemente des Gebetes Marias finden sich auch in Rossis *Gnostischem Traktat* (I R; II, XLVII) und in dem unveröffentlichten „Endoxon des Erzengels Michael“ (Heidelberg 1686).

Das Gebet Marias hat ursprünglich mit der Zauberschüssel nichts zu tun. Als sie aber hineingearbeitet war, konnte der Magier sein Formular besonders gut anpreisen: hier sei die Schüsselbesegung, die Gott selbst der Jungfrau geoffenbart habe.

Mischtexte

Die koptischen wie auch die ägyptisch-griechischen Zaubertexte sind eine merkwürdige Mischung magischer Formen und Formeln, dazu verschiedener Religionen mit ihren Sekten. Bei den christlichen Kopten findet sich noch die Kenntnis der altheidnischen Schüsselbeschwörung zur Gewinnung des Paredros (vgl. K. PREISENDANZ, *Art. Paredros*. PAULY-WISSOWA R. E. XVIII, 2. H., S. 1428–1453). Der Heide wollte die Entsendung des helfenden Gottes oder Dämons durch magische Bräuche und Formeln von dem höchsten Gott erzwingen. Dann sollte der Paredros alle gewünschten Erkenntnisse erteilen und die befohlenen Handlungen des Nutz- und Schadenzaubers

ausführen. Das ererbte Gut wird mit dem kirchlichen Exorcismus und der Epiklese verbunden. Der Christ kennt ja auch die Besegnung der Schüssel mit Wasser und Öl zu verschiedenem Brauch, besonders zur Krankenheilung und Dämonenabwehr. Schwierig wird dann die Frage, ob der Gesamttext heidnisch oder christlich zu interpretieren sei. Es gibt ja heidnische Texte, die mit jüdisch-christlichen Namen und Vorstellungen bereichert wurden. Ein Stück kann genau so christlich sein wollen, auch wenn es heidnische Elemente aufweist. Schließlich sind die Evangelienanfänge rein christliche Texte, doch ihr Gebrauch als Amulett führt in die Magie, und die Vorliebe für Gebete unter berühmten Namen (Maria, Gregorius, Cyprian) artet in krassesten Aberglauben aus. Prinzipiell stellt MARTIN KRAUSE in seiner Abhandlung *Das literarische Verhältnis des Euginostobriefes zur Sophia Jesu Christi* fest: Gnosis als synkretistische Religion „nimmt einzelne Gedanken und Personen (anderer) Religionen in ihre kosmogonischen Systeme auf, indem sie diese mit einzelnen ihrer Äonen gleichsetzt“. So drohte das Christentum „in der gnostischen Bewegung als eine christlich gefärbte gnostische Religion aufzugehen“ (*Festschrift Th. Klauser*, hrsg. MULLUS (1964), S. 215–232). Auf der anderen Seite kämpfte die Kirche um Verchristlichung. Material für diese Bewegung dürfte sich auch in unseren Texten finden.

Die Epiklese 1,2–1,15

Zwei Zeilen des Textes sind vollständig verwischt, andere stark beschädigt. Die christliche Epiklese bittet Gott, durch die Besegnung des Wassers oder des Öles die Kraft zu verleihen: jeder, der diese in Glauben und Vertrauen gebraucht, möge befreit werden von Krankheit und Dämonen oder vor ihnen bewahrt bleiben. Der Exorcismus beschwört die Dämonen selbst, von Personen, Sachen oder Orten zu weichen. Eine andere Form bittet Gott selbst, die Dämonen zu vertreiben oder seine Engel zur Befreiung zu senden. Exorcismus und Epiklese können verbunden sein: an jeglichem Orte, wo das geweihte Wasser oder Öl aufbewahrt oder gebraucht werde, soll die Macht der Dämonen gebrochen sein. Nun können damit die heidnischen Formeln verbunden werden. Man übernimmt die genaue Zurüstung der Zauberschüssel, läßt auch die magischen Namen und Formeln stehen, jedoch der heidnischen Paredros wird durch Bitten um Entsendung der Engel, Mariens oder sogar Jesu verdrängt. Christlich kann dann die Bitte gedeutet werden: „Möge der NN (der Kunde, für den die Formel gesprochen wird) von Krankheit und Dämonen befreit werden“. Trotzdem aber kann doch das Heidentum wieder durchschlagen, wie wir in der Epiklese 5,4–5,15 zeigen wollen.

Unsere kurze Epiklese: „Ich flehe und rufe dich an, daß du über die Schüssel herabkommst und auflösest...“ kann als christliche Besegnung verstanden werden. Zum Vergleich habe ich den ausführlichen Text von London 6796(4). 6796 (s. o.) gebracht. Die Besegnungen dieses Textes reden von Dämonenabwehr, es fehlen zwar am Ende die Rezepte, die Anweisungen für die einzelnen magischen Handlungen, aber am Schluß des Papyrus überraschen die Anweisun-

gen für die Zauberschüssel in weiter Ausführlichkeit, besonders die alte Vorschrift: „Zeichne zwei Bilder (ζῶδιον), eins für die Schüssel, eins für deinen Hals“. Der Text bittet: „Sende mir Jesum . . ., daß er meinen Leib und die Schüssel besiegle“. Christlich klingt zwar, daß Jesu Herabkunft erfleht wird, heidnisch aber ist bei der Epiklese über die Schüssel die Bitte um Schutz während der Praxis (vgl. zu 5,4,14).

London 6796(2.3) verso (I Nr. H; II Nr. XXVIII) steht teilweise dem Mariengebete nahe. Die Epiklese lautet: „Komm zu mir, ἅγιος ἄθῶνατος, du Eingeborener, der auf den vier Lichtcherubim sitzt. . . , strecke deine Hand aus. . . und deinen erhobenen Arm. . . , und segne dieses Wasser und dieses Öl. . . und besiegle sie! Zur Stunde, da NN sich damit wäscht und sich mit diesem Öl salbt, mögest du ihm verleihen. . .“ Die Formeln bleiben im Rahmen der christlichen Besegung, doch am Ende steht wieder die genaue Anweisung für die heidnische Zauberschüssel.

Nicht alle Mariengebete haben die Epiklese, so nicht unser Londoner Text, Berlin 8327 (II, XLII), Heidelberg im ersten Teil. Dort wird im zweiten Teil über Wasser und Öl die Herabkunft Marias zur Besegung erfleht und am Schluß die Bereitung der Schüssel beschrieben.

Die Gießener Anrufung 1,2–1,15 ist stark verwischt, ganz oder fast vollständig. Die Lesungen werden nur mit Vorbehalt gegeben. Die Anrufung: „Quäle (βασανίζειν) sie. . .“ ist nach Heidelberg zu ergänzen: „Quäle die Dämonen bei Tag und bei Nacht, daß sie zurückweichen von NN, auf daß er ganz gesund werde an Leib, Seele und Pnema“. Danach könnte bei uns gestanden haben: „Quäle sie, bis sie zurückweichen von NN, (auf daß er gesund sei und sie ihm nicht schaden) am Tage und in der Nacht“.

Der Schluß der Zeile, etwa ἘΤΗΙΚΑ, ist als Name gekennzeichnet. Daran schließt unverbunden ΤΥΧΑΠΠΞ, i. CΑΛΠΠΞ die Trompete. Damit vergleiche man 4,11–4,17: die Dynamis Dou. leo, die die Trompete in der Hand hält. Das ganze wäre somit eine Rubrik, die besagt: bei der voraufgehenden Anrufung soll der Magier das Bild der Eteika mit (dem Bilde?) der Trompete tragen. Diese Dynamis wird „ταλιθῶ“ genannt (*Mk* 5,41).

Nach einer kurzen Rubrik folgt ein neuer Abschnitt.

Dämonenabwehr 1,16–2,3

Die 24 Ältesten 2,3–3,12

Gießen geht mit London und Heidelberg parallel, da er an dieser Stelle die Anrufung der 24 Ältesten bringt. Zur Literatur, die ich in III, § 144–147, angab, ist heute nachzutragen: allgemein besonders F. BOLL, *Aus der Offenbarung Johannis (Stoicheia I, 1914)*, S. 35, und speciell P. GROSJEAN, *Les vingt-quatre vieillards de l'Apocalypse. Analecata Bollandiana* 72 (1954), S. 192f.; L. DELATTE, *Un Office byzantin d'Exorcisme. Mém. Acad. Roy. Belge, Cl. Lettres et Sc. Mor. et Pol.* 52, 2 (1957), S. 143, und *Index* s. v. Πρεσβύτεροι, sowie Ἄβελ, Ὀρυήλ, Ὀυρηήλ.

Die Namen der 24 Ältesten liegen in doppelter Überlieferung vor. Da der Name des Lammes ist: „Ich bin das Alpha und das Omega“ (*Apc* 1,8 etc.), so werden die Namen nach den 24 Buchstaben des Alphabetes in ihrer Reihenfolge gebildet. Daneben steht eine Liste, die feststehend mit Beth, Betha, Bethai oder ähnlich eingeleitet wird. Unser Text bietet, wie mir scheint, wilde Formen. Daher ist eine Erklärung der Namen oder ein Vergleich mit sonstigen Listen nicht geraten. Auffällig ist, wie Marmaraoth, sonst Gottesname (III § 206), hier auch als Presbytername variiert wird; vgl. auch DELATTE, *op. cit.*, S. 93, Zeile 10.

Vergleichen wir den kurzen Gießener Text mit den Parallelen! Heidelberg gibt in seiner Einleitung an, daß er sich gegen Dämonen und Krankheiten richte: sie sollen weichen, daß NN gesund werde. Dieser Kranke „möge erkennen, daß du der Gott bist und kein anderer außer dir, damit nicht die Heiden sagen: sie haben keine Hilfe!“ Dann folgt die Anrufung der 24 Presbyter, und der Exorcismus setzt neu ein: „Ich flehe und rufe dich an... , daß weichen möge... , daß er gesund werde. Möge er erkennen, daß ihm Hilfe ist bei dem Vater im Himmel“, endlich die Anrufung Jesu und das Trishagion. Kürzer hat es London, der nicht von Kranken und ihrer Gesundung, sondern von Dämonengeplagten und ihrer Lösung redet: „Gott, vor dem alle Geister des Himmels und der Erde zittern, dessen heiligen Namen sie fürchten... , der jeglichen durch seine Kraft löst, der gebunden ist, mögest du alle Geister und Dynameis des Teufels lösen!“

Dieser Exorcismus des Gießener Textes ist für sich zu betrachten. Er ist fromm! Die Presbyter sind die Heiligen, „die Gott schauen“. Der Exorcist zählt sich zu den Frommen, denen der Name Gottes und damit die Kraft zur Heilung der Besessenen gegeben ist. Hier schimmert das Mariengebete durch: Maria sollte den Mathias befreien. Dann wird das Gebete ausgeweitet zur Lösung aller, die von dämonischen Mächten gebunden sind. So gibt es auch die Einleitung des Londoner Textes an.

Der vorliegende Exorcismus distanciert sich von den Bösen, Tyrannen und Gotteshassern. „Denen ist der Name Gottes nicht gegeben“, sie haben also keinen Schutz, weil dieser in dem Besitz des Namens liegt. In diesem Abschnitt ist auch nicht die Schlüssel vorausgesetzt, mit der der Magier allerlei Praktiken vollbringen will.

Jesus und Sabaoth (3,7–3,12)

Heidelberg liest: „Jesus. Amen. Jesus Christus. Amen. Jesus. Amen. Jesus Christus. Amen. Der Glaube von Nicaea. Amen. Amen“ etc. und geht dann zum Trishagion über. Dafür liest London: „Jesus Christus, der kommen wird am Tage des Anabael Sorochoata... , Jao Sabaoth Adonai... , der durch seine Kraft die Beschwerten löset... Amen. Amen. Amen“. Gießen hat diese Anrufungen mit dem vorausgehenden Erhörungs-motiv („Damit die Heiden nicht sagen“ *Ps* 78,10) zusammengefaßt: „Es ist keine Hilfe für sie, sei es die Macht dessen, der da kommen wird von dem Himmel (Parusie Jesu), sei es von Gott Jao Sabaoth Adonai Eloï Elemas... , der jeden Gefesselten löst durch

seine Kraft. Amen“. Der Kreuzesruf Jesu „Eloi, Eloi, lama sabaktani“ (*Mt* 27,46; *Mk* 15,34) wird in den Zaubertexten häufig mit dem Magier Elymas (*Apq* 13,8) verbunden (III § 218).

Trishagion 3,13–4,4

Alle drei Texte schließen das Trishagion mit der Beschreibung des Thronwagens und der vier Tiere an. Wir kennen das Gesetz der Vielfältigung bei den Apokalyptikern (III § 147). London und Heidelberg haben den Plural „die Wagen der Lichtcherubim“. London 70f. nennt Bathuriel, „der auf dem siebten Wagen der Lichtcherubim thront“, Gießen schreibt dafür: „die sieben Throne, die von den vier Tieren gezogen werden“. Damit wird eine Entwicklung fortgeführt, die schon in den biblischen Büchern festzustellen ist. *Is* 6,1ff. nennt bei dem Throne Jahves als Assistenten die Seraphim mit je sechs Flügeln. *Ps* 17,11 besingt Jahve, „der die Cherubim besteigt und auf den Flügeln des Windes einherfährt“. Wie nun Jahve im Tempel auf der Lade mit ihren Cherubim thront, so verbindet Ezechiel den himmlischen Thronwagen mit den Cherubim, die er den vier Rädern zuteilt. Sie haben je vier Flügel. Schließlich gibt die *Apc* 4,6 den vier Throntieren je sechs Flügel und läßt sie das Trishagion singen, verschmilzt sie also mit den Seraphim des Isaias; vgl. auch DELATTE, *op. cit.* *Index* s. v. Θρόνος, Σεραφίμ, Χερουβίμ.

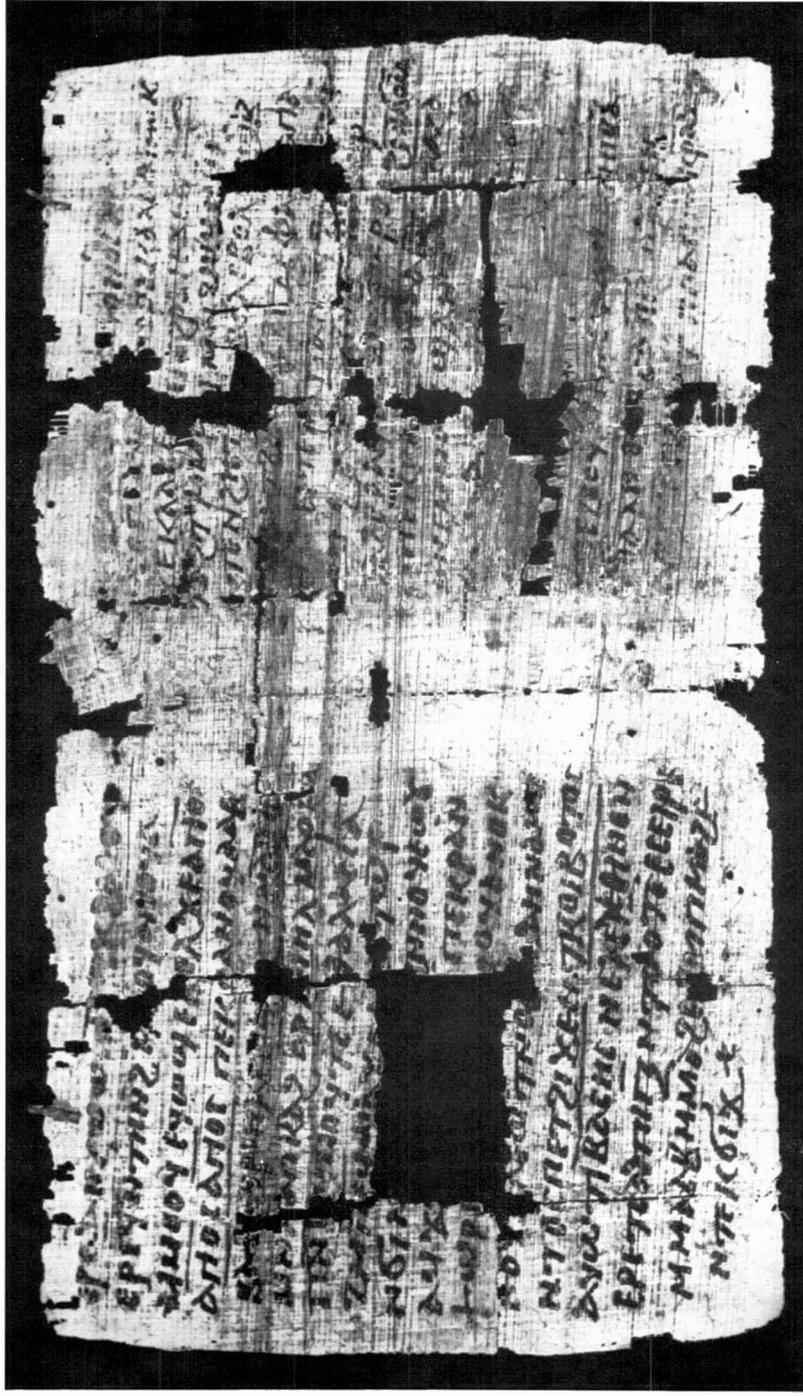
Bathuriel 4,5–4,10; 5,16–5,17

Der Abschnitt enthält die Anrufung des Bathuriel, den Marmarlogos und das Erhörmotiv: „der das Meer gespalten hat“. Gießen hat dabei unterdrückt, daß die Anrufung zum Offenbarungszauber gehört, wie London: „Offenbare mir“ und Heidelberg: „Komm zu mir heute, großer Gott im Himmel“ es angeben.

Bathuriel, „der große Vater der Himmlischen und Irdischen, der in der Höhe thront“ ist deutlich als der höchste Gott gezeichnet. London Z. 48 steht Bathuriel scheinbar in der Liste der 24 Presbyter. Aber möglich ist bei den Lücken, die dort im Text sind, daß mit Bathuriel eine selbständige Gottesanrufung begonnen hatte. Der *Gnostische Traktat* Rossis hat Beschwörungen 8,1; 11,6 „bei dem Haupte des großen Vaters Bathuriel“, 10,6 „bei dem Haupte des großen Vaters Bathuriel und seiner rechten Hand“, 18,16 „Bathuriel, großer Vater, Bathuriel Sabaoth... , Gott der Götter“, 19,1 „Sabaoth Bathuriel, vermischt mit Engelnamen. Kairo, Ostrakon 49547 (II, XXXI): „El-Phaturiel... Adonai Eloi, Abraxas, Jothael, Mistrael, Jao“. Hierzu ist auch Apa Bathuel zu stellen (London Ms. Or. 1013 A): „Apa Bathuel, der große und wahre Name des Sabaoth, der wahre furchtbare Name“ (II, V). Wien K 7093 (bei STEGEMANN XIX 91) „Apa Bathuel Mamariorth“ hat den alten Gottesnamen in die Reihe der Engel gerückt und fährt fort: „Ich rufe euch an!“ Aber Wien (STEGEMANN XL) zitiert „Apa Bathuel, εἰς Sabaoth“ und deutet die Vokalreihe α ε η ι ο υ ω ausdrücklich als El, Gott.

„Armiel Marmar“ schreibt Gießen ganz kurz, während London und Heidelberg in langen Reihen Variationen bringen. Der Marmar-

TAFEL I



TAFEL 2



TAFEL 3



TAFEL. 4



Marioth-Logos läuft durch die griechischen Zauberpapyri bis in die christliche Liturgie (III, § 206; HOPFNER I, § 764; STEGEMANN XL, S. 60). Syrisch als „Herr der Herren“ gelesen, soll er der Name des höchsten Gottes sein.

„Der das Meer gespalten hat durch seine heilige Kraft“, schreibt Heidelberg. London hat dafür zwei Anrufungen, deren Formulierungen dem Notgebet entstammen. Gott wird an frühere Heilstaten, an den Durchzug durch das Rote Meer erinnert, und so möge er auch jetzt helfen! 67–71: „Der das Meer durch seine Kraft geschlagen hat, da (wichen zurück) seine Wasserfluten durch die Kraft der heiligen Vokale“. 77–81: „Der das Meer gespalten hat durch seine Kraft, da zogen sich vor ihnen seine Wasserfluten zurück“, und nun folgen die Vokalreihen ausgeschrieben, die vorhin „durch die heiligen Vokale“ bezeichnet waren. Gießen bringt jetzt einen Einschub und trennt so die Vokalreihen, „welche dein heiliger Name sind, o Gott“ (5,16–5,17), von dem Zusammenhang. Das Meer wurde durch die Anrufung des Namens Gottes, also durch die Zitierung der hl. Vokalreihen, gespalten. Gießen kann den Durchzug durch das Rote Meer meinen. Aber „Er rief durch sein Wort das Meer, er tadelte (*Mt* 8, 26 par.) die Wasser (oder die Winde?) durch deinen Namen“ könnte sich auch auf die Stillung des Sturmes auf dem See Genesareth beziehen. Übrigens wird der Becher, der das Meer spaltet, auch bei der Höllenfahrt Jesu (Aus den Akten der Apostel Andreas und Paulus, ZOEGA S. 231–232) erwähnt (London 6796(4); II, XV): „Ich bin Jesus Christus, ich habe einen Becher Wassers in meine Hand genommen, ich habe über ihn eine Anrufung gemacht im Namen von Marmaroi... So habe ich meinen Becher Wassers in das Meer hinabgegossen, es spaltete sich in seiner Mitte...“ Wer will nun entscheiden, da Gießen, London und Heidelberg mit der Bedienung des Meeres den Marmar-Logos verbinden wie der Text der Höllenfahrt Jesu, ob hier der Durchzug durch das Rote Meer oder der Sturm von Genesareth gemeint sei oder ob alle drei Texte auf die Höllenfahrt Jesu anspielen?

Der Einschub 4,11–5,15

Der Einschub gehört zum Offenbarungszauber. Der Name der „großen Dynamis, die über die Lade und das steinerne Fundament gesetzt ist“, kann Bu.leo oder Du.leo gelesen werden. Ähnlich lautete anderswo ein Name des höchsten Gottes „Dulajo Jao Sabaoth...“ (II, XXVIII, 62). Welche Überlieferung zugrunde liegt, kann ich nicht ermitteln. Ein steinernes Fundament bei der Lade kenne ich nicht. 4 *Kg* 16,17 erzählt, wie Achaz das eiserne Meer von den vier Rindern herunternahm und auf einen Steinsockel (ἐπι βάσιον λίθινον) stellte. Die Vorlage kann gnostisch sein, die aus der Gegenwart Gottes auf der Lade mit den Cherubim eine besondere Dynamis gemacht hat. Da unser Text seine Vorlagen auch abkürzt, ist zu vermuten, daß die Vorlage von dem steinernen Fundament in anderem Zusammenhang sprach. Der Schreiber, doch wohl kein Grieche, da er mit dem Worte λίθινον nicht fertig wird, da er βάσις und λίθινον durch übersetzten Strich als Eigenname bezeichnet, gewinnt dabei zwei verschiedene

Gestalten: „Ich beschwöre dich heute (bei) Du.leo, der großen Macht, die über die Lade gesetzt ist, und bei Tibasis Nelethinon, in deren Hand die Trompete ist...“ Jüdisch-christliche Überlieferung kennt die Posaune bei der Auferstehung. DIBELIUS hat zu 1 *Thes* 4,16 (*Handbuch zum AT*) die Stellen über Stimme und Posaune gesammelt, wie bei dem ersten Gericht über Adam, so bei dem letzten Gericht der Auferstehung. Es wird auf das Wort Rabbi Akibas verwiesen: „Gott wird eine große Posaune in seine Hand nehmen, 1000 Ellen lang nach der Elle Gottes“. „Stoß laut in die Posaune“, betet man im jüdischen Achtzehnergebet. Dann geht die Trompete an den Erzengel Michael über: „Zur selben Stunde hörten wir, wie der Erzengel Michael die Trompete blies“ (*Apc Mosis* 22). Das Endoxon beschreibt: „Die sieben Stereoma ziehen vor dir her, Sonne, Mond und Sterne leuchten dir, die großen Kräfte des Himmels und der Erde stehen vor dir, während die Trompete vor dir herzieht, die da spricht: Ihr Toten, steht auf...“ Nach unserem Text ist die Posaune „30 Ellen nach der Elle deiner Hand“. Das Maß wird in dem „Traktat von den himmlischen Hallen“ (AUGUST WÜNSCHE, *Aus Israels Lehrhallen* III, S. 35) erklärt: „Jede Parasange von ihm (Gott) beträgt 2000 Ellen, und jede Elle vier Spannen, und jede Spanne von ihm (reicht) von einem Ende der Welt bis zum anderen, wie gesagt ist (*Is* 40,12: Wer maß mit seiner Handhöhle die Gewässer, und maß aus mit der Spanne die Himmel?“). (vgl. WÜNSCHE IV, 231: eine Parasange = 1000000 Ellen).

In einem Mariengebete erwarten wir ein Zodion, das Maria darstellt. Nun wird hier eine Dynamis als redend eingeführt. Hiermit wird bestätigt, daß wirklich ein Einschub in das Mariengebete vorliegt. Dieser Text sollte wohl als Bildchen diese Dynamis zeigen. Sie hat „die Trompete“ in der Hand. Diese Stelle möchte ich zur Erklärung von 1,15f. heranziehen, eine stichwortartige Bemerkung: „Eteika, das Mädchen. Die Trompete“. Ich vermute: zu dem Abschnitt 1,1–1,14 sollte als Amulett eine Dynamis (Eteika?) mit der Trompete getragen werden.

„Ich, beschwöre dich heute, ich Du.leo, die große Dynamis...“, soll ja von dem Magier rezitiert werden, der sich somit mit der großen Dynamis identifiziert. Das ist ein altes Mittel, die angerufenen Dämonen zu zwingen (vgl. III §§ 251–256). Jedoch einfacher kann man an dieser Stelle damit rechnen, daß hinter „ich“ das NN ausgefallen und die Dynamis Du.leo angerufen ist.

Die Engel bei der Auferstehung versammeln (*Mt* 24,31; *Mk* 13,27 ἐπισυνάξουσιν [CΘΟΥΣ ΕΞΟΥΝ] τοὺς ἐλεκτούς) die Gerechten (vgl. *Lk* 14,14 τῶν δικαίων). Die *Apc* beschreibt die Gefolgschaft des Lammes: 144000 Jungfrauen (παρθένοι γάρ εἰσιν) als ἀπὸ τῶν ἀνθρώπων ἀπαρχὴ τῶ θεῶ καὶ τῶ ἀρνίῳ (14,4). Offenbar hat unser Text diese Stellen zusammengezogen und findet so heraus, daß bei der Parusie zuerst (ἀπαρχή) die Jungfrauen, dann die Gerechten eingesammelt werden.

Die Epiklese 5,4–5,15 gehört zur griechischen Zauberpraxis. Der Gott selbst oder ein dienender Geist soll herabkommen, alles erfüllen, was der Magier an Werken des Nutz- oder Schadenzaubers wünscht.

Diese Praktiken sind in unserem Text verhüllt unter den Worten: „jegliches Werk, das ich wünsche, daran ich Hand anlege“. Ganz offen fügt London 4714 S. 4 hinzu: „sei es Gutes, sei es Böses“. Der Kopte kennt noch die Gefahren solchen Treibens. Dafür bieten London 6795, 6796 etc. die altererbten Rubriken für die Zauberschüssel, Kleidung und Ausrüstung des Magiers, Zurüstung der Lampe, der Opfer, der Amulette für Schüssel und Magier.

Die Begegnung mit der göttlichen Macht ist gefährlich. Daher die Bitte: „Halte deinen Schild über mich wider jegliche Vergewaltigung durch die Zaubermacht eines Luftdämons und des Schicksals“ (Berliner Papyrus 5025, 215 ff.). Der Magier wird gewarnt, ohne Phylakterien, die er besonders zu bereiten und zu besprechen hat, zu arbeiten. „Es gibt ein Schutzmittel, das dich vor dem Niederstürzen bewahrt. Denn die Göttin pflegt, die ohne Schutzmittel agieren, hoch in die Luft zu führen und aus der Höhe auf die Erde zu schleudern“ (Pariser Zauberpapyrus 2505–2510). „Um eine gute Begegnung“ fleht der Gießener; das Endoxon Michael bittet: „Komm schön (καλῶς)“! „Der du auf den Cherubim sitztest, schick mir den wahrhaftigen Asklepios ohne einen entgegenwirkenden Irrgeist“ (P. G. CXXI Brit. Mus. 635 ff.). Ein solcher Planodämon würde ja verstören (ΠΤΟΡΤΡ), verwirren (τράσσειν). „Ich rufe dich an, Herr, erscheine mir in gütiger Gestalt!“ (LEIDEN, J 395, Zeile 70 ff.). „Komm herein, erscheine mir, Herr, froh, gnädig, sanft, ruhmreich, zornlos!“ (Pariser Zauberpapyrus 1040 ff.). „Nahe mir, du Gott NN, laß dich sehen von mir in dieser Stunde und erschrecke meine Augen nicht“! (ib. 235 ff.). Dem μή μου θαμβήσης τοὺς ὀφθαλμοὺς setzt Gießen gegenüber: „sie gebe Licht meinen Augen!“ Ähnlich bittet London 6794 (I E 45; II, XXXII): „Du mögest mir erscheinen in einem Gesichte (ὄρασις), das mir nicht Furcht einflößt“! Sogar der Abgang eines Gottes oder Paredros birgt den Gefahren, die durch die richtige Entlassungsformel vermieden werden sollen. „Lösung (des Dämons). Sprich: ‚Entweiche, Anubis, so daß ich gesund bleibe und heil, zu deinen eigenen Thronen‘“ (London CXXI, 330 ff.). Unsere Epiklese schließt: „Sie (die Dynamis) sei zu mir wie eine Mutter, die ihre Kinder hegt“ (1 *The*s 2,7). Anscheinend versteht der „fromme“ Kopte den Ernst seiner heidnischen Vorlage nicht mehr.

Schluß von Bathuriel (4,5–4,10) 5,16–5,17

Mit den Vokalreihen kehrt der Gießener Text zu der gemeinsamen Vorlage zurück. Nur London hat auch hier die Vokalreihen. Gießen bezeichnet sie als „den Namen Gottes“. Wie die Vokale, Planeten und Erzengel den gesamten Kosmos und den höchsten Gott umschreiben, besprechen wir weiter unten.

Die sieben Erzengel 6,1–6,12

Der Zweck der Anrufung wird in den drei Texten verschieden angegeben. Den Charakter des Schutzgebetes betont Heidelberg. Während der Text sonst um Besegnung der Schüssel fleht, daß durch Gebrauch des Öles oder des Wassers der Kranke geheilt werde, heißt es hier nur:

„daß sie den Leib des NN bewachen und beschützen“. London aber fleht im Sinne der alten Zauberpraxis: „daß sie zu dieser Stunde bei mir NN seien, bis ich meine Anrufung vollendet habe“. So hat auch Gießen: „daß sie (die Engel) alle meine πράξεις (die geforderten Handlungen des Nutz- und Schadenzaubers) und alle ἀπολογίαί (die Beschwörungen, zumal durch die Ephesia grammata) vollenden mögen“. Die Liste der Engel ist jüdische Überlieferung (W. BOUSSET, *Religion* 1926, S. 325f.). Erzengel sind ἀρχάγγελοι, die „Erstgeschaffenen“. Das ἀρχίπλοσµα schlechthin ist Satan (Rossitraktat). Wie die Engel bei der Bildung Adams mitwirkten, erzählen viele Apokrypha und Zaubertexte (III § 75). Zur gnostischen Überlieferung gehört die Vervielfältigung der Gestalten, wie Heidelberg den Erzengeln nun auch Dynamis beigesellt (III §§ 79.147). Man vergleiche L. DELATTE, *op. cit. Index* s. v. Ἀραήλ, ἀρχάγγελος, Γαβριήλ, δυνάμεις, Ῥαφαήλ, Σαραφιήλ. E. PETERSON, *Engel- und Dämonennamen. Nomina barbara. Rhein. Mus.* 75 (1926), S. 393–421. Zu den Ephesia grammata siehe auch KUHNERT: *Art. Ephesia grammata*. PAULY-WISSOWA, *R. E. V.*, S. 2771ff.), K. PREISENDANZ, *Art. Ephesia Grammata*, *R. A. C. V.*, S. 515ff.

Planeten, Erzengel, Gott

Götter und Dämonen, Engel und Erzengel werden den Planeten gleichgesetzt oder mit ihnen in Verbindung gebracht (III § 236ff.; HOPFNER I § 771). Die griechische Sphärenharmonie ordnet die sieben Vokale je einem Planeten zu (W. u. H. GUNDEL, *Art. Planeten*, PAULY-WISSOWA, *R. E.* XX S. 2121, 2165). Am berühmtesten ist die Planeteninschrift am Theater zu Milet, die die Vokalreihen mit den Erzengeln verbindet (HOPFNER I §§ 135–154; W. BOUSSET, *Religion* 1926, S. 320; GUNDEL, S. 2171). Der damalige Synkretismus strebte, die verschiedenen Namen und Götter als Erscheinungsformen des einen Gottes oder der einen Weltseele auszudeuten. Aber auch der Jude hatte einen Weg, von der Bibel ausgehend, durch seine Hypostasenlehre die heidnischen Götter und Dämonen zu Erscheinungsformen seines einen Gottes umzudeuten. So bezeugen unsere Texte die Auffassung der sieben Himmel, der Planeten und Erzengel als Hypostasen Gottes. Ihre Namen, die sieben Vokale und Vokalreihen werden der Name Gottes, wie auch Gießen die Vokalreihen erklärt: „Das ist dein Name“. Wer die Namen der Erzengel anruft, hat damit Gott selbst angerufen. Damit ist auch die apokalyptische Vervielfältigung erklärt. Wie Jahve thront, so haben die sieben Erzengel ihren Thron, denn der eine Gott thront in seinen sieben Hypostasen. So gibt es sieben Throne oder Thronwagen (3,15) Gottes, also auch sieben Vorhänge: „der innerhalb der sieben Vorhänge ist, vor dem die Lichtsterne stehen“ (II, XLIII, 46–48; XLVII, 9 4–7). Weniger klar ist die Zahl der 24 Vorhänge in Gießen 8,8. Wohl vermutet man, daß auch die 24 Ältesten Hypostasen Gottes, ihre Namen Alpha bis Omega eben die ganze Fülle Gottes repräsentieren sollen. Aber weniger ist man in der Frage einig, ob diese Zahl 24 mit dem doppelten Tierkreise zusammenhängt.

Wir sind natürlich bereit, die Stellen zu verharmlosen, als bloßes Spiel mit Namen zu werten. Es gab aber nicht bloß das orthodox-biblische Judentum, sondern auch gnostizierende jüdische Sekten. Von solcher Sicht aus erklären sich unsere Texte wohl eher. Ausgehend von der anthropomorphen Ausdrucksweise des *AT*, kann der Gott mit seinen sieben Planetenthronen räumlich-körperlich das All erfüllend, als kosmische Größe verstanden worden sein, eine Ausweitung von *Is* 66,1: „Der Himmel ist mein Thron, die Erde der Schemel meiner Füße“. Damit scheinen die griechischen und koptischen Texte Ernst gemacht zu haben. Der Berliner Papyrus 5025 295ff., verbindet Apollon, Abraxas, Jao, Adonai, Eloaios mit Michael und Gabriel: „Ich beschwöre auch das Haupt Gottes, der da ist der Himmel, ich beschwöre auch das Siegel Gottes, das ist das prophetische Gesicht, ich beschwöre die rechte Hand, die du über das Weltall hieltest“. Das 8. *Buch Moses* ruft den Pantokrator an, „dem Sonne und Mond unermüdete Augen sind, glänzend in den Pupillen der Menschen, Du, dem der Himmel das Haupt, der Äther Körper, die Erde Füße... sind, dein ist der ewige Tanzplatz, auf dem dein siebenbuchstabiger Name gegründet ist nach der Harmonie der sieben Vokale“ (PREISENDANZ II, S. 122); vgl. auch Berlin P. gr. 9566, ib. S. 146). Die koptischen Texte beschwören den Leib des Vaters, sein Haupt, seinen Arm und seine rechte Hand (III §§ 64–71). Der Hinweis auf die bekannte biblische Bildersprache reicht zur Erklärung nicht aus, vielmehr gehen diese Texte kompakt-konkret mit dem Bilde eines Allgottes in die kosmische Weite.

Besonders die Erzengel sind in den Hypostasenvorgang hineingezogen. Im Florentiner Papyrus heißt es: „Ich rufe dich an, der sitzt über dem Abgrund, Bythath, ich rufe an auch den, der sitzt im ersten Himmel, Marmar Marmar, ich rufe dich an, der sitzt im zweiten Himmel, Raphael, ich rufe dich an, der sitzt im dritten Himmel, Suriel“ etc. (PREISENDANZ II, S. 160; s. auch den Verweis von PR. auf das ‚Beyruther Silberband‘ in der Anmerkung z. St.). Die Gleichsetzung vollzieht der Große Pariser Zauberpapyrus in einem koptischen Abschnitt: „Sei begrüßt, Gott Abrahams..., Isaaks..., Jakobs, Jesus Chrêstos, heiliger Geist, Sohn des Vaters, der unter den Sieben, und der in den Sieben ist. Bring mir Jao Sabaoth“ (1230ff.). „Einer ist Thouriel, Michael, Gabriel, Ouriel, Misael, Irrael, Istraël“ (1810ff.).

Das Schutzengelgebet 6,13–7,12

An dieser Stelle gehört das Schutzengelgebet zum gemeinsamen Bestand der drei Texte. Es liegt in doppelter Form vor, einmal mit den Namen der Erzengel, dann mit den Gottesnamen Jao Sabaoth, Adonai Eloi und bekannten Formeln der griechischen Überlieferung. Zur Beurteilung unserer drei Texte ziehen wir noch London 6796(2.3) verso heran: „Möge Michael mir zur Rechten stehen, möge Gabriel mir zur Linken stehen, möge Uriel vor mir her die Trompete blasen, möge Raphael mir einen Kranz auf das Haupt setzen, möge Uriel meinem Gesichte Gnade geben, möge Anael auf meinem Herzen bleiben, möge Saraphael mich in seinen Schutz nehmen..., Jao Saba-

oth sei auf meinem Haupte, Adonai (Eloi) auf meinem Herzen, indem sie mir Glanz verleihen... und Gnade und Dank und ausgezeichnete Macht und gutes Begegnen“ (I, H; II, XXVIII). Dies Stück ist eine Epiklese über Wasser und Öl, bittet um Gesundheit, stellt aber das Schutzengelgebet nicht auf einen dritten um, sondern der Magier bittet in diesem Gebet für sich selbst. Ein Bruchstück aus Wien K 10236 hat nur das Gebet mit den Engelnamen (STEGEMANN, S. 56f.). London und Gießen lassen die Grundform „Ich“ stehen, nur Heidelberg formt das Gebet für den Kunden um: „Michael sei zu seiner Rechten, bis ich den NN heile! Gabriel sei zu seiner Linken, bis ich allen Schmerz und alle Furcht wegnehme...“ Heidelberg macht also entsprechend der speziellen Lage seines Kunden Zusätze. Solche dürften nicht in den Text, in das Formular aufgenommen sein, sollten nur mündlich von dem Magier vorgetragen werden. Die griechischen Papyri kennen eine besondere Rubrik dafür: κοινόν, κοινά, die PREISENDANZ mit „deine Wünsche“ übersetzt. Die Magie unterscheidet streng verpflichtende Formeln, die unter Gefahr, daß sonst der Zauber unwirksam werde, genau einzuhalten sind. Dafür haben Namen und Formeln auch ihre Kontrollnummern, wieviele Buchstaben sie zählen. Dann aber läßt die offizielle Magie die Freiheit, auch mündlich die persönlichen Wünsche vorzutragen. Es ist also eine Verwirrung, wenn nun das Persönliche in die alten Formeln schriftlich eingetragen wird. So erweiterte Texte wären also zeitlich später anzusetzen.

Das Schutzengelgebet, ursprünglich in der „Ichform“, bittet um Schutz, Ansehen, Macht, Ehre, Anmut, also um Einfluß auf die Menschen. So wird auch „der Kranz“ den Erfolg in der Rennbahn, im Kriege, bedeuten. „Suriel blase die Trompete vor mir her“ wird sich kaum darauf beziehen, daß größere Almosen öffentlich vom Ausrufer mit der Posaune bekannt gemacht wurden (vgl. *Mt* 6,2), sondern wird wiederum Einfluß und Erfolg bedeuten. Der Magier möchte so berühmt sein wie der König oder sein Vertreter, dem der Herold mit seiner Trompete den Platz durch die Menge bahnt. Streben nach hoher staatlicher Stellung und Triumph gehört für die Alten zur Tugend. Grotesk wirkt nur, wie jämmerlich die Situation dieser Magier ist mit Krankheit, Dämonenfurcht, Bedrohung durch Zauber von anderer Seite, und dabei dann die bombastischen Bilder eines solchen Heroen, wie ihn das Schutzengelgebet als Idealfigur darstellt.

Das zweite Gebet hat statt der Engelnamen: Jao Sabaoth, Adonai Eloi, Sesengen Barpharanges, Agramma Chamaris. Wir verfolgen seinen Weg von den ägyptischen und assyrischen Texten mit seinen Göttergestalten bis in die jüdisch-christlichen Texte (III § 136). Wie die Gegenüberstellung beider Formen zeigt, sollen die Namen der heidnischen Überlieferung und die atl Gottes- und Engelnamen die Erscheinungsformen des einen Gottes bedeuten. Heidelberg sagt direkt: „Jao Sabaoth Uriel, das ist der große Name des Gottes im Himmel“.

Bathuriel und seine Kräfte 7,13–8,6

Gießen hat das zweite Schutzengelgebet in Beziehung gesetzt zu Bathuriel. „Bathuriel, Vater der Himmlischen, ich beschwöre dich bei

deinem großen Namen, den heiligen Dynameis, deren Namen sind: Beth, Betha, Bethani, Balo, Jabar, Aula, Chamarmar, Sensenke, Barphan, Adama, Biel Neos“. Heidelberg bildet das zweite Gebet und bringt einen Zusatz:

„Im Namen von Jao Sabaoth, möge er gesund sein! 1

Im Namen von Adonai Eloi, möge er gesund sein! 2

Im Namen von Jao Sabaoth Uriel, des großen Gottes im Himmel!

Ich beschwöre dich heute bei dem (Herrn) der großen heiligen Dynameis Meth, Betha Phranngis“

Einfacher und klarer baut London auf:

„Sesengen Barpharanges seien vor mir, indem sie für mich kämpfen, Jao Sabaoth sei über meinem Haupte,

Adonai Eloi auf meinem Herzen, indem er vor mir herruft.

Der Teleios, die Dynamis, vollende meinen ganzen Willen!

Deren Name ist Akathama Chamaris. . .“

Es ist sicher kein Zufall, daß Heidelberg und Gießen die alten Zauberworte Sesenges Barpharanges einleiten mit dem Anfang der Presbyternamen Beth, Betha, Bethani (o.ä.). Zum gnostischen System gehört es, daß einer Göttergestalt verschiedene untergeordnete Kräfte, Dynameis, zugeteilt werden. Die Zusammenstellung ihrer Namen soll dann wieder „den großen Namen“ des Gottes bilden. Auf diese Weise kommt „der große Name des Bathuriel“ zustande. Der Grieche begnügt sich nicht mit dem bekannten Namen des Gottes. Er glaubt, seine Wesenheit eher zu fassen, wenn er alles, was mit ihm in Beziehung steht, auch noch nennt. Sind also hier die Dynameis Hypostasen des angerufenen Gottes, sind weiterhin auch die Namen zu Hypostasen geworden, so bietet die Aufzählung größere Sicherheit, den Gott richtig erfaßt und verpflichtet zu haben (HOPFNER I, § 683). In der Zusammenstellung „Jao Sabaoth Uriel“ (Heidelberg) sehen wir wieder (vgl. o.), daß die Erzengel Hypostasen des einen Gottes, bezeichnet mit den biblischen Namen, sein sollen. Ob London den großen Gott „Bathuriel“ mit dem Teleios meint oder dieser „nur“ eine Hypostase sein soll? Allenfalls kann „SaBAoTH-URIEL“ den Namen in seiner Entstehung erklären wollen.

Die 24 Vorhänge 8,6–8,9

Gießen sagt: „Ich beschwöre dich bei den 24 Lichtvorhängen, innerhalb derer du dich befindest“. Zu dem einen Vorhang der Bibel wissen unsere Texte von sieben Vorhängen: „Der große alleinige Gott, der innerhalb der sieben Vorhänge ist“ (ROSSI 9,6). „Der innerhalb der sieben Vorhänge, während vor ihm stehen die sieben Lichtsterne“ (London 5987; I, D; II, XLIII, 46f.). Die sieben Planetensphären mit ihren Erzengeln sind „die Vorhänge“. Die 24 Ältesten haben ihre Throne, und dazu gehören „natürlich“ auch Vorhänge. Wenn Erzengel und Älteste als Hypostasen Gottes von dem Magier gefaßt werden, sind die sieben oder vierundzwanzig Vorhänge schlechthin Vorhänge Gottes, in denen er verborgen ist, wie Gießen ja auch sagt. Heidelberg meint: „Ich beschwöre dich bei deinen(!) 24 Vorhängen, die du in deiner Weisheit geschaffen hast“.

Der Becher 8,10–8,14

Wohl im Streben nach Rechtgläubigkeit bezieht Gießen den Becher auf das hl. Abendmahl. Heidelberg: „Ich beschwöre dich bei dem Becher des Blutes (verschrieben für: Segen!), aus dem die Engel getrunken haben, so daß sie Gnade (verschrieben für: Pneuma!) empfangen“. Darnach ist auch der lückenhafte Text London zu ergänzen: „Ich beschwöre dich bei dem Becher des Segens, aus dem du deine Engel trinken ließest, so daß sie das heilige Pneuma empfangen“. In Rossis Traktat: „Ich rufe dich an, Gabriel, bei dem Bade, das der Vater genommen hat, da er Adam bilden wollte, und der Blume, die aus seiner linken Hand sproßte, und dem Becher in seiner rechten Hand, aus dem er seine Engel trinken ließ und den gesamten Kosmos ...“ (16,10ff.). Das dem Rossitraktat nahestehende Endoxon kennt beides, das Bad und den Becher: „Ich beschwöre dich bei dem ersten Bade, in dem er badete in der Quelle lebendigen Wassers, das inmitten des Paradieses ist“. „Ich beschwöre dich ..., Archon der Himmlischen und Irdischen, (bei) dem Becher, den der Vater gesegnet hat, aus dem er seine Engel trinken ließ, so daß sie das heilige Pneuma empfangen“. Die Schöpfung wird auch ohne Erwähnung des Bechers beschrieben: „Sei gegrüßt, der die Engel erschaffen hat. Er gab ihnen das Pneuma ...“ „Ich beschwöre dich heute bei den drei Hauchen, die du in das Gesicht Adams gegeben hast am Tage, da du ihn schufest, so daß er das heilige Pneuma empfing“. Die Engel-Adam-Legenden, in dieser Form mir nicht weiter bekannt, verraten jüdischen Ursprung. Es müßte sich auch ermitteln lassen, welche konkrete Göttergestalt Rossi mit Blume und Becher bezeichnet hat.

Der Schluß

des Papyrus, leider verloren, käme mit vier Seiten aus. So ersehen wir aus dem Vergleich mit Heidelberg. Dann wäre auch Platz genug für Anweisungen für Schüssel und Vorschriften für die Person des Magiers und für ein Bild.

Das literarische Problem

An Hand der uns vorliegenden Formen des Mariengebetes verfolgen wir sein Schicksal. Im Rahmen der Legende soll Maria den Apostel aus der Gefangenschaft befreien. Da sollen sich verschlossene Türen öffnen, das Eisen der Ketten zu Wasser werden. Sie begrüßt den Herrn des Himmels, erbittet Beistand der Engel, der vier Wesen, des Thronwagens, der 24 Presbyter.

London 4714 nebst dem äthiopischen Text haben die Form des Gebetes größtenteils bewahrt. Zum „echten“ Gebet gehören die Begrüßungen (χαίρει), die Anrufungen (ἐπικαλεῖν), die Lobpreisungen (CMOY), aber nicht die Beschwörungen. Wenn einmal Mathias durch dies Gebet befreit wurde, kann der Magier den Text ja ausweiten und

auf ähnliche Fälle anwenden. So will London, „daß die herauskommen, die in den Gefängnissen sind“. War Mathias „gebunden“, so sollen jetzt befreit werden, die von satanischen Mächten „gebunden“ sind. Auch Kranke gelten als von bösen Mächten gebunden. Dann kann das Gebet ebenfalls zur Besegnung von Wasser und Öl zur Krankenheilung dienen. Wenn schon eine Schüssel eingefügt wird, dann kann man das Gebet ja auch für die alte heidnische Schüssel des Offenbarungszaubers, des Nutz- und Schadenzaubers gebrauchen. Von Logik unbeschwert, hindert nichts, in solchen Teilen Maria als Flehende beizubehalten.

London nennt weder Schüssel noch Krankheit, bezweckt: „daß außer Wirksamkeit gesetzt werden alle Mächte des Teufels und alle seine Kräfte und alle seine Verführer“. Auch hier betet Maria selbst. An die Befreiung des Mathias erinnert die Formel: „Mögen verschlossene Türen sich vor mir öffnen!“ „Öffne mir meinen Weg!“ Das Gebet gilt jetzt nicht allein für Mathias: „Der einen jeden Gebundenen durch seine Kraft löst, du mögest jeglichen Geist und jegliche Kraft des Teufels lösen!“ Maria betet, daß Gott himmlische Mächte ihr zur Hilfe herabsenden möchte. Die sollen ihr erscheinen, sich ihr offenbaren. Damit wird der Weg frei, im eingeschobenen Offenbarungszauber den Bathuriel zu bemühen (65–80).

Heidelberg gibt in der Einleitung das Ziel an: Abwehr der Dämonen und Heilung der Krankheiten. Der erste Teil bewahrt die Form, daß Maria betet, nennt keine Zauberschüssel. Der zweite Teil will Öl und Wasser zur Krankenheilung besegnen, läßt die Fiktion fallen, daß Maria betet, fleht vielmehr um die Besegnung der Schüssel, zu der Maria vom Himmel herabsteigen möge. Der Text hat als Einschub den Offenbarungszauber mit Bathuriel, wie auch Gießen, das seinerseits über Heidelberg hinaus eine Erweiterung bringt (4,11–5,15).

Wir sehen, wie Gießen großenteils mit London und Heidelberg zusammengeht. Meine Erklärung des Papyros hat, wie mir bewußt ist, nur den Charakter des Vorläufigen. Sonstige koptische, arabische und äthiopische Formen des Mariengebets müßten wir zur Hand haben. Diese Arbeit erwarten wir von Herrn HANS QUECKE S. J. Gelingt es dann, den Rossitraktat und das Endoxon aufzuhellen, gewöhnen wir einen Einblick in die Arbeitsweise des Kopten bei der Abfassung derartiger „Gebete“.

Das System

Ein festes System gibt es nicht, dem unsere Texte zugewiesen werden könnten. Offen liegen die jüdisch-christlichen Elemente. Die Mischung von Gottes- und Engelnamen könnte auf Sekten hinweisen, die einen Engelkult betrieben, sie als ewige ungeschaffene Geister Gott gleichstellten. Doch hält der Kopte daran fest, daß sie geschaffen seien. Nicht alles ist erklärt, wenn man die Texte der Gnosis zuweist. Sie lassen sich in keines der bekannten gnostischen Systeme glatt ein-

fügen. In der Gnosis (cf. auch H. LEISEGANG, *Die Gnosis*⁴, 1955) sind die Planeten zu feindlichen, schadenbringenden Mächten geworden, bei uns bleiben sie die guten Helfer. Von den Ägyptern würde man zu viel verlangen, wenn sie altes Gut systematisch in ihr Christentum einbauen sollten. Ihnen entspricht viel eher, das Alte unausgeglichen, ohne Logik und System zu konservieren. Weniger interessiert uns die Frage, wie ein Christ mit seinem Gewissen fertig wird, wenn er Heidnisches und Christliches mischt. Wir danken ihm, daß er auf diese Weise uns altes Gut überliefert hat.

Lateinisches und Romanisches in den Reichenauer Glossen

Es gibt wichtige Texte¹⁾, die eine Zeitlang im Mittelpunkt der philologischen Forschung stehen, dann aber längere Zeit vernachlässigt werden. Das gilt auch für unseren Text, die Reichenauer Glossen, die nach ihrer Entdeckung durch ADOLF HOLTZMANN²⁾ im Jahre 1863 schon zwei Jahre darauf von FRIEDRICH DIEZ in ihrer großen Bedeutung für die romanische Sprachwissenschaft erkannt und ausgiebig kommentiert wurden³⁾. Zwanzig Jahre später (1884) gab WENDELIN FÖRSTER in der 1. Auflage des *Altfranzösischen Übungsbuchs* eine umfangreiche Auswahl der für den Romanisten wichtigsten Glossen heraus, aber erst 1906 erschien eine umfangreichere, romanistische Studie zu unserem Text, die Dissertation von KURT HETZER, einem Schüler von WENDELIN FÖRSTER⁴⁾. Eine gleichzeitig erscheinende Gegenthese J. STALZERS⁵⁾ eröffnete einen lebhaften wissenschaftlichen Streit, der im wesentlichen zwischen W. FÖRSTER und J. STALZER ausgetragen wurde und im Jahre 1909 mit dem endgültig scheinenden und glänzenden Siege FÖRSTERS endete (siehe weiter unten). Hatte STALZER die erste vollständige, aber verbesserungsbedürftige Ausgabe vorgelegt, so mußte man bis 1948 warten, um endlich eine vorzügliche kritische Ausgabe wenigstens des ersten Teiles der Glossen aus der Feder des Schweizer Latinisten ANDREAS LABHARDT zu erhalten⁶⁾. Für den zweiten Teil sind wir noch immer auf die Ausgabe STALZERS angewiesen.

Seit mehr als 50 Jahren hat sich also kein Romanist mehr systematisch mit einem Text befaßt, von dem schon DIEZ sagte: „Adolf Holtzmann hat uns damit bekannt gemacht und seine Wichtigkeit für die romanische Sprachkunde sehr wohl erkannt“ (op. cit., p. 5). Andere Romanisten äußerten sich ähnlich, so GASTON PARIS: „On sait que ce précieux recueil se compose de mots latins difficiles à

1) Leicht erweiterte Form meiner Antrittsvorlesung in Gießen, gehalten am 2. Februar 1965. Ich bereite eine Ausgabe der Glossen mit vollständigem alphabetischem Register und sprachlichem Kommentar vor.

2) A. HOLTZMANN, *Die alten Glossare II*, Anhang, *Germania VIII* (1863), p. 404 ff. HOLTZMANN veröffentlichte eine Auswahl von 291 Glossen.

3) F. DIEZ, *Altromanische Glossare, berichtigt und erklärt*, Bonn 1865, p. 1 bis 70. Eine Auswahl von insgesamt 300 Glossen.

4) K. HETZER, *Die Reichenauer Glossen. Textkritische und sprachliche Untersuchungen zur Kenntnis des vorliterarischen Französisch*, Halle 1906 (ZRP Beiheft No 7). Die Arbeit beschäftigt sich vor allem mit phonetischen Fragen und ist in ihrem extrem-romanischen Standpunkt heute völlig überholt.

5) J. STALZER, *Die Reichenauer Glossen der Handschrift Karlsruhe 115. Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften*, Wien 1906.

6) A. LABHARDT, *Glossarium biblicum codicis Augiensis CCXLVIII*, Neuchâtel 1948.

entendre, accompagnés de synonymes restés dans l'usage familial.“⁷⁾ KR. NYROP: „Le glossaire de Reichenau, composé au VIII^e siècle probablement dans le nord de la Gaule, mérite une attention particulière.“⁸⁾ W. D. ELCOCK: „Ces gloses . . . sont pour les études romanes . . . d'une valeur qu'on ne peut guère exagérer.“⁹⁾

Bevor wir jedoch die Glossen erneut mit den Augen des Romanisten betrachten, werfen wir kurz einen Blick auf die Geschichte des Textes und der gelehrten Arbeiten über ihn. Der *Codex Augiensis CCXLVIII*, eine alte Reichenauer Handschrift, jetzt in Karlsruhe, wurde von seinem Entdecker A. HOLTZMANN 1863 in knappen Auszügen herausgegeben¹⁰⁾.

1868 veröffentlichte FRIEDRICH DIEZ 300 der insgesamt 4877 Glossen (200 davon übernahm er aus HOLTZMANN'S Auswahl, 100 entnahm er selbst der Handschrift), vor allem solche, die für den Romanisten besonderen Wert haben. Die zum Teil schlecht lesbare Handschrift („Er [der Codex] scheint eine Zeitlang dem Regen ausgesetzt gewesen zu sein, und die Schrift ist öfters kaum zu lesen“, HOLTZMANN, p. 404) stammt nach ALFRED HOLDER, der die Reichenauer Handschriften beschreibt¹¹⁾, aus der Zeit um 750. Das Glossenwerk besteht aus zwei Teilen, den biblischen Glossen (1—3152), die ziemlich genau dem Text der *Vulgata* von der *Genesis* bis zum Neuen Testament folgen, und einem zweiten alphabetischen Teil (1a—1725a), der offensichtlich nicht einem einheitlichen Text zuzuweisen ist (und dessen alphabetische Ordnung innerhalb der einzelnen Buchstaben äußerst willkürlich ist). „Nach jedem Buchstaben ist ein freier Raum gelassen, um Ergänzungen einzutragen“ (HOLTZMANN, p. 409). „Ich nehme vorläufig an, sagt Diez (op. cit., p. 6), das Ganze rühre von demselben Verfasser her; doch kann ich nicht unbemerkt lassen, daß das zweite Glossar manche Widersprüche enthält und minder correct ist . . . Man vermutet, der Codex sei im achten Jahrhundert, genauer, gegen das Ende dieses Zeitraums geschrieben.“ Ausgehend von Glossen wie

Opilio: custos ovium vel berbicarius
 Onerati: carcati
 Abenas: retinacula iumentorum
 Furent: involent
 Mutuare: inpruntare
 Coturnix: quaccola
 Aper: salvaticus porcus etc.

⁷⁾ *Comptes rendus de l'Ac. des Inscriptions et Belles-lettres*, Bd. XXI (1893), p. 92.

⁸⁾ KR. NYROP, *Grammaire historique de la langue Française*, Kopenhagen 1899, Bd. I, p. 15.

⁹⁾ W. D. ELCOCK, zitiert nach G. ROHLFS, *Vom Vulgärlatein z. Airz.*, Tübingen ²1963, p. 33.

¹⁰⁾ *Germania VIII* (1863), p. 404—409. Die Angabe „Karlsruhe 115“, die man überall findet, stimmt nicht mehr. Heute: Karlsruhe CCXLVIII.

¹¹⁾ A. HOLDER, *Die Reichenauer Handschriften I (die Pergamenthandschriften)*, Leipzig 1906, p. 557—558.

hielt DIEZ die Glossen für lateinisch-romanisch (französisch) und schloß daraus: „Die Absicht des Glossators war, seinen romanisch redenden Landsleuten das Lesen der Bibelübersetzung zu erleichtern ... Er wagte jedoch nicht, die lateinischen Vokabeln in das eigentliche Volksidiom zu übertragen, welches ihm, dem geschulten Lateiner, barbarisch scheinen mochte ... Er schlug ... einen anderen Weg ein, indem er diejenigen lateinischen Wörter, deren Kenntnis er bei seinen Lesern nicht voraussetzen zu dürfen glaubte, entweder umschrieb oder durch ein in der Volkssprache, wenn auch in einer etwas abweichenden Gestalt, bekanntes lateinisches erklärte“ (op. cit., p. 16).

Auch über die Herkunft der Glossen hat DIEZ bereits Entscheidendes gesagt: „Unser Glossar in seinen beiden Theilen steht auf französischem Boden: das beweisen nicht wenige Wörter, die, wie *fulcus*, *macio*, *brunia*, *spicus* (als Masc.), ... dem französischen Gebiete bekannt, dem italiänischen und spanischen unbekannt sind. Vor allem aber und entscheidend der Anlaut *h* in Wörtern deutscher Herkunft, wogegen dieser Anlaut in lateinischen Wörtern fast jedesmal abfällt, weil er nicht gesprochen ward. Dieses tönende *h* beweist auch, daß das Werk nicht aus dem Süden hervorgegangen ist, daß es dem Norden angehört“ (op. cit., p. 19.).

Diese Erkenntnisse des Begründers der romanischen Philologie gelten im großen und ganzen bis heute, vor allem die Lokalisierung der Glossen im Norden des französischen Sprachgebiets. So nimmt es denn nicht wunder, daß bis heute die Romanisten die Reichenauer Glossen als ihre ureigene Domäne ansehen. Das ging so weit, daß WENDELIN FÖRSTER, als er in der 1. Auflage des bekannten *Altfranzösischen Übungsbuches* (1884) eine umfangreiche Auswahl der Glossen herausgab, alles das beiseite ließ, was nicht typisch „romanisch“ war: „Der geringe nicht mitabgedruckte Rest der ... Handschrift ist für die französische Sprachgeschichte ohne Belang.“¹²⁾ Immerhin verhält sich noch in der letzten Ausgabe von 1932 der abgedruckte Teil zum sogenannten „Rest“ etwa wie 1 : 4. FÖRSTER hat nur 1165 der insgesamt 4877 Glossen veröffentlicht, und diese FÖRSTERSche Auswahl war bisher die für den Romanisten einzig maßgebende Ausgabe; nach ihr wurde und wird zitiert, und als es seit 1906 die erste vollständige Ausgabe von STALZER gab, schrieb FÖRSTER: „Was den vollständigen Abdruck der Glossen anlangt, so hat die Romanistik dadurch keine Bereicherung erfahren.“¹³⁾ Nun, wir werden noch sehen, daß auch FÖRSTER nicht alle für die Romanistik belangreichen Glossen veröffentlicht hat, daß also auch heute noch eine Bereicherung durch die vollständige Ausgabe möglich ist; vor allem aber hätte ein Studium der Gesamtglossen auch den Romanisten zu einer kritischeren Stellung gegenüber dem Absolutheitsanspruch der FÖRSTERSchen Auswahl führen können,

¹²⁾ *Afrz. Übungsbuch* 1884, p. IV. Von FÖRSTER selbst noch 1907 zitiert *ZRPh* 31, p. 567.

¹³⁾ *ZRPh* 31 (1907), p. 567.

zumal, wie schon DIEZ bemerkte, das zweite (also das alphabetische) Glossar „manche Widersprüche enthält“ (s. o.).

Wir wollen hier vorwegnehmend nur einige konkrete Beispiele dafür nennen, daß auch für den Romanisten die Vernachlässigung der Gesamtausgabe ein schiefes Bild vom Charakter der Glossen ergeben muß. FÖRSTER zitiert verständlicherweise die ihm höchst willkommene Glosse 46 *Pulcra: bella* (FÖRSTER, No. 25)¹⁴⁾, verschweigt aber, daß 237 *Venusto* mit *pulchro vel onesto* interpretiert wird, daß 152 *Decora* wiederum mit *pulchra* erklärt wird und 676 *Egregius* mit *pulcher, nobilis*.

Der Glosse 145 *Atrium* (lies: *antrum*) : *spelunca* steht 1632 *Spelunca : concavata saxa* gegenüber. Glosse 882 lautet *Ilico : statim*, wo der Romanist gern das umgekehrte sähe (Lat. *statim* hat in den romanischen Sprachen keine Spuren hinterlassen, während Zusammensetzungen mit *loco*, oder dies Wort allein, weiterleben: span. *luego* 'sogleich', afrz. *iluec* (< *illoc*) 'dort', afr. *lues* 'auf der Stelle' etc.). Hier hätte FÖRSTER 1703 zitieren können, wo es umgekehrt *statim : ilico, mox* heißt. Dafür liest man 1852 wieder *confestim : statim* (ebenso 2518). FÖRSTER zitiert mit Recht als typisch für nordfranzösisches Sprachgebiet 2853 *Recordati : rememorati*, denn afrz. *remembrer* findet hier einen frühen Beleg. Warum nennt er dann aber nicht die genau umgekehrte Glosse 1862 *Rememoratus : recordatus* oder 2610, wo *Reminiscor* durch *recordor* erklärt wird? (vgl. auch 2866 *Ne meminervis : ne recordaris*).

Auf Grund von Fällen wie 51 *Quam ob causam : propter quam causam*, 118 *Scito : scies* etc.¹⁵⁾ stellte sich auch J. STALZER in seiner 1906 veröffentlichten Ausgabe der Gesamtglossen die Frage, ob es sich wirklich um ein lateinisch-romanisches Glossar handle, wie dies DIEZ, FÖRSTER und dessen Schüler HETZER als unbestrittene Lehrmeinung vertraten. STALZER als Latinisten gebührt ganz zweifellos das Verdienst, eine erste kritische Gesamtausgabe herstellt und die Quellenfrage der Interpretamenta ein großes Stück vorwärts gebracht zu haben, jedoch geht er seinerseits ins Extreme, wenn er nun den Glossen jeden romanischen Charakter nehmen will, ja, an ihrem nordfranzösischen Ursprung zweifelt. So sagt er zum Schluß seiner Untersuchungen: „Wenn ich das Ergebnis der vorliegenden Untersuchung kurz zusammenfassen soll, so lautet es ungefähr folgendermaßen: Wir haben in der Karlsruher Handschrift 115 ein Original vor uns. Sie ist höchstwahrscheinlich nach 818,

¹⁴⁾ Zählung nach der vollständigen Ausgabe von STALZER (Wien, 1906) und der vollständigen Ausgabe der bibl. Glossen von A. LABHARDT (Neuchâtel 1948).

¹⁵⁾ „Eines aber muß aus dem Gesagten hervorgehen, daß der Verfasser mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln arbeitet, seine Absicht also nicht die von Diez angenommene gewesen sein kann. Auch die Beschaffenheit des größeren Teiles der Glossen rechtfertigt meine Behauptung, wenn wir Erklärungen wie folgende finden: 51 *Quam ob causam : propter quam causam*. 73 *Saltem : vel*. 74 *Fugam inii : fugire cepit*. 118 *Scito : scies*. 158 *Totidem : eiusdem numeri*. 296 *Sin autum : quod si non*, so kann man darin doch gar nichts Romanisches finden“ (p. 146).

jedenfalls aber erst nach 800 geschrieben. Man hat keinen Grund, die Glossen romanische zu nennen, sie sind lateinisch-lateinisch. Die Handschrift entstand beim Unterrichte oder wurde für Unterrichtszwecke abgefaßt.“¹⁶⁾

Solch extreme neue Folgerungen veranlaßten WENDELIN FÖRSTER zu mehreren Er widerungen in der *Zeitschrift für Romanische Philologie*¹⁷⁾. Er verteidigte in glänzender Weise, mit bewunderungswürdigem Scharfblick, den schon von DIEZ vertretenen Standpunkt und kam zu wesentlichen Erkenntnissen, die man folgendermaßen zusammenfassen kann¹⁸⁾:

1. Die Handschrift ist Abschrift, nicht Urschrift (p. 528 ff.). Dieser Beweis gelang FÖRSTER vor allem durch den Nachweis einer großen Versetzung von Blätterlagen im Bibelglossar.
2. Es ist die aus dem Ende des 8. Jahrhunderts stammende Kopie eines um 750 verfaßten Originals.
3. Das Bibelglossar und das alphabetische Glossar haben verschiedene Verfasser.
4. Im alphabetischen Glossar sind mehrere Schichten zu erkennen, die darauf schließen lassen, daß es sich hier in noch stärkerem Maße als beim Bibelglossar um eine Kompilation handelt, bei der die typisch nordfranzösischen Glossen in ganz bestimmten Schichten (1, 4 und 5) zu finden sind¹⁹⁾.
5. Die Glossen sind lateinisch-romanisch und nicht lateinisch-lateinisch (p. 541 ff.).

LABHARDT schließlich, der letzte in der Reihe, wird STALZER und FÖRSTER gerecht, wenn er sagt: „Dans leur ensemble, les contributions de Förster ont brillamment justifié le point de vue qu'il représente, mais, avec W. Heraeus²⁰⁾, il faut rendre à Stalzer cette justice que non seulement il a donné le premier une édition complète des gloses de Reichenau, mais qu'il s'est efforcé de découvrir la source des lemmes dans la partie alphabétique surtout“ (p. 7).

Den letzten bedeutenden Beitrag zu unseren Glossen verdanken wir wieder einem Latinisten aus der Schule von MAX NIEDERMANN, dem eben genannten ANDRÉ LABHARDT, dessen Thèse de doctorat mit dem Titel *Contributions à la critique et à l'explication des Gloses de Reichenau* (Neuchâtel 1936) von der Kritik einhellig als

¹⁶⁾ *Sitzungsber. Kaiserl. Akad. d. Wissensch.*, Wien 1906, p. 146.

¹⁷⁾ *ZRPh* 31 (1907), p. 512—568, und 36 (1912), p. 47—71 und 612—616.

¹⁸⁾ Vgl. auch LABHARDT, p. 4 und 5.

¹⁹⁾ Ich glaube zwar auch an verschiedene Schichten in beiden Glossaren, aber die von FÖRSTER aufgestellte Reihenfolge ist unwahrscheinlich (siehe auch weiter unten).

²⁰⁾ W. HERAEUS, *Zu den lexikalischen Quellen der Reichenauer Glossen. Festschrift zum 15. Neuphilologentag*, Frankfurt 1912, p. 79—91. HERAEUS nennt FÖRSTERS Aufsätze „eine glänzende Rechtfertigung der bisher geltenden Auffassung“ (p. 79).

besondere Leistung begrüßt wurde²¹⁾. Die wichtigsten Ergebnisse seiner heute maßgebenden Arbeit sind, kurz zusammengefaßt, folgende (sie bestätigen zum Teil die Feststellungen FÖRSTERS, bringen aber wichtige neue Aspekte):

1. Das biblische und das alphabetische Glossar sind von derselben Hand geschrieben. Es handelt sich in der uns vorliegenden Handschrift um eine Kopie mindestens zweiten Grades. Dem schon von FÖRSTER gelieferten Beweis der Versetzung einiger Seiten der Handschrift, die nur dem Kopisten unterlaufen konnte, fügt LABHARDT auf den Seiten 25 und 26 noch weitere Beweise hinzu. STALZERS These (Handschrift ist Original) ist damit endgültig widerlegt.
2. Eine genaue Datierung der Handschrift ist unmöglich, jedoch deutet vieles darauf hin, daß sie aus dem Ende des achten Jahrhunderts stammt.
3. Der Entstehungsort ist nicht die Reichenau, wie STALZER gemeint hatte. Schon HOLDER hatte nachgewiesen, daß der Ductus der Handschrift sehr verschieden von dem der echten Reichenauer Manuskripte ist und daß überdies die für Reichenau typische Überschrift „*liber augiae maioris*“ fehlt²²⁾.

Der Entstehungsort liegt vielmehr, wie schon DIEZ vermutete, mit Sicherheit in Nordfrankreich. Als externen Beweis nennt LABHARDT die Tatsache, daß ein Teil der Lemmata zum biblischen Glossar nicht in allen Einzelheiten der üblichen Hieronymusübersetzung (*Vulgata*) entspricht, sondern dem in der Benediktinerabtei Corbie (Nordfrankreich) beheimateten Manuskript *Corbie ff 2 (Parisinus Lat. 17225)*, aus dem 5. oder 6. Jahrhundert). Außerdem befand sich eine Quelle der Interpretamenta, das *Liber glossarum*, um 800 im Kloster *Corbie*. „Il est permis, dès lors“, sagt LABHARDT, „de supposer avec quelque vraisemblance que nos glossaires ont pour patrie Corbie ou quelque monastère voisin de cette ville“ (p. 28).

Diese Ergebnisse werden durch die Forschungen der Romanisten vollauf bestätigt, so daß zu den oben genannten Beweisen die interne Evidenz hinzukommt. Sehr klar faßt das GERHARD ROHLFS²³⁾ zusammen, der zunächst eine kleine Auswahl von Glossen gibt (Zählung nach FÖRSTER):

55	optimum	:	valde bonum
60	semel	:	una vice
68	favillam	:	scintillam
149	liberos	:	infantes

²¹⁾ W. VON WARTBURG, *ZRPh* 57 (1937), p. 653—655; J. JUD, *Vox Romanica* II (1937), p. 208—210; M. LEUMANN, *Gnomon* 13 (1937), p. 509—510; E. BOURCIEZ, *Revue des études anciennes* 38 (1936), p. 377—379.

²²⁾ LABHARDT, p. 27.

²³⁾ „*Vom Vulgärlatein zum Altfranzösischen*, Tübingen 1963, p. 34.

285	pignus	:	wadius
288	scabrones	:	wapces
336	sartago	:	patella
342	crura	:	tibia
460	caementariis	:	macionibus
474	torax	:	brunia
544	uvas	:	racemos
576	optimos	:	meliores

Dann setzt er hinzu: „Vergleicht man die dem Leser des Bibeltextes nicht mehr verständlichen Wörter mit dem heutigen Romanischen, so stellt man fest, daß tatsächlich keines dieser Wörter im heutigen Französischen (d. h. im Nordfranzösischen) fortlebt. Ja, sie lassen sich nicht einmal mehr im Altfranzösischen nachweisen. Anders ist das Ergebnis einer Betrachtung, wenn man die unverstandenen Wörter mit dem Italienischen, dem Spanischen oder dem Provenzalischen vergleicht. In Italien (z. T. nur in italienischen Mundarten) leben heute noch fort *semel*, *favilla*, *scabro*, *sartago*, *uva*, *optimus*. In Spanien sind fortlebend *pignus*, *sartago*, *uva*, *coturnix*. Im Provenzalischen haben wir noch heute *pignus* und *sartago*. Die dem Bibelleser unbekanntes Wörter sprechen also mit Entschiedenheit für einen Romanen aus Nordfrankreich. Aber auch die Glossenwörter selbst, die zur Erklärung der nicht mehr verständlichen Wörter dienen, weisen ganz deutlich auf das Romanische Nordfrankreichs, z. B. *infantes*, *tibia*, *racemus*, und noch viel mehr die Wörter fränkischer Herkunft: *wadius*, *wapces*, *brunia*, *macio*.“

Auch sprachgeographische Untersuchungen, wie ich sie später durchführen werde, bestätigen den nordfranzösischen Ursprung des romanischen Teiles der Glossen.

4. Die Quellen für die Interpretamenta. Die Quellen des biblischen Teiles sind uns durch die Arbeiten von STALZER, HERAEUS und LABHARDT bekannt. Es sind dies folgende:
 - a) Hauptquelle ist das *Glossarium Abavus maior*. LABHARDT, der das bisher unveröffentlichte Gesamtmanuskript (München Clm 14252) verglichen hat, stellt Übereinstimmung bei 22% der biblischen Glossen fest (über 700)²⁴⁾
 - b) *liber glossarum* (auch als *glossae Ansileubi* bekannt)
 - c) die *Origines* des Isidor von Sevilla. LABHARDT hat p. 62—66 alle Fälle einer Benutzung der *Origines* zitiert (insgesamt für die Bibelglossen 44)
 - d) die *Instructiones* des Lyoneser Bischofs Eucherius (gest. um 450)

²⁴⁾ Z. B. 444 Exsequias : prosecutio funeris

Abavus maior : exsequiae : prosecutio funeris

1198 classsem : navem vel multitudinem navium

Abavus maior : classsem : navem vel multitudinem navium

so in Hunderten von Fällen.

- e) die Bibelkommentare des Hieronymus
 - f) *Variae lectiones* aus von der *Vulgata* leicht abweichenden Bibeltexten (genauerer bei LABHARDT, p. 70 ff)
5. Die Anordnung der Glossen stellt sich wie folgt dar: Im biblischen Teil folgen sie ziemlich genau dem Vulgatatext (die Blattversetzung wurde schon erwähnt). In den Genesisglossen und den Glossen zu Matthäus stimmt die Reihenfolge nicht genau mit der Vulgataabfolge überein. Diese Unordnung kann nur durch Nachträge eines zweiten oder dritten Glossators entstanden sein, so daß mit Sicherheit angenommen werden kann, daß das Glossar, wie praktisch alle mittelalterlichen Glossare, mehrschichtig ist.

Weitere Untersuchungen zu den Quellen der Reichenauer Glossen

So weit die gesicherten Ergebnisse der Latinisten. Ihre intensive Forschungsarbeit stellt nun den Romanisten vor neue Aufgaben. In der Tat sind fast alle romanistischen Erkenntnisse über unsere Glossen, einschließlich derer von DIEZ und FÖRSTER, neu zu überdenken, denn die inzwischen durchgeführte Quellenforschung zu den Interpretamenten wirft erneut die Frage auf, ob es sich wirklich um lateinisch-romanische Glossen handelt. Auf keinen Fall können wir noch die Meinung W. FÖRSTERS teilen, der 1907 abschließend sagte: „Für uns Romanisten sind die Reichenauer Glossen abgetan. Die stets fortschreitende Forschung mag (und dies hofft jedermann) noch die eine oder andere Einzelheit in Hetzers Arbeit berichtigen oder nachtragen — aber ihre Resultate, d. h. die Diezschen sind für immer gesichert.“

STALZER hatte den romanischen Charakter der Glossen schlechtweg geleugnet. LABHARDT ist vorsichtiger. Er glaubt, der Glossator (er spricht erstaunlicherweise immer nur von einem Glossator!) habe die Absicht gehabt, ein lateinisch-lateinisches Bibelglossar zu verfassen („un glossaire où les lemmes extraits du texte latin de la Bible seraient expliqués par d'autres termes latins et dont les recueils déjà existants lui fournissaient le modèle“, p. 79), jedoch sei das Latein seiner Quellen zuweilen so schwierig gewesen, daß er auf die romanische Volkssprache zurückgreifen mußte, die in relativierter Form in den Glossen ihre Spuren hinterlassen hat.

Man sieht also, daß die Quellen von entscheidend kritischem Wert sind. Interpretamenta, die nachweislich aus älteren lateinisch-lateinischen Glossaren (*Abavus maior*, *Liber Glossarum*) oder Isidor oder Hieronymus geschöpft sind, dürften als nordfranzösische Romanismen ausscheiden.

Die Reichenauer Glossen und die *Vetus Latina*

Wir müssen also der Quellenfrage noch weiter nachgehen, als dies die Forscher bisher getan haben, und werden sehen, daß entscheidende neue Erkenntnisse doch noch möglich sind. LABHARDT selbst deutet an, daß wahrscheinlich wenigstens an einer Stelle die alte lateinische Bibelfassung, die er, wie früher üblich, *Itala* nennt, als Interpretament herangezogen wurde. In der Tat entspricht dem Lemma 12 *septuplum punietur* das Interpretament *id est VII vindictas exsolvet*, das genau der Form der *Vetus Latina* entspricht. Da ich schon früher²⁵⁾ auf die Bedeutung der Neuausgabe der *Vetus Latina* (deren *Genesis* vorliegt) für den Romanisten hingewiesen habe, bin ich der Frage nachgegangen, ob und in welchem Ausmaß die Interpretamenta der Genesisglossen mit dem Wortlaut der *Vetus Latina* übereinstimmen. Es könnte ja sein, daß noch im 8. Jahrhundert eine Handschrift eines *Vetus-Latina*-Zweiges den Glossatoren als Quelle für Varianten und damit für Interpretamenta zur Verfügung stand, zumal wenn man bedenkt, daß das frühe Latein der *Vetus Latina* bedeutend volkstümlicher war als das der Hieronymusüberarbeitung. Wörtliche oder sehr nahe Übereinstimmung ergab sich bei insgesamt 444 Genesisglossen in 72 Fällen, das sind rund 16%²⁶⁾.

Lemma (Genesis Vulgata)	Interpretamentum	Vetus Latina
5 perizomata (3, 7)	succinctoria	subcinctoria (praecinctoria)
12 septuplum punietur (4, 15)	id est VII vindictas exsolvet	septem vindictas exsolvet
15 famosi (6, 4)	nominati, resonati	nominati
17 Cum deo ambulavit (6, 9)	id est placuit deo	placuit deo (deo placuit)
33 Arefacta (8, 14)	sicca	siccata
50 Bene usi sunt (12, 16)	benefecerunt	benefecit
53 non quibant (13, 6)	non poterant	non poterant
56 Oppidis (13, 12)	castellas vel civitatibus	in civitate
64 Ditavi (14, 23)	divitem feci	divitem feci
70 Orror (15, 12)	pavor	timor (pavor zwei Worte vorher)
72 Ut libet	ut placet	ut tibi placuerit
76 E regione (16, 12)	contra	contra
83 Empticius (17, 12)	comparticius	comparatum
85 Mares (17, 23)	masculi	masculum
91 Satum (18, 6)	genus mensurae modium	tres mensuras
Hieron.: tria sata)	et dimidium tenens	
92 Simile (18, 6)	farine	farinae

²⁵⁾ H.-W. KLEIN, *Zur Latinität des Itinerarium Egeriae*, Festschrift G. Rohlf's, Halle 1959.

²⁶⁾ Hierbei wurden, wie dies dem Prinzip des Herausgebers der *Vetus Latina* entspricht, alle Varianten als gleichwertig berücksichtigt.

Lemma (Genesis Vulgata)	Interpretamentum	Vetus Latina
94 Optimum (18, 7)	valde bonum	bonum
97 Gesturus (18, 17)	facturus	facturus
103 Minime (19, 2)	non	non
106 Vallaverunt (19, 4)	circumdederunt	circumdederunt
108 Culminis (19, 8)	tecti	tecto
111 Quempiam (19, 12)	aliquem	aliquis
120 Conridebit (21, 6)	congaudebit	congaudebit
132 Procul (22, 4)	longe	a longe
145 Atrium (23, 20) (Hieron.: antrum)	spelunca	spelunca
147 Preerat (24, 2)	supererat	qui super omnia eius erat
153 sorbendum (24, 17)	bibendum	da mihi bibere
162 En (24, 51)	ecce	ecce
170 Inclinata iam die (24, 63)	id est iam vespere	ad veperum ad versperam
176 Duxit uxorem (25, 20)	accepit uxorem	accepit (sibi in uxorem)
178 Consuleret (25, 22)	interrogaret	interrogare ad interrogandum
181 Ispidus (25, 25)	pilosus	pilosus
184 Gnarus (25, 27)	sciens	sciens
189 Quam ob causam (25, 30)	propter quam causam	propter hoc propterea
198 Sevit (26, 12) Hieron.: seruit)	seminavit	seminavit
199 Locupletatus (26, 13)	dives factus	magnus factus
201 Umo (26, 15)	terra	terra
204 Metuere (26, 24)	timere	timere
205 Expulistis (26, 27)	eiectis	eiectis
211 Venatu (27, 3)	de venatione	venationem
216 Stabilivi (27, 37)	firmavi	firmavi
218 Eiulatu (27, 38)	ploratu	et ploravit
225 Pavens (28, 17)	timens, id est pavorem habens	timuit
226 Ad vescendum (28, 20)	ad manducandum	ad manducandum
231 Inquid (29, 6)	dixit	dixit
237 Venusto (29, 17)	pulchro vel onesto	pulchra (specie)
242 Servam (29, 29)	ancillam	ancillam
245 Cerno (30, 1)	video	videns
246 Infecunda (30, 1)	sterilis	sterilis
260 Animadvertit (31, 2)	vidit vel intendit	vidit (Iacob faciem Labae) (transivit) fluvium
262 Amne (31, 21)	fluvio	calore ite ante me
273 Estu (31, 40)	calore	
280 Antecedite me (32, 17)	pergite ante me	
282 Mature (32, 22)	mane vel cito	mane
288 Fedam (34, 7)	turpem, inonestam	turpe (fecerat)
296 Sin autem (34, 17)	quodsi non	quodsi non
313 Pretereuntibus (37, 28)	transeuntibus	et transiebant homines
326 Conburatur (38, 24)	incendatur	incendatur
330 Emit (93, 1)	comparavit	comparavit
354 Poculum (40, 21)	calicem	calicem

Lemma (Genesis Vulgata)	Interpretamentum	Vetus Latina
355 Conicere (41, 15)	interpretare	interpretari
358 Fede (41, 3) lies: foedae)	turpis	turpes
371 Preficiat (41, 45)	preponat	praepone eum...
378 Elios (41, 45)	dicunt Greci solem, Poleos: civitates. Eliopoleos id est civitas solis	filiam... sacerdotis Heliopolis (solis civitatis)
395 Marsupiis (43, 22)	sacculis	saccis
412 Mactatis (46, 1)	occisis, immolatis	immolavit
415 Consistent (47, 1)	manent vel sunt	sunt
419 Solo (47, 11)	terra	terra
427 Condicione (47, 26)	constitutione	constitutione (etwas vorher)
429 Egrotaret (48, 1)	infirmaret	infirmatur
433 Cetu (49, 6)	congregatione	congregatione
437 Accubans (49, 14)	requiescens	requiescens

Man wird zugeben, daß die Zahl der Entsprechungen sehr hoch ist, und die Vermutung liegt nahe, daß die *Vetus Latina* eine der Quellen unserer Glossen ist. Dagegen sprechen jedoch folgende Gründe:

1. Bei den zahlreichen (und gleichwertigen!) Varianten der Beuroner Ausgabe der *Vetus Latina* entspricht in vielen Fällen nur eine von bis zu vier oder fünf Varianten dem Interpretament der Reichenauer Glossen. Diese Varianten entstammen verschiedenen Überlieferungssträngen der *Vetus Latina* oder dem gemeinsamen Zeugnis mehrerer Kirchenväter. Ein solcher Reichtum an Handschriften stand im 8. Jahrhundert einem Glossator nicht zur Verfügung.
2. Zahlreiche Interpretamente stimmen nicht nur mit einem Text der *Vetus Latina* überein, sondern auch mit anderen, bei LABHARDT zitierten Quellen. Dies ist der Fall für 56, 85, 91, 106, 153, wobei zu berücksichtigen ist, daß LABHARDT nur Auszüge aus dem *Abavus maior* zitiert, dessen vollständige Ausgabe noch fehlt, so daß die genaue Zahl der Übereinstimmungen noch nicht festzustellen ist.
3. In den meisten Fällen haben die Übereinstimmungen keine Beweiskraft, weil die in Interpretament und *Vetus Latina* übereinstimmenden Wörter zum ganz normalen Wortschatz des 2. ebenso wie des 8. Jahrhunderts gehören. Es ist von vornherein zu erwarten, daß ein gewisser Grundwortschatz in *Vetus Latina* und Interpretamenten übereinstimmt, zumal, wenn man den *stilus humillimus* der *Vetus Latina* kennt. Dies gilt für Wörter wie 53 (*non poterant* für *non quibant*), 64 *divitem feci* für *ditavi*, 72 *ut placet* für *ut libet*, 85 *masculi* für *mares*, 97 *facturus* für *gesturus* usw. usw.

4. In zahlreichen Fällen stimmen nicht etwa Interpretament und *Vetus Latina*, sondern Lemma und *Vetus Latina* überein. Dies ist der Fall unter anderem bei:

Lemma	Interpretament	Vetus Latina
3 producat (1, 24)	germinat	producat
9 sumat (3, 12)	accipiat	sumat
41 dilatet (9, 27)	amplificet	dilatet
44 magnificabo (12, 2)	magnum faciam	magnificabo
121 ablactatus (21, 8)	a lacte ablatas	ablactatus
144 femur (24, 2)	coxa vel cingolo quoddam genus	femur
220 minatur (27, 42)	manatiat	minatur
236 gratis (29, 15)	sine mercede	gratis
238 dem (29, 19)	donem	dare
249 comparavit (30, 8)	ad simulavit	comparavit
307 sepulta (35, 19)	sepelita	sepulta
411 binas stolas (45, 22)	duo vestimenta	binas stolas
438 humera ²⁷⁾ (49, 15)	scapula	umerum

Solche Übereinstimmungen sind nicht verwunderlich, denn bekanntlich hat Hieronymus bei seiner Neuübersetzung aus dem Hebräischen, so oft es anging, den vor ihm üblichen lateinischen Text älterer Übersetzungen beibehalten.

5. Es bleiben einige wenige Fälle ungewöhnlicher Übereinstimmung zwischen Interpretament und *Vetus Latina*, bei deren einem auch LABHARDT an Beeinflussung durch die *Itala* geglaubt hatte, nämlich:

12 Septuplum punietur id est VII vindictas exsolvet
(4, 15)

Der Kontext der *Vulgata* (*Gen.* 4, 15) lautet: *omnis qui occiderit Cain septuplum punietur*, der der *Vetus Latina*: *omnis qui occiderit Cain septem vindictas exsolvet*. Die Lösung des Problems wird jedoch verblüffend einfach, wenn man als Quelle nicht nur Isidors *Origines*, sondern auch seine *Quaestiones in Vetus Testamentum* (*Migne*, Band 83, 226 A) hinzuzieht, wo es wörtlich heißt, die *Vetus Latina* habe *septem vindictas exsolvet*: „*nequaquam ... punietur; sive, ut LXX transtulerunt: septem vindictas exsolvet*“. Scheinbare Übereinstimmung zwischen Interpretament und *Vetus Latina* geht also auf Isidor, die uns längst bekannte Quelle der Glossen, zurück.

Das gleiche gilt für 378 *Elios* (41, 45): ... *civitatis solis*, eine Stelle, die LABHARDT entgangen ist²⁸⁾. Der Kontext der *Vulgata* lautet: ... *filiam Putiphare sacerdotis Heliopoleos*, der der *Vetus*

²⁷⁾ Die *Vulgata* hat *humerum*.

²⁸⁾ LABHARDT scheint manches bei Isidor übersehen zu haben, obwohl er an gibt, alle Fälle einer Übernahme aus Isidor zu zitieren: „Il ne sera pas superflu de rassembler ici tous les cas où l'ouvrage de l'évêque de Séville a été mis à contribution“ (p. 62).

Latina: ... *filiam Peteferes sacerdotis Solis civitatis* (Variante: *Heliopolis*). Auch hier führt der Weg über Isidor, was sogar der gelehrte Apparat der Beuroner *Vetus Latina* übersehen hat: „*Heliopolis urbs Aegypti, quae Latine interpretatur solis civitas, sicut septuaginta interpretes arbitrantur* (Isid. *Etym.* XV, 1, 33). Schließlich fällt die Übereinstimmung des Interpretaments zu Glosse 5 *Perizomata: succinctoria* mit dem *subcinctoria* der *Vetus Latina* auf, zumal das Wort in der *Vulgata* nicht vorkommt, auch anderswo nicht. Aber auch hier haben STALZER und LABHARDT übersehen, daß Isidor die Quelle sein muß, der mit deutlichem Bezug auf eben diese Genesisstelle (3, 7) sagt: „*Vestis antiquissima hominum fuit perizomatium, id est subcinctorium, quo tantum genitalia conteguntur* (*Etym.* XIX, 22, 5). In den *Quaestiones in Vetus Testamentum* sagt derselbe Isidor: *cumque cognovissent se esse nudos . . . foliis fici se contegunt facientes sibi succinctoria pravitatis*“ (Migne, PL 83, 220 B).

Trotz zahlreicher Übereinstimmungen zwischen Interpretamenten und verschiedenen Lesarten der *Vetus Latina* ist diese älteste lateinische Fassung der Bibel also nicht Quelle der Reichenauer Glossen. Wohl aber ist sie Zeuge dafür, daß die volkstümliche Latinität der frühen christlichen Jahrhunderte in vielen Fällen bis ins 8. Jahrhundert fortlebte. Wörter aber, die im 2. Jahrhundert zur lateinischen Volkssprache gehören, sollte man im 8. Jahrhundert nicht ohne weiteres als Romanismen buchen.

Reichenauer Glossen und *Vulgata*

Noch aus einem anderen Grunde scheidet die *Vetus Latina* als Quelle der Glossen aus. Eine Überprüfung an Hand der *Vulgata*-konkordanz ergibt folgendes: von den 72 Wörtern, die Interpretament der Glossen und *Vetus Latina* gemeinsam haben, finden sich 69 auch in der *Vulgata*, wenn auch an anderer Stelle. Das Latein der Interpretamente stimmt also weitgehend ebenso mit dem der *Vetus Latina* wie dem der *Vulgata* überein. Das klingt zunächst wie eine banale Feststellung und scheint die Frage nach der Latinität unserer Glossen und nach den Quellen der Interpretamente kaum einer Lösung näher zu bringen, bringt aber dennoch einen entscheidenden neuen Gesichtspunkt.

Geht man von der Erwägung aus, daß Texte im allgemeinen nicht für Philologen, sondern für Hörer und Leser bestimmt sind, so kann man sich nicht genug wundern, daß die Forschung bisher die Reichenauer Glossen als Text an sich gesehen hat, allenfalls die Bezugsquelle in der *Vulgata* festgestellt hat, ohne sie je in ihren natürlichen Kontext, nämlich eben diese *Vulgata* zurückzustellen. Nur so ist es zu erklären, daß bisher allen Forschern eine sehr aufschlußreiche Erscheinung entgangen ist, die ich regressive (zuweilen

progressive) Assoziation bei der Abfassung der Interpretamente nennen möchte.

Hierzu zunächst einige Beispiele (wieder aus *Genesis*): Glosse 20 und 21 lauten

20 Cenacula (6, 16) : mansiunculas
21 Tristega (6, 16) : tres solarios

Dazu der Kontext: *Ostium autem arcae pones ex latere deorsum, coenacula et tristega facies in ea* (Gen. 6, 16): „Eine Tür sollst du an der unteren Seite der Arche anbringen, und Obergeschosse sollst du darin bauen, drei Stockwerke insgesamt.“ Glossiert wurden also *coenacula* (ursprünglich das ‘obere Speisezimmer’, dann das ‘obere Stockwerk’) und *tristegum* (‘dritter Stock eines Hauses’), das mit *tres solarios* hinreichend erklärt ist. Das eigenartige *mansiunculas* aber erklärt sich sofort, wenn man weiß, daß der Glossator hier offensichtlich *coenacula* für ‘kleine Kammer’ gehalten hat und mit dem nur zwei Verse vorher stehenden *mansiuncula* erklärt. Es heißt nämlich dort: *Fac tibi arcam de lignis laevigatis, mansiunculas in arca facies* (Gen. 6, 14) (‘Mache dir eine Arche aus glattem Holz und mache dir Kammern darin’). Ein unbekanntes Wort wird also mit einem kurz vorher im Text erschienenen bekannten Wort erklärt, das in seiner Form jedoch keineswegs „romanisch“ ist. DIEZ bedauert das sozusagen, wenn er schreibt: „Ihm entspricht kein pr. maizonela, statt dessen sich nur maizonet = fr. maisonette findet. Auch kein it. magionchia, wohl aber magioncella mit ableitendem c. Dem Verfasser kam es darauf an, eine lateinische, keine fremde Diminutivform zu setzen, wenn er auch maizoneta kannte“ (p. 20). Das erinnert an PAUL MARCHOT, der als Romanist „bedauerte“, daß 625 *combures* durch *incendes* erklärt wird: „Il est regrettable que le glossateur n’atteste pas la forme *brustulare (Br de provenance germanique + ustulare, Dict. gén.), l’ancêtre de brûler. Elle devait exister...“²⁹⁾.

Einige weitere Beispiele für regressive, gelegentlich auch progressive Textinterpretation:

96 Anus : vetula

Im Kontext sagt Sara von sich: *Num vere paritura sum anus?* (Gen. 18, 13); ‘soll ich alte Frau noch gebären?’ Unmittelbar vorher aber sagt sie: *consenui, et Dominus meus vetulus est* (18, 12). Was lag für den Glossator näher, als das unbekannt *anus* durch das bekannte und einen Vers vorher erscheinende *vetula* (und nicht etwa das romanische *vecla!*) zu erklären? Was liegt für uns näher, als in Vers Gen. 18, 12 die Quelle zum Interpretament zu Vers 18, 13 zu sehen?

Daß wir auf dem richtigen Wege sind, zeigt Glosse 317 *errantem : querentem* (37, 15). Der Kontext lautet: . . . *invenitque eum vir erran-*

²⁹⁾ RF XII (1900), p. 644. Vgl. LABHARDT, p. 2 (mit unrichtiger Angabe der Seitenzahl).

tem in agro, et interrogavit quid quaereret (Gen. 37, 15). Das Interpretament *querentem* ist also demselben Satz entnommen wie das Lemma *errantem*, dem es semantisch gar nicht genau entspricht, jedoch genügt die vage Bedeutungsangabe in diesem Zusammenhang. FÖRSTER hat die Glosse nicht, weil er sie nicht für „romantisch“ hielt; und doch ist sie in einem tieferen Sinne romanisch, weil das offensichtlich unbekannte *errare* ‘umherirren’ erklärt werden mußte — ein indirekter Beiweis dafür, daß afr. *errer* ‘umherirren, wandern’ nicht auf *errare*, sondern auf **iterare* (von *iter*) zurückgeht (sonst wäre *errare* verstanden worden). Frz. *errer* von *errare* tritt erst im 13. Jahrhundert als Latinismus auf.

Wären Fälle wie die eben als typisch genannten vereinzelt, so hätten sie bei aller Eindringlichkeit wenig Beweiskraft. Sie sind jedoch so zahlreich, daß von Zufall keine Rede sein kann. Allein in den Genesisglossen ist die Erklärung eines Wortes durch ein unmittelbar vorher oder nachher im Vulgatatext selbst erscheinendes Wort in insgesamt 21 Fällen eindeutig nachweisbar.

- 3 *Producat : germinat* (Gen. 1, 24)
zu 1, 20 nicht erklärt.
Das *germinat* ist aus *Vulgata Gen. 1, 11*:
Germinet terra herbam virentem
- 20 *Cenacula : mansiunculas* (6, 16)
Dazu *Vulg. 6, 14*:
Fac tibi arcam de lignis laevigatis, mansiunculas in arca facies ...
- 23 *bina(s) : duas et duas* (6, 19)
Vulg. 7, 2:
... de animantibus vero immundis (tolle) duo et duo ...
Vulg. 7, 8:
De animantibus ... duo et duo ingressa sunt ad Noe in arcam, masculus et femina ...
- 31 (u. 224) *cacumina : summitate* (8, 5)
Vulg. 6, 16:
Fenestram in arca facies, et in cubito consummabis summitatem eius.
- 35 *obduxero : operuero* (9, 14)
Vulg. 7, 20:
Quindecim cubitis altior fuit aqua super montes, quos operuerat ...
- 38 *exercere terram : operare in terram* (9, 20)
Vulg. 2, 6:
Non erat homo qui operaretur terram
- 85 *mares : masculi* (17, 23)
Gen. 7, 16:
... masculus et femina ex omni carne introierunt.
Gen. 7, 2:

- tolle septena et septena, masculum et feminam ... etc. etc.
(masculus ist das normale Wort der *Vulgata*)
- 94 optimum : valde bonum (tulit inde vitulum
tenerrimum et optimum ..., *Gen.* 18, 7)
(valde seinerseits 1680a mit multum erklärt!)
Vulg. *Gen.* 1, 31 stand bereits:
Viditque Deus cuncta quae fecerat, et erant valde bona.
(Ebenso valde bonus, a, um: *Gen.* 27, 15; *Num.* 14, 7;
Jos. 7, 21; 1. *Reg.* 19, 4; 1 *Par.* 4, 40; etc. etc.)
- 96 anus : vetula (18, 13)
Vulg. 18, 12:
... consenui, et dominus meus vetulus est ...
- 129 Colonus : advena, habitator (*Gen.* 21, 34)
Gen. 21, 23:
... terra, in qua versatus es advena.
habitator: *Gen.* 36, 20; *Gen.* 50, 11
- 165 Convivium : pastum (24, 54)
Gen. 29, 7:
... ad pastum eas (= oves) reducite
- 176 duxit uxorem : accepit uxorem (25, 20)
Gen. 21, 21:
... et accepit illi mater sua uxorem de terra Aegypti.
Gen. 24, 3:
... non accipias uxorem filio meo de filiabus Chan.
- 181 Ispidus : pilosus (25, 25)
Gen. 27, 11:
Nosti quod Esau frater meus homo pilosus sit.
- 280 Antecedite me : pergite ante me (32, 17)
Gen. 31, 18:
... pergens ad Isaac patrem suum ...
- 317 errantem : querentem (37, 15)
Gen. 37, 15:
... invenitque eum vir errantem in agro, et
interrogavit quid quaereret
(Also stammt Interpretation aus dem gleichen Satz)
- 319 evolutis : transactis (*Gen.* 38, 12)
Gen. 41, 53:
... transactis septem ubertatis annis ...
coeperunt venire septem anni inopiae
- 344 Reminiscens : recordans (41, 9)
Gen. 40, 20:
recordatus est inter epulas magistri pincernarum
(Hier hat *V. L.* memoratus est, womit sonst recordari erklärt
wird).
- 345 suggeras : dicas vel deprecaris (40, 14)
Gen. 42, 21:
... dum deprecaretur nos, non audivimus ...
(vorher schon *Gen.* 16, 2 und 25, 21)

- 359 Confecteque macie : maculenti vel macie tincte (41, 3)
Gen. 41, 19:
 ... sequebantur ... septem boves ... macilentae
 (auch macies kommt ständig vor)
- 362 Virecta : virentia (41, 18)
Gen. 41, 3:
 ... septem boves ... pascebantur ... in locis virentibus ...
- 395 Marsupiis : sacculis (43, 22)
Gen. 42, 27:
 Contemplatus pecuniam in ore sacculi, dixit ...

Wenn wir nun bis zur völligen Evidenz nachweisen konnten, daß der Glossator zahlreiche Interpretamente in unmittelbarer Nähe des zu erklärenden Wortes, nämlich im direkt benachbarten Vulgatatext selbst fand, so dürften diese Interpretamente weder aus anderen „Quellen“, noch aus der „romanischen Volkssprache“ des 8. Jahrhunderts stammen. Wir gehen sogar noch einen Schritt weiter! Die Lateinkenntnisse eines Glossators mögen im 8. Jahrhundert recht beschränkt gewesen sein. Mit Sicherheit ist jedoch anzunehmen, daß ihm die Latinität der *Vulgata* einigermaßen vertraut war. Solange nun eine Stelle mit dem Latein der Bibel selbst erklärt werden konnte, werden Glossatoren zu Interpretamenten gegriffen haben, die ihnen die Bibel selber bot. Stimmt diese Annahme, dann muß eine sehr große Zahl von Interpretamenten, für die STALZER und LABHARDT bisher keine „Quellen“ finden konnten, in den Concordanzen der *Vulgata* zu finden sein. In der Tat: Von den 444 Interpretamenten allein der Genesisglossen finden sich nur 47 nicht in der *Vulgata* (also nur stark 10%), wobei auch semantische, morphologische und phonetische Abweichungen von der *Vulgata* berücksichtigt sind (wie etwa *fugire* für *fugere*).

Nun ist es natürlich nicht so, als wären 444 — 47 = 397 Vulgatastellen die „Quellen“ für 397 Interpretamente. Manches (auch Biblisches) ist sicherlich über andere Glossen und die bei LABHARDT genannten Autoren in unser Glossar gedrungen (vgl. oben). Immerhin bleibt die Tatsache, daß die Interpretamente in ihrer überwältigenden Mehrzahl Bibellatein sind. Das trifft auch für eine ganze Reihe von Glossen zu, die der Romanist gar zu gerne für typisch romanisch oder gar nordfranzösisch halten möchte, wie etwa: 21 (*tres solarios*), 23 (*Binas : duas et duas*), 81 (*alia vice*; kommt häufig vor), 94 (*valde bonum*; sehr häufig!), 100 (*una vice*), 114 (*Favillam : scintillam*; insgesamt achtmal in *Vulg.*), 137 (*Arenam : sabulo*), 212 (*Isset : ambulasset*), 330 (*Emit : comparavit*), 438 (*Humera : scapula*), etc. etc.

Die eben gewonnene Erkenntnis erklärt uns auch die von früheren Autoren festgestellten „Widersprüche“, das heißt, die Tatsache, daß bestimmte Wörter einmal als Lemma, einmal als Interpretament auftreten, wie etwa 2853 *Recordati : rememorati*, aber 1862 *Rememoratus : recordatus*. Obwohl nur *rememorari* der nordfranzösischen Volkssprache angehört (afr. *remembrer*), also als Interpretament zu

erwarten wäre, so ist doch auch *recordari* dem Glossator und dem Leser des achten Jahrhunderts aus der *Vulgata* wohlbekannt, denn es kommt in der Bibel an insgesamt 125 Stellen vor, *rememorari* dagegen nur an drei! Auch die Glosse 458 *In malo : in tribulatione* ist völlig unromanisch (denn *malum* ist in allen romanischen Sprachen geläufig, während *tribulatio* untergegangen ist) aber es ist ein typisches Beispiel für Bibelinterpretation und Bibellatein. Das gleiche gilt für 459 *Fetere : id est displicere*, wo statt einer glossierenden Übersetzung (etwa *putere*) eine Interpretation der Stelle (*Exod.* 5, 21) gegeben wird.

Ein besonders aufschlußreiches Beispiel ist das folgende. F. DIEZ und W. FÖRSTER hatten in ihre Auswahl die Glosse 465 *Lacus : Congregatio aquarum* aufgenommen. Es ist nicht leicht einzusehen, was daran romanisch sein soll, denn obwohl *lacus* in den seenarmen Gebieten oft durch *stagnum* vertreten wird, so lebt es doch nach REW 4836 in der gesamten Romania in erbwörtlicher Form fort, auch in Nordfrankreich (in der seltenen Form *lai*, die später durch *lac* verdrängt wird). *Lacus* brauchte also als Wort nicht erklärt zu werden, vor allem nicht durch ein Buchwort wie *congregatio aquarum*, für das bisher keine „Quelle“ genannt wird. Erst der biblische Kontext gibt die Erklärung. Bei der ersten ägyptischen Plage sagt Gott zu Moses: *Dic ad Aaron: Tolle virgam tuam, et extende manum tuam super aquas Aegypti, et super fluvios eorum, et rivos et paludes, et omnes lacus aquarum, ut vertantur in sanguinem (Exod. 7, 19)*. *Lacus aquarum* bedeutet hier also soviel wie „Wasserflächen“, nicht einfach „Seen“. Vgl. 2897 *lacum : fossam profundam*, wo eine andere Bedeutung von *lacus* glossiert werden muß. Das wollte der Glossator sagen, und als Interpretament bot sich ihm eine vertraute Stelle aus der *Genesis* (1, 10) an, wo es heißt: *Et vocavit Deus aridam Terram, congregationesque aquarum appellavit Maria. Congregatio* erscheint normalerweise mit Lebewesen verbunden (*congregatio hominum* etc.). Nur an zwei weiteren Stellen der *Vulgata* finden wir *congregatio* als Anhäufung lebloser Dinge, und zwar bezeichnenderweise beide Male als *congregatio aquarum*, und zwar *Levit* 11, 36 (*et omnis aquarum congregatio munda erit*) und *Eccli* 43, 22 (*super omnem congregationem aquarum requiescat*).

Hatte also STALZER Recht, als er gegen FÖRSTERS Ansicht den Glossen jeden romanischen Charakter absprach und sie als lateinisch-lateinische Glossen bezeichnete? Für einen großen Teil der Glossen trifft dies zweifellos zu, und doch hat STALZER den eigentlichen Charakter der Interpretamente nicht erkannt, wenn er schreibt: „Für mich ist es ausgemacht, daß der Glossator bewußt Latein schreibt, in den Glossen wie in den Lemmata, freilich nicht cicero-nianisches Latein, sondern beeinflußt von der Umgangssprache der Mönche im Kloster“ (loc. cit., p. 139). Bei ihm wie bei anderen ist eben nicht erkannt, daß der entscheidende Faktor bei der sprachlichen Prägung der Interpretamente das Bibellatein war. Auch FÖRSTER, der den extrem entgegengesetzten Standpunkt vertritt,

gibt zu, daß ein Teil der Glossen lateinisch-lateinisch ist (ZRP^h 31 [1907], p. 542), aber noch LABHARDT nimmt an, daß etwa der vierte Teil der Glossen als romanisch anzusehen ist (das entspricht etwa dem Umfang der FÖRSTERSchen Auswahl): „Il y a lieu, toutefois, de reviser quelque peu l'opinion de DIEZ . . . Je ne crois pas en effet, que le glossateur ait entrepris de composer le recueil qui nous est parvenu avec l'intention arrêtée d'en faire un glossaire roman. Je n'en veux pour preuve que le rapport qui existe entre le nombre des gloses romanes et celui des gloses purement latines, et qui est d'environ 1 : 4 (loc cit., p. 79).“

Wir müssen uns jedoch fragen, ob es nach unseren neuen Erkenntnissen möglich ist, etwa ein Viertel unserer Glossen als romanisch oder genauer, als nordfranzösisch anzusehen. Sind Glossen der FÖRSTERSchen Auswahl wie 20 *Cenacula* : *mansiunculas*, 21 *tristega* : *tres solarios*, 23 *binas* : *duas et duas*, 100 *semel* : *una vice*, 212 *Libenter* : *volumptarie* romanisch oder nordfranzösisch, wenn alle Interpretamenta schon in der *Vulgata* stehen und sich sogar das typisch französisch scheinende *volumptarie* (nfr. *volontiers*) allein zehnmal in der *Vulgata* und recht oft bei Kirchenvätern³⁰⁾ findet? Dürfen wir andererseits einem Teil der Glossen den romanisch-nordfranzösischen Charakter absprechen, wenn 40 *Aversa* durch *distornata* (détourné), 79 *Pronus* durch *qui adent' iacet* (afr. *adenz*), 146 *Femur* durch *coxa* (frz. *cuisse*), 220 *Minatur* durch *manatiat* (afr. *manacier*) erklärt wird? Sicherlich nicht! Nur müssen die Gewichte völlig neu verteilt werden. Wenn der Glossator (oder die Glossatoren), was jetzt als sicher gelten muß, einen sehr großen Teil seiner Erklärungen aus der *Vulgata* selbst schöpft, so ist es für uns eine Frage der Methode, ob *voluntarie* für *libenter* ein Romanismus ist. Dagegen spricht, daß das Adverb, wie oben gezeigt wurde, spätestens seit dem 3. Jahrhundert nach Christus belegt ist, dafür, daß es nur auf gallo-romanischem Sprachgebiet bis hin zum Katalanischen fortlebt (REW 9437). Solcher Beispiele enthalten unsere Glossen eine große Anzahl, und wir dürfen sagen, daß Wörter vom Typ *voluntarie*, die zum christlichen Latein gehören, nur mit Vorbehalt als Romanismen gelten dürfen, nämlich nur insoweit, als der Glossator aus dem christlich-lateinischen Wortschatz das ihm durch seine romanische Sprache des 8. Jahrhunderts Vertraute auswählte. Auf jeden Fall steht nach unseren bisherigen Ergebnissen fest, daß die Auswahl von 1165 angeblich rein romanischen Glossen, wie wir sie bei FÖRSTER finden, sehr stark reduziert werden muß.

Legen wir strenge Maßstäbe an, so bleiben etwa 10% der Glossen als echt romanisch übrig. Für sie finden wir weder bei den bisher genannten Autoren irgendwelche Quellen, noch finden sie sich in der *Vulgata*. In einem viel engeren Sinne, als er selbst es meinte, trifft damit der Satz von LABHARDT zu, den er an den Schluß seiner

³⁰⁾ Bei Arnobius, Hieronymus, Johannes Cassianus, Augustinus, Orosius, Claudianus Mamertus, Boetius, Cassiodorus u. a. Stellen bei ALBERT BLAISE, *Dict. Latin-français des auteurs chrétiens*, Turnhout (Belgien) 1954, p. 859.

Quellenfragen setzt: „Enfin — et cette constatation sera une conclusion très importante à ce chapitre — les gloses dont l'intérêt plus particulièrement le romaniste ne se retrouvent pas ailleurs, et il y a toutes chances, par conséquent, pour qu'elles constituent l'apport original du glossateur de Reichenau“ (p. 73). Nach allem, was wir über mittelalterliche Glossen wissen, sind diese Sammlungen nicht das Werk eines Einzelnen, sondern aus mehreren Glossen zusammengefloßen, überarbeitet und schließlich von einem letzten Bearbeiter erneut abgeschrieben worden. Die letzten Glossatoren, so ist anzunehmen, haben wahrscheinlich zu den bibellateinischen Glossensammlungen in Corbie die romanischen Elemente hinzugefügt. Es ist dies die jüngste Schicht von Glossen, für die es keine nachweisbare Quelle gibt und die gerade darum für den Romanisten so wertvoll sind.

*Andreas und Beowulf***Parallelstellen als Zeugnis für literarische Abhängigkeit*)**

Ein hervorstechendes Merkmal der altenglischen Poesie¹⁾ ist das häufige Vorkommen von Parallelstellen. Man versteht darunter die Erscheinung, daß aus wenigstens zwei Gliedern bestehende Wortkombinationen mehrfach begegnen, mit anderen Worten gleichzeitig in zwei oder mehr Denkmälern belegbar sind. Die Parallelität zweier Stellen kann dabei von völliger Identität bis zu mehr oder minder weitgehender Ähnlichkeit reichen. Stellenumfang und Parallelitätsgrad verhalten sich dabei naturgemäß umgekehrt proportional: Je länger zwei zueinander in Beziehung gesetzte Stellen sind, desto weniger ausgeprägt ist in der Regel ihre Parallelität. Völlig identische Stellen füllen selten mehr als einen Kurzvers, wie denn überhaupt die Masse des Materials aus zwei oder mehr Wörtern bestehende Kurzversfüllungen sind. Ich gebe einige Beispiele zur Erläuterung, und zwar im Hinblick auf unser Thema Kurzverse, die *Beowulf*-Epos und *Andreas*-Dichtung gemeinsam sind.

Aus zwei Wörtern bestehen z. B. folgende in beiden Werken belegbare Kurzverse: *hæle hildedeor* 'der kampfkühne Held' (*Beow.* 1646a; *An.* 1002a), *atol æzlwca* 'der furchtbare Unhold' (*Beow.* 592a; *An.* 1312a), *beacna beorhtost* 'das strahlendste der Zeichen' (*Beow.* 2777a; *An.* 242a), *murnende mod* 'der trauernde Sinn' (*Beow.* 50a; *An.* 1667a). Mit drei Wörtern gefüllt ist etwa der Vers *ofer yða zewealc* 'über das Rollen der Wogen' (*Beow.* 464a; *An.* 259a). Ein Beispiel dafür, daß eine auf das Maß eines Kurzverses beschränkte Parallelstelle dessenungeachtet eine ganze Reihe von Wörtern umfassen kann, liefert der für insulargermanische Verhältnisse ungewöhnlich reich gefüllte Vers *secze ic þe (ðe) to soðe* 'ich sage dir der Wahrheit gemäß' (*Beow.* 590a; *An.* 618a).

Sehr selten sind völlig identische Parallelstellen, die sich über zwei Kurzverse, also ein Verspaar, erstrecken. Eines der wenigen Beispiele ist die vielerörterte, *Beowulf* und *Exodus* gemeinsame Langzeile *enze anpaðas, uncuð zelad* 'enge Einsamkeitswege, unheimliches Gelände' (*Beow.* 1410; *Ex.* 58)²⁾. Abgesehen von diesem und ein paar weiteren Fällen sind jedoch Parallelstellen von Langzeilenumfang nicht mehr Wort für Wort gleich, sondern zeigen Abweichungen in Wortmaterial und Wortstellung.

*) Antrittsvorlesung, gehalten am 9. Februar 1965.

¹⁾ Poetische Texte werden im folgenden einheitlich nach der Sammelausgabe von G. PH. KRAPP und E. V. K. DOBBIE zitiert, *The Anglo-Saxon Poetic Records. A Collective Edition*, 6 Vols., New York 1931/53 (hiernach abgekürzt als ASPR).

²⁾ Einen gut informierenden Überblick über die wichtigste Literatur zu dieser umstrittenen Stelle gibt E. B. IRVING, *The Old English Exodus, Yale Studies in English* 122, New Haven 1953, S. 25 f.

Nicht wenige der im Laufe der Zeit ausgehobenen Parallelstellen erstrecken sich sogar über zwei, drei und mehr Langzeilen. Hier besteht die Parallelität dann nur noch darin, daß teilweise gleiches Wortmaterial in Sätzen ähnlicher syntaktisch-stilistischer Struktur wiederkehrt. Wir können an dieser Stelle auf ein Beispiel verzichten, weil wir später einen solchen Fall ausführlich behandeln werden.

Schon in der Frühzeit der Anglistik wurde man auf diese für die Eigenart der altenglischen Poesie so charakteristischen Parallelstellen aufmerksam. Nach gelegentlichen verstreuten Hinweisen kam ihre Sammlung und Erforschung in großem Stil durch einen Aufsatz G. SARRAZINS vom Jahre 1886 in Gang³⁾, und seitdem ist ihre Diskussion bis heute nicht mehr abgerissen. Der Grund dafür liegt in erster Linie darin, daß ihnen erheblicher Zeugniswert in Fragen beigelegt wird, deren Beantwortung für die altenglische Literaturgeschichte von großer Wichtigkeit ist. Es sind dies Fragen nach der Verfasserschaft und nach der Chronologie der altenglischen poetischen Denkmäler.

Bekanntlich sind uns nur zwei Namen altenglischer Dichter überliefert: Cædmon und Cynewulf⁴⁾. Cædmon nennt uns Beda in der *Historia ecclesiastica gentis Anglorum* als Verfasser des berühmten Schöpfungshymnus, dessen neun Zeilen gleichwohl auch das einzige sind, was dem vom Hirten zum Sänger aufgestiegenen Whitbyer Klosterbruder des ausgehenden 7. Jahrhunderts mit Sicherheit zugeschrieben werden kann. Den zweiten Namen verdanken wir dem Dichter selbst. Aus welchen Gründen immer tritt er aus der Anonymität und nennt sich Mit- und Nachwelt am Ende seiner Werke in runischer Signatur als Cynewulf. Er enthüllt sich so als Autor der Legenden *Elene* und *Juliana*, als Verfasser des sogenannten *Crist II* und als Dichter eines *Fata Apostolorum* betitelten Martyrologiums. Da er sich jedoch mit keiner uns bekannten historischen Persönlichkeit gleichen Namens sicher identifizieren läßt, widersetzt sich sein Werk ebenso genauerer zeitlicher Einordnung wie die große Masse anonymen angelsächsischer Dichtung.

Wie problematisch die Datierung altenglischer poetischer Denkmäler mit Hilfe der üblichen sprachlichen und sprachlich-metrischen Kriterien ist, läßt sich beispielhaft am *Beowulf* demonstrieren, für den Abfassungszeiten genannt worden sind, die von der Mitte des 7. bis zum Anfang des 10. Jahrhunderts reichen⁵⁾. Ähnliche Divergenzen im zeitlichen Ansatz begegnen auch bei fast allen anderen poetischen Texten. Eine Ausnahme machen hier im wesentlichen nur jene Denkmäler, die — wie etwa *Byrhtnoths Tod* oder die Annalen-Gedichte — zeitgenössische historische Ereignisse besingen und so mittels äußerer Kriterien datierbar sind.

³⁾ *Beowulf und Kynewulf*, *Anglia* 9 (1886), S. 515 ff.

⁴⁾ König Alfred als möglicher Verfasser der Versübertragung der *Metra* des Boethius bleibt dabei unberücksichtigt.

⁵⁾ Vgl. dazu den ungeachtet seiner Knappheit vorzüglichen Überblick von D. WHITELOCK, *The Audience of Beowulf*, Oxford 1951, S. 22 ff.

Auf dem Hintergrund dieser Situation wird die Rolle verständlich, die den Parallelstellen zufallen mußte, allerdings nur unter einer Voraussetzung, die man indes zunächst ohne Zögern für gegeben hielt, nämlich der, daß die Existenz von zwei oder auch mehr Werken gemeinsamen Stellen prinzipiell nur aus gegenseitiger Abhängigkeit der betreffenden Denkmäler erklärbar sei. So glaubte man denn einmal, mit Hilfe der Parallelstellen Entscheidungen in strittigen Verfasserschaftsfragen herbeiführen zu können. Zum anderen sah man in ihnen willkommene Hilfsmittel zur Bestimmung der relativen Chronologie von Denkmälern, die sich mangels brauchbarer Datierungskriterien zeitlicher Einordnung widersetzen. Ob jeweils aus Parallelstellen auf Verfasseridentität oder nur auf Abhängigkeit eines Dichters von einem anderen zu schließen sei, wurde, da methodische Prinzipien nicht einmal ansatzweise vorhanden waren, völlig subjektiv entschieden. Da man in jener Zeit Verfasserfragen seine besondere Aufmerksamkeit schenkte und dabei die Neigung hatte, möglichst das ganze, rund 30 000 Langzeilen umfassende Corpus altenglischer Poesie der Anonymität zu entreißen und es auf die beiden einzigen namentlich bekannten Dichter, Cædmon und Cynewulf, zu verteilen, wurde auch die Parallelstellenforschung vor allem unter diesem Aspekt betrieben. Nicht zuletzt auf Grund ihrer Ergebnisse kam es dazu, daß etwa Cynewulf neben den signierten Werken zahlreiche andere Denkmäler zugeschrieben wurden, u. a. *Phoenix*, *Physiologus*-Fragmente, *Judith*, *Guthlac A* und *B*, die Rätsel, die beiden als *Wanderer* und *Seefahrer* bekannten Elegien und auch der *Andreas*. Am weitesten ging dabei SARRAZIN. Da er wegen der großen Zahl gemeinsamer Stellen *Beowulf* und *Andreas* für Werke eines Dichters hielt und — wieder vor allem auf Grund von Parallelstellen — den *Andreas* als Cynewulfisch ansah, erschien schließlich auch noch der *Beowulf* auf dem Cynewulf-Kanon⁶⁾.

Nicht alle Anglisten jener Zeit aber waren bei der Zuteilung anonymer Werke an einen bestimmten Verfasser von so großzügiger Freigebigkeit wie SARRAZIN. Sie begnügten sich vielmehr im allgemeinen damit, aus dem Vorhandensein von Parallelstellen nur auf Beeinflussung eines Dichters durch einen anderen zu schließen. Da für die Beantwortung der sich dann stellenden Prioritätsfrage methodische Richtlinien zunächst noch fehlten, verfuhr man auch hier mit großer Willkür. Statt die Parallelstellen zum Sprechen zu bringen, ließ man sich von ihnen eigentlich jeweils nur Ergebnisse bestätigen, zu denen man auf Grund anderer Überlegungen gekommen war.

Es kann nicht wundernehmen, daß dieses Spiel mit den Parallelstellen auch damals schon hier und da auf Widerspruch stieß. Am weitesten ging in der Frühzeit die Kritik J. KAILS, der schon 1889 die stillschweigend akzeptierte Grundvoraussetzung leugnete, daß

⁶⁾ Vgl. etwa seine Zusammenstellung „der bekannten werke Kynewulf's“, *Anglia* 9 (1886), S. 544.

Parallelstellen eine wie immer geartete Abhängigkeit erwiesen. Er vertrat die Ansicht, daß die Parallelstellen nichts weiter darstellten „als einen gemeinsamen poetischen formelschatz . . . , aus welchem alle ags. dichter unabhängig von einander je nach bedarf ihren ausdruck entnahmen“⁷⁾. Diese Ansicht vermochte sich zwar damals und auch später nicht durchzusetzen. Sie brachte aber einen Standpunkt zu Gehör, an dem man hinfort nicht mehr achtlos vorübergehen konnte. Es dauerte allerdings länger als ein halbes Jahrhundert, bis erkannt wurde, wie nahe KAILS Vermutung der Wahrheit kommen dürfte.

Ich überspringe die weitere Forschungsgeschichte, wiewohl sie manche neuen Gesichtspunkte und hier und da sogar auch fruchtbare methodische Ansätze erkennen läßt⁸⁾, bis 1949, dem Erscheinungsjahr von C. SCHAARS *Critical Studies in the Cynewulf Group*⁹⁾, eines Werkes, dessen umfangreicher Abschnitt *The testimony of the parallels* als Markstein in der Parallelstellenforschung gelten kann. SCHAARS Verdienst besteht in erster Linie darin, daß er sich bemüht, wertvolle Erkenntnisse früherer Forschung aufzugreifen, um eine solide methodische Grundlage für die Beurteilung von Parallelstellen zu schaffen. So legt er vor allem fest, unter welcher Bedingung allein Parallelstellen als Zeugnis für Abhängigkeit beansprucht werden dürfen. Das Kriterium, mit dem die Spreu vom Weizen geschieden wird, lautet: Nur wenn sich beweisen läßt, daß eine zweimal belegte Stelle im einen Denkmal weniger passend verwendet wird als im anderen, kann Entlehnung angenommen werden. Weniger passender oder gar unpassender Gebrauch ist an Verstößen gegen Syntax oder Kontext erkennbar. Nur dann also, wenn eine zwei Werken gemeinsame Stelle in einem Fall syntaktische Mängel zeigt oder mit dem jeweiligen Sinnzusammenhang nicht oder nur schwer vereinbar ist, darf auf Abhängigkeit geschlossen werden. Geht man nach diesem Prinzip vor, ist gleichzeitig auch die Frage nach der Priorität beantwortet, insofern logischerweise der beanstandete Beleg der spätere sein muß.

Die strikte Anwendung dieser Methode hat zur Folge, daß schätzungsweise 80 bis 90 Prozent der im Laufe der Zeit gesammelten Parallelstellen von vornherein als formelhaftes Gut ohne jeden Zeugniswert ausgeschieden werden. Das übrigbleibende Material — und darin liegt ein weiterer großer Wert der SCHAARSchen Arbeit — wird dann wirklich diskutiert und nicht nur kommentarlos zusammengestellt, ein Verfahren, wie es für die ältere Forschung bis auf wenige Ausnahmen charakteristisch war.

Markiert mithin SCHAARS Untersuchung eine bedeutsame Zäsur in der Parallelstellenforschung, so sind von nicht minder einschnei-

⁷⁾ *Über die parallelstellen in der angelsächsischen poesie*, *Anglia* 12 (1889), S. 21 ff., auf S. 32.

⁸⁾ Das gilt vor allem von der Untersuchung E. C. BUTTENWIESERS, *Studien über die Verfasserschaft des Andreas*, Diss. Heidelberg 1899.

⁹⁾ *Lund Studies in English* 17, Lund-Copenhagen 1949.

dender Bedeutung Erkenntnisse, die im letzten Jahrzehnt von amerikanischer Seite gewonnen wurden. Als erste einer Reihe einschlägiger Publikationen erschien 1953 ein Aufsatz von F. P. MAGOUN über die Technik der altenglischen Poesie mit dem programmatischen Titel *Oral-Formulaic Character of Anglo-Saxon Narrative Poetry*¹⁰⁾. Inspiriert von M. PARRYS Arbeiten über die formelhafte Diktion homerischer Poesie und A. B. LORDS Erforschung der mündlichen Dichtung der Jugoslawen¹¹⁾, kommt MAGOUN zu dem Resultat, daß die große Zahl formelhafter Elemente das Gros der altenglischen Poesie als mündliche Dichtung ausweise. Das darf — zum Teil entgegen MAGOUN — aber kaum so verstanden werden, als ob alle altenglischen Denkmäler mit formelhafter Diktion mündlich verfaßt sein müßten. Man hat wohl vielmehr dahin zu modifizieren, daß die altenglische Poesie, wo nicht mündlich verfaßt, so doch weitgehend unter dem Gesetz mündlicher Dichtung steht, d. h. sich die tradierte Form auch da noch bewahrt, wo mit der Feder in der Hand gedichtet wird. Wie man sich zu dieser und anderen noch strittigen Einzelfragen stellt, ist indes in unserem Zusammenhang nicht von entscheidender Bedeutung. Was hier wichtig ist, ist dieses: Die vertiefte Einsicht in die Eigenart altenglischer Dichtung mit dem Nachweis der dominierenden Rolle, die der Formel in Poesie dieser Art zukommt, muß die prinzipielle Skepsis gegenüber allen aus Parallelstellen abgeleiteten Schlüssen über direkte Einflüsse eines Denkmals auf ein anderes noch verstärken.

Ehe wir uns nach diesen einleitenden Betrachtungen allgemeiner Art unserem speziellen Anliegen zuwenden, nämlich der Frage, welche Schlüsse die *Beowulf* und *Andreas* gemeinsamen Stellen gestatten, dürfte es sich empfehlen, zwar nicht das *Beowulf*-Epos, wohl aber die im allgemeinen weniger bekannte *Andreas*-Dichtung kurz einzuführen.

Überliefert im *Codex Vercellensis*, einer der vier großen, sämtlich um die Jahrtausendwende entstandenen Sammelhandschriften altenglischer Poesie, erzählt das Gedicht in 1722 Langzeilen die an phantastischen Abenteuern und Wundern reiche Legende vom hl. Andreas. Letzte Quelle der altenglischen Dichtung sind die apokryphen griechischen *Πράξεις Ἀνδρέου καὶ Μαθθία εἰς τὴν πόλιν τῶν ἀθροποπόλεων*. Die direkte Vorlage des angelsächsischen Dichters wird indes nicht in dem griechischen Original, sondern in einer uns nicht erhaltenen lateinischen Zwischenfassung zu sehen sein¹²⁾. Wir können uns für unsere Zwecke mit einer knappen, den Handlungsverlauf nur grob skizzierenden Inhaltsangabe der altenglischen Verserzählung begnügen:

¹⁰⁾ *Speculum* 28 (1953), S. 446 ff.

¹¹⁾ Die einschlägigen Arbeiten von PARRY und LORD nennt MAGOUN, a. a. O., S. 446, Fußnote 2 und 3.

¹²⁾ Vgl. zur Quellenfrage den entsprechenden Abschnitt bei K. R. BROOKS, *Andreas and the Fates of the Apostles*, Oxford 1961, S. XV ff. Nicht minder gut unterrichtet hier auch SCHAAR, *Critical Studies*, S. 12 ff.

Matthäus, der Matthias der griechischen Version, der als Missionsgebiet das Land der Anthropophagen erlost hat, wird beim Betreten ihrer Hauptstadt Mermedonia ergriffen und wie jeder Fremde, der in ihre Hände fällt, geblendet und bis zur Tötung eingekerkert. Doch Gott erbarmt sich seiner und befiehlt dem in Achaia missionierenden Andreas, zur Errettung des Mitbruders nach Mermedonia aufzubrechen. Andreas begibt sich mit zwei Begleitern zum Meeresufer, wo er alsbald auf ein Schiff stößt, hinter dessen dreiköpfiger Besatzung sich unerkannt Christus und zwei Engel verbergen. Der Apostel erfährt, daß das Schiff aus dem Land der Anthropophagen kommt, und bewegt den Steuermann, ihn und seine Gefährten dorthin mitzunehmen.

Am Ziel angekommen, befreit Andreas als erstes Matthäus und seine Leidensgefährten aus dem Kerker. Als die nunmehr vom Hungertod bedrohten Kannibalen dazu übergehen, mangels ausländischer Importe eigene Volksgenossen zur Schlachtbank zu führen, schreitet Andreas erneut rettend ein. Darüber ergrimmt, erscheint der Teufel auf der Szene und hetzt die Mermedonier auf den bis dahin unbemerkt gebliebenen Apostel. Er wird ergriffen, gefesselt und so lange durch die Straßen der Stadt geschleift, bis Gott nach drei Tagen eingreift und seine Leiden beendet.

Um die menschenfressenden Heiden auf den rechten Weg zu bringen, läßt Andreas aus einem steinernen Bildnis riesige Wassermassen herausfließen, die Mermedonia überfluten. Ein Feuergürtel um die Stadt hindert die Einwohner an der Flucht. Als sie in dieser ausweglosen Lage um Gnade bitten, werden auf Andreas' Geheiß die Naturgewalten wieder gebändigt. Mit Ausnahme einiger Erzbösewichter werden alle in den Fluten Umgekommenen wieder zum Leben erweckt. Das gesamte Volk schwört seiner grausigen Vergangenheit ab und bekehrt sich zum Christentum. Nach Errichtung einer Kirche und Einsetzung eines Bischofs nimmt Andreas Abschied von Mermedonia und kehrt nach Achaia zurück.

Die Frage nach dem Verhältnis von *Andreas* und *Beowulf* hat in der Parallelstellenforschung von Anfang an eine hervorragende Rolle gespielt, und zwar vornehmlich deswegen, weil die stattliche Zahl von Parallelen einmal und das vermeintliche Gewicht einiger gemeinsamer Stellen zum anderen die Meinung aufkommen ließen, daß man hier einen klassischen Fall literarischen Einflusses von exemplarischer Bedeutung vor sich habe. Hinzu kam als weiterer Faktor, daß man noch bis in die jüngste Vergangenheit hinein auch im Inhaltlich-Stofflichen manche auf Abhängigkeit hindeutende Parallele sah. So glaubte man sich denn zu der Schlußfolgerung berechtigt, daß der *Andreas* geradezu mit dem *Beowulf* als Modell geschrieben sei¹³⁾, eine Ansicht, die in dem von R. GARNETT geprägten und nicht selten bedenkenlos wiederholten Schlagwort vom *Andreas* als dem „christlichen *Beowulf*“¹⁴⁾ ihren extremsten Ausdruck fand¹⁵⁾.

¹³⁾ Vgl. u. a. F. KLAEBER, *Beowulf and the Fight at Finnsburg*, 3rd edition with first and second supplements, Boston 1950, S. CXI: „... the legend of *Andreas* exhibits abundant and unmistakable signs of having been written with *Beowulf* as a model“; CH. W. KENNEDY, *The Earliest English Poetry*, London-New York-Toronto 1943, S. 17: „The unknown poet of *Andreas* took *Beowulf* as his model“; S. 279: „... he has frequently given evidence of knowledge, and here and there of conscious imitation, of the *Beowulf*“; C. L. WRENN, *Beowulf. With the Finnesburg Fragment*, rev. ed., London etc. 1958, S. 35: „*Andreas* . . . is a veritable tissue of imitations and echoes of *Beowulf*.“

¹⁴⁾ *English Literature*, Vol. I, London 1903, S. 30.

¹⁵⁾ Daß diese Prägung in jedem Fall völlig unpassend ist, bedarf keiner Erörterung; sie wird auch von den meisten Anhängern der Abhängigkeitstheorie abgelehnt (vgl. etwa KENNEDY, a. a. O., S. 278 f.).

Auf die auch für die Beurteilung der Parallelstellen höchst bedeutungsvolle Frage, ob der *Andreas* im Stofflichen dem *Beowulf* verpflichtet sei, brauchen wir nicht näher einzugehen, weil neuere Forschung überzeugend dargetan hat, daß hier von erwiesener Abhängigkeit keine Rede sein kann¹⁶⁾. So hängt denn in der problematischen Frage, ob der *Andreas*-Dichter den *Beowulf* als Modell benutzte, alles vom Zeugnis der Parallelstellen ab, denen wir uns nun zuwenden wollen.

Von den nahezu 200 Stellen, die SARRAZIN 1897 als Beweismaterial für die These von der engen Abhängigkeit des *Andreas* vom *Beowulf* ins Feld führte¹⁷⁾, ist nur noch ein geringer Bruchteil als zeugniskräftig in der Diskussion geblieben. Während KRAPP in seiner *Andreas*-Ausgabe 1906 immerhin noch fast 150 nennt¹⁸⁾, hält SCHAAR 1949 nur noch rund zwei Dutzend Stellen für erörterenswert¹⁹⁾, ein Rückgang, der deutlich die in der Zwischenzeit erzielten methodischen Fortschritte widerspiegelt. Unter dem Eindruck der Arbeiten MAGOONS reduziert SCHAAR 1956 die Zahl der für beweiskräftig gehaltenen Parallelen noch weiter, und zwar auf zehn²⁰⁾. Diese zehn Stellen, die er nach wie vor für sicher erwiesene Entlehnungen hält, lassen ihn bei der herkömmlichen Meinung beharren, „that the *Andreas* poet leant heavily on *Beowulf*“²¹⁾.

In der Tat müssen zumindest einige dieser zehn Parallelen den Eindruck erwecken, als sei ihr Zeugniswert unbestreitbar. Und doch läßt sich, glaube ich, zeigen, daß auch hier das letzte Wort noch nicht gesprochen ist.

Ich muß mich darauf beschränken, zwei exemplarische Fälle herauszugreifen, und wähle dementsprechend mit *An.* 303a; *Beow.* 2995a und *An.* 360b ff.; *Beow.* 38 ff. die beiden Stellen aus, die seit Forschungsbeginn immer wieder als vermeintlich unwiderlegbare

¹⁶⁾ Zu nennen ist hier vor allem der einschlägige Abschnitt in dem Aufsatz von L. J. PETERS, *The Relationship of the Old English Andreas to Beowulf*, *PMLA* 66 (1951), S. 844 ff. Bedauerlicherweise wird die Lektüre dieser an sich sehr lesenswerten Untersuchung durch eine ungewöhnlich hohe Zahl von Versehen und Ungenauigkeiten beeinträchtigt. Besonders störend wirkt eine Reihe schwer verzeihlicher Fehler, die mangelnder Vertrautheit mit der Einrichtung des Wörterbuchs von BOSWORTH-TOLLER entspringen.

¹⁷⁾ *Est* 23 (1897), S. 259 ff.

¹⁸⁾ *Andreas and the Fates of the Apostles*, Boston etc. 1906, S. LVI, Fußn. 1.

¹⁹⁾ *Critical Studies*, S. 275 ff. und S. 242 f.

²⁰⁾ *On a New Theory of Old English Poetic Diction*, *Neophilologus* 40 (1956), S. 301 ff., auf S. 304.

²¹⁾ Ebd., S. 305. Sechs Jahre später bekennt sich SCHAAR in einer Rezension der *Andreas*-Ausgabe von BROOKS, *Studia Neophilologica* 34 (1962), S. 332, noch einmal ausdrücklich zur Abhängigkeitstheorie, wenn auch in wesentlich gemilderter Form: „We now know a good deal more about the formulaic character of OE poetry than we did in 1949 when my own thesis was published, and I nowadays feel inclined to steer a middle course: on the one hand I agree that some parallels which thirteen years ago I regarded as instances of imitation are probably only due to common tradition. On the other I still believe that there is a certain amount of direct influence from specific poems, particularly from *Beowulf*.“

Hauptzeugnisse angezogen worden sind, auf die sich beispielsweise schon SARRAZIN ausdrücklich beruft, wenn er mit der ihm eigenen Aggressivität erklärt: „Wer nicht ganz stumpfsinnig oder absichtlich blind ist, wird zugeben müssen, dass solche parallelstellen ... unmöglich ... auf zufall beruhen oder dem epischen formelschatz entnommen sein können“²²⁾. In der Folgezeit fehlen diese beiden Stellen weder bei TH. ARNOLD²³⁾ noch bei KRAPP²⁴⁾, und auch ein so großartiger Kenner altenglischer Dichtung wie KLAEBER nennt sie, wenn er in seiner *Beowulf*-Ausgabe, zuletzt 1950, nicht minder kategorisch als SARRAZIN für die Abhängigkeitsthese eintritt²⁵⁾. Wenn diese beiden als Beweismaterial erster Ordnung geltenden Stellen auch 1949 und 1956 bei SCHAAR²⁶⁾ sowie 1961 in der neuen *Andreas*-Ausgabe von BROOKS²⁷⁾ wieder auftauchen, so hat das seinen guten Grund: Keiner der Forscher nämlich, die sich gegen das Dogma von der Abhängigkeit des *Andreas* vom *Beowulf* wandten, hat den postulierten großen Zeugniswert dieser beiden klassischen Parallelen überzeugend entkräften können. Solange das aber nicht gelingt, läßt sich auch die behauptete Abhängigkeit des *Andreas* vom *Beowulf* kaum mit durchschlagendem Erfolg bestreiten.

Es ist selbstverständlich, daß beide Stellen so beschaffen sind, daß sie sich nicht auf Grund allgemeiner Erwägungen, etwa mit dem Hinweis auf den formelhaften Charakter der mündlicher Dichtung verhafteten altenglischen Poesie, abtun lassen. Vielmehr wird in beiden Fällen die Abhängigkeit vom *Beowulf* methodisch einwandfrei damit begründet, daß die entsprechenden Stellen im *Andreas* unpassend seien, weil die eine gegen syntaktische Regeln und die andere gegen den Kontext verstoße.

Fall 1 gilt als das Paradebeispiel schlechthin für gedankenlose Übernahme einer *Beowulf*-Stelle ohne sachgemäße Einpassung. *Beow.* 2991 ff. wird berichtet, wie der Gautenkönig Hygelac nach einem Kriegszug gegen die Schweden seine Gefolgsleute Eofor und Wulf reich dafür belohnt, daß sie unter Einsatz ihres Lebens den feindlichen König im Kampfe besiegten und töteten. Es heißt da:

zeald þone zuðræs ʒeata dryhten,
 Hreðles eafora, þa he to ham becom,
 lofore ond Wulfe mid ofermaðmum,
 sealde hiora ʒehwæðrum hund þusenda
 landes ond locenra beaga.

‘Es vergalt den Kampf der Herr der Gauten,
 Hrethels Sohn, als er heimgekehrt war, dem

²²⁾ *Est* 23 (1897), S. 264. Mit der Parallele *An.* 360b ff.; *Beow.* 38 ff. argumentiert SARRAZIN auch schon in älteren einschlägigen Arbeiten: vgl. *Anglia* 9 (1886), S. 519; *Beowulf-Studien*, Berlin 1888, S. 114.

²³⁾ *Notes on Beowulf*, London-New York-Bombay 1898, S. 123 und S. 124.

²⁴⁾ *Andreas*, S. LVI, Fußnote 1, mit S. 97 und S. 100.

²⁵⁾ A. a. O., S. CXI, Fußnote 5.

²⁶⁾ *Critical Studies*, S. 242 f. und S. 277 f.; *Neophilologus* 40 (1956), S. 304.

²⁷⁾ A. a. O., S. XXIV mit S. 74 und S. XXV mit S. 72 f.

Eofor und dem Wulf mit überreichen Schätzen;
er gab jedem von ihnen hunderttausend an Land
und an geflochtenen Ringen.'

Zu ergänzen ist hinter *þusenda* die Werteinheit, vermutlich die *sceatt* genannte Münze. Dann wäre also zu übersetzen: 'Er gab jedem von ihnen hunderttausend *sceattas* in Land und Baugen', freier: 'Land und Schmuck im Wert von hunderttausend *sceattas*.'

Diese *Beowulf*-Stelle nun soll dem *Andreas*-Dichter vorgeschwebt sein, als er Vers 301 ff. die Antwort formulierte, die der Apostel dem göttlichen Steuermann auf die Aufforderung erteilt, Reisegeld für die Schiffspassage nach Mermedonia zu entrichten. *Andreas* erklärt dort seine völlige Mittellosigkeit mit den Worten:

Næbbe ic fæted gold ne feohzestreon,
welan ne wiste ne wira zespann,
landes ne locenra beaza.

'Ich habe nicht getriebenes Gold,
noch Geldbesitz, weder Reichtum noch
Fülle, noch Filigrangespänge, weder
Land noch geflochtene Ringe.'

Beowulf und *Andreas* gemeinsam ist lediglich der Vers *landes ond bzw. landes ne locenra beaza*. Das erscheint zunächst nicht gerade außergewöhnlich und möchte auf den ersten Blick als aus gemeinsamem Vorrat geschöpfte alliterierende Formel ohne irgendwelchen Beweiswert anzusprechen sein. Wenn der *Andreas*-Beleg trotzdem als Entlehnung aus dem *Beowulf* angesehen und als stringenter Beweis für Abhängigkeit beansprucht wird, dann aus syntaktischen Gründen. Die Genitive *landes* und *locenra beaza* nämlich stehen im *Beowulf* als von *hund þusenda* bzw. dem zu ergänzenden *sceatta* abhängige adnominale Partitive. Im *Andreas* dagegen gibt es kein Substantiv, von dem *landes ne locenra beaza* abhängig sein könnte, und jeder Versuch, hier ein zweckentsprechendes Wort zu ergänzen²⁸⁾, wird zu Recht als indiskutabel abgelehnt²⁹⁾. So bleibt denn nur die Möglichkeit, die Genitive als adverbial, also als von *næbbe* 'ich habe nicht' abhängige Objekte aufzufassen. An diesem Punkt nun setzt die Kritik ein. Es gilt nämlich als ausgemachte Sache, daß solche von *næbbe* abhängigen Genitive hier völlig undenkbar seien, mit SCHAARS Worten: „it is obvious that the genitival phrase has nothing whatever to do after *næbbe*“³⁰⁾. Nicht anders urteilt BROOKS, wenn er die Genitive im *Andreas* „ungrammatical“³¹⁾ und „altogether out of place“³²⁾ nennt.

28) Vgl. B. S. MONROE, *MLN* 31 (1916), S. 375.

29) Vgl. SCHAAR, *Critical Studies*, S. 278.

30) Ebd.

31) *Andreas*, S. XXV.

32) Ebd., S. 72. Von älteren Stellungnahmen vgl. etwa E. C. BUTTENWIESER, *Studien über die Verfasserschaft des Andreas*, Diss. Heidelberg 1899, S. 63 f.: „Der falsche Gebrauch des Genetivs . . . im And. statt des Acc. tritt sofort frappant zu Tage, während im B. der Genetiv am Platze ist.“ S. auch KRAPP, *ASPR* II, S. 108.

Für die angeblich unbezweifelbare Deplaziertheit der Genitive *landes ne locenra beaga* im *Andreas* werden in der Regel zwei Gründe angeführt: 1) regiere *nabban* 'nicht haben' gleich *habban* 'haben' so gut wie immer den Akkusativ; 2) selbst dann, wenn man die Möglichkeit genitivischer Rektion für *nabban* konzidiere, erwiese sich die *Andreas*-Stelle immer noch einwandfrei als syntaktische Mißbildung, da die Genitive *landes* und *locenra beaga* auf eine Reihe normaler Akkusative folgten, ein solcher Kasuswechsel bei mehreren Objekten aber völlig ausgeschlossen sei. So zwingt denn der syntaktische Befund auf alle Fälle zu dem Schluß, daß der Kurzvers 303a des *Andreas* aus dem *Beowulf* stamme, daß ihn der spätere Dichter wörtlich entlehnt habe, ohne ihn syntaktisch einzupassen.

Prüfen wir nun, ob diese beiden zu so weittragenden Schlüssen führenden Argumente tatsächlich stichhaltig sind.

Da wird zunächst einmal die Seltenheit der Genitivkonstruktion nach *habban/nabban* betont. Das ist zweifellos richtig, wenn man sie am Vorkommen der Akkusativkonstruktion mißt. Absolut gesehen aber ist der Genitivgebrauch gar nicht so selten, jedenfalls keineswegs in einem Maße, daß auch nur der geringste Zweifel an der Möglichkeit dieser Fügung bestehen könnte. Selbst ohne eine materialreiche Gesamtdarstellung der altenglischen Syntax lassen sich ohne allzu große Mühe Dutzende von Beispielen beibringen, wenn man einmal die vorhandenen Hilfsmittel ausschöpft und zum anderen auch nicht vor der Lektüre einiger hundert Seiten altenglischer Texte zurückschreckt. Von den nahezu zwei Dutzend Belegen, die allein BT³³⁾, BTS³⁴⁾, F. LIEBERMANN³⁵⁾ und E. WÜLFING³⁶⁾ buchen, sei hier nur einer herausgegriffen: In König Alfreds Übersetzung der *Historia adversus paganos* des Orosius³⁷⁾ heißt es 80, 7 ff. bei der Beschreibung des von Xerxes gegen Griechenland aufbotenen Heeres, es sei so groß gewesen,

þæt mon eaðe cwepan mehte ðæt hit wudor
wære, hwær hie landes hæfden þæt hie mehten
an gewician.

'daß man wohl sagen konnte, daß es ein Wunder
gewesen sei, wo sie Land hatten (Land fanden),
um darauf biwakieren zu können.'

'Sie hatten Land' heißt hier also genauso mit Genitiv *hie landes hæfden*, wie im *Andreas* 'ich habe nicht Land' *næbbe ic landes* heißt.

³³⁾ S. v. 'habban', II.

³⁴⁾ S. v. 'habban', B. I. Vgl. ferner den Beleg aus Ælfrics *Lives of Saints*, s. v. 'nabban'.

³⁵⁾ *Die Gesetze der Angelsachsen*, Wörterbuch, Bd. II, 1. Hälfte, Halle 1906, s. v. 'habban' (II Atr 9, 3; Af 42, 1; Af 42, 3; Ine 32; Ine 66).

³⁶⁾ *Die Syntax in den Werken Alfreds des Großen*, Teil I, Bonn 1894, S. 21 f.

³⁷⁾ Ed. H. SWEET, *King Alfred's Orosius*, EETS O. S. 79, 1883.

Bisher offenbar nicht erfaßte Beispiele für *habban/nabban* c. gen. finden sich u. a. in der Übersetzung der *Benediktinerregel*³⁸⁾ und in den *Vercelli-Homilien*³⁹⁾. So bietet etwa BR 103, 11 *zif þæt cild þæs andzites næbbe* 'wenn das Kind den Verstand nicht hat' und VH V. 200 *þe zodes willan hæbben* 'die guten Willen haben'⁴⁰⁾.

Weist die Prosa also eine stattliche Anzahl von Beispielen für den Gebrauch des Genitivs nach *habban/nabban* auf, so buchen GREIN-KÖHLER im *Sprachschatz der angelsächsischen Dichter* für die Poesie keinen Beleg für *nabban* und nur einen für *habban*⁴¹⁾. Dieser ist es denn auch, der als einziger hier und da in der einschlägigen Literatur auftaucht, wo er in der Regel als wenig belangvoll mit dem Etikett „isolierter Einzelfall“ versehen abgetan wird⁴²⁾.

Verläßt man sich indes nicht ausschließlich auf lexikographische Hilfsmittel, sondern zieht die Texte selbst heran, so stößt man zumindest noch auf ein zweites Beispiel, und zwar auf einen Beleg für negiertes *nabban* c. gen., der durch seine Parallelität zu unserer *Andreas*-Stelle jeden vernünftigen Zweifel an der Möglichkeit der Genitivkonstruktion auch in der Poesie beseitigen muß. In einem Zauberspruch gegen Viehdiebstahl⁴³⁾ wird dem Dieb gewünscht:

þæt he næfre næbbe landes, þæt he hit oðlæde,
ne foldan þæt [he] hit oðferie,
ne husa, þæt he hit oðhealde.

Diese Verwünschung besagt also, daß der Dieb nie Land haben möge, auf welches er das gestohlene Vieh fortführen kann, noch Boden, auf den er es hinwegbringen kann, noch Gebäude, um es darin zurückzuhalten. Abhängig von *næbbe* sind die der Form nach eindeutig als Genitive ausgewiesenen Objekte *landes* und *husa* sowie das formal mehrdeutige *foldan*, das sowohl Genitiv wie Akkusativ sein kann, hier aber in der Reihe *landes, foldan, husa* wohl auch als Genitiv anzusprechen ist. Eine schlagendere Parallele zu dem *næbbe ic landes* des *Andreas* ist in der Tat kaum vorstellbar als dieses *he næbbe landes* des vorliegenden Zauberspruchs.

So lassen denn zahlreiche Prosa-Fälle sowie zwei poetische

³⁸⁾ Ed. A. SCHRÖER, *Die angelsächsischen Prosabearbeitungen der Benediktinerregel*, *Bibl. der ags. Prosa* 2, Kassel 1885/88.

³⁹⁾ Ed. M. FÖRSTER, *Die Vercelli-Homilien*, I. Hälfte, *Bibl. der ags. Prosa* 12, Hamburg 1932.

⁴⁰⁾ Bezeichnenderweise möchte FÖRSTER, a. a. O., S. 128, Anm. 115, hier emendieren und *þe zodne willan hæbben* oder *þe zodes willan sien lesen*: zweifellos ein unnötiger und unerlaubter Eingriff in die handschriftliche Überlieferung.

⁴¹⁾ *Genesis* 678: *Nu hæbbe ic his her on handa*.

⁴²⁾ Vgl. etwa SCHAAR, *Critical Studies*, S. 278.

⁴³⁾ Ed. DOBBIE, *ASPR* VI, Nr. 9. Bei G. STORMS, *Anglo-Saxon Magic*, 's-Gravenhage 1948, abgedruckt als Nr. 15. Zur metrischen Struktur dieses Zauberspruchs vgl. K. SCHNEIDER, *Die strophischen Strukturen und heidnisch-religiösen Elemente der ae. Zauberspruchgruppe 'wið þeolde'*, *Festschrift zum 75. Geburtstag von Theodor Spira*, edd. H. VIEBROCK und W. ERZGRÄBER, Heidelberg 1961, S. 38 ff., auf S. 39 ff.

Belege für die Genitivkonstruktion nach *habban/nabban*, zumal der zweite, neu beigebrachte Zauberspruchbeleg, keinen Zweifel daran, daß in der Fügung *nebbe ic landes ne locenra beaza* des *Andreas* keine syntaktische Fehlleistung vorliegt, sondern ein durchaus mögliches Syntagma⁴⁴⁾.

Am Rande sei vermerkt, daß für den Sprachhistoriker insbesondere negiertes *nabban* c. gen. alles andere als sensationell ist, findet sich die gleiche Fügung doch auch in anderen germanischen Dialekten; sowohl das Gotische⁴⁵⁾ als auch das Alt- und Mittelhochdeutsche⁴⁶⁾ kennen bei 'nicht haben' neben der üblicheren Akkusativkonstruktion auch den Genitivgebrauch. Daß diese im Germanischen im Aussterben begriffene Konstruktion mit ihrer Verwendung des partitiven Genitivs in negativen Sätzen überdies altes, voreinzelsprachliches Erbe fortsetzt, lehren die Verhältnisse im Baltischen und Slawischen, wo diese Ausdrucksweise bekanntlich die Regel ist⁴⁷⁾.

Prüfen wir nun das zweite der beiden ins Feld geführten Argumente, die Behauptung, daß Kasuswechsel bei mehreren von einem Verbum abhängigen Objekten eine syntaktische Ungeheuerlichkeit sei, mit anderen Worten, daß von *nebbe* unmöglich einmal die Akkusative *fated zold*, *feohzestreon*, *welan*, *wiste* und *zespenn* und zum anderen die Genitive *landes* und *locenra beaza* abhängig sein könnten.

Auch dieses zweite, vermeintlich unwiderlegbare Argument vermag kritischer Überprüfung nicht standzuhalten; denn es gibt noch eine ganze Reihe anderer, unzweifelhafter Fälle dieser Art. Das poetische Belegmaterial für diese eigentümliche Konstruktion — außer der vorliegenden *Andreas*-Stelle immerhin noch vier weitere Fälle — steht seit über einem halben Jahrhundert bequem in einer Dissertation bereit⁴⁸⁾, ist aber dessenungeachtet bisher zur Klärung

⁴⁴⁾ Ebenso wie *nabban* begegnet übrigens auch *nazan*, das andere ae. Verbum für 'nicht haben', mehrmals mit dem Genitiv; für Beispiele aus der Dichtung s. GREIN-KÖHLER, *Sprachschatz*, s. v. 'nazan'.

⁴⁵⁾ Vgl. K. SCHRADER, *Ueber den syntactischen Gebrauch des Genitives in der gothischen Sprache*, Diss. Göttingen, Halle 1874, S. 37; W. STREITBERG, *Gotisches Elementarbuch*, 5. und 6. Auflage, Heidelberg 1920, § 262, 1.

⁴⁶⁾ Vgl. etwa H. BALDES, *Der Genetiv bei Verbis im Althochdeutschen*, Diss. Straßburg 1882, S. 15 f.; O. BEHAGHEL, *Deutsche Syntax*, Bd. I, Heidelberg 1923, S. 577 f.; H. PAUL, *Deutsche Grammatik*, Bd. III, 5. Auflage, Halle 1959, S. 348.

⁴⁷⁾ Vgl. etwa F. MIKLOSICH, *Vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen*, Bd. IV, Wien 1868/74, S. 498 ff.; W. VONDRÁK, *Vergleichende slavische Grammatik*, Bd. II, 2. Auflage, Göttingen 1928, S. 251 f.; J. ENDZELIN, *Lettische Grammatik*, Heidelberg 1923, § 403. S. auch K. BRUGMANN, *Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen*, Bd. II, Teil II, 2. Auflage, Straßburg 1911, § 518.

⁴⁸⁾ G. SHIPLEY, *The Genitive Case in Anglo-Saxon Poetry*, Diss. Baltimore 1903, S. 12 mit S. 25, 27, 38 und 48. Zu den beiden Belegen in *Judgment Day II* vgl. auch DOBBIE, *ASPR* VI, S. 177 (Anm. zu Z. 12—13) und S. 178 (Anm. zu Z. 81); zu *Genesis* 39 ff. vgl. F. HOLTHAUSEN, *Die Altere Genesis*, Heidelberg-New York 1914, S. 91; zu *Resignation* 101 f. (SHIPLEYS Hym. IV, 100) vgl. GREIN-KÖHLER, *Sprachschatz*, s. v. 'nazan'.

des vorliegenden Falles, soweit ich sehen kann, nicht herangezogen worden. Daß Kasuswechsel bei mehreren Objekten nicht unbedingt als anstößig empfunden wurde, bezeugen aber nicht nur diese poetischen Belege; auch die Prosa kennt nach Ausweis mehrerer einwandfreier Beispiele diesen Usus. So heißt es etwa in einem in der Hs. CCCC 391 überlieferten Gebet ⁴⁹⁾ 328, 19 ff.:

Ic bidde ðe, min drihten, eadmodlice, þæt
 ðu me zehelpe and ealra minra freonda and
 maða and eallra ðæra, þe to minre zebedræd-
 dene ðencað and hihtað, libbendra and forð-
 zewitenra.

‘Ich bitte Dich, mein Herr, demütig, daß Du
 mir helfen mögest und allen meinen Freunden
 und Verwandten und all denen, die auf mein
 Gebet warten und hoffen, Lebenden und Ver-
 storbenen.’

Das Verbum *zehelpan* regiert hier einmal das Dativ-Objekt *me*, zum anderen eine Reihe von Genitiv-Objekten, beginnend mit *ealra minra freonda*.

Nicht minder eindeutig ist ein Beispiel aus *Ælfrics Homiliae Catholicae* ⁵⁰⁾, wo I, 158, 20 f. von *biddan* zwei Genitiv-Objekte und ein Akkusativ-Objekt abhängig sind:

Ne bæd se blinda naðor ne zoldes, ne seolfres,
 ne nane woruldlice ðing.
 ‘Der Blinde bat weder um Gold noch um Silber
 noch um ein (anderes) irdisches Gut.’

Einen weiteren Beleg für Kasuswechsel bei mehreren Objekten bietet ein gegen Ende des 10. Jahrhunderts aufgesetztes Testament ⁵¹⁾:

7 ic zeann be eastan stræte æzþer ze wudas
 ze feldas Ælfstane biseope into Coppanforde.
 7 þæs hezes on ƿlæsne (42, 18 f.).
 ‘And I grant to Copford for Bishop Ælfstan
 both woods and open lands east of the
 high-road, and the enclosure at Glazenwood.’ ⁵²⁾

Hier regiert *zeunnan* mit *wudas* und *feldas* zwei Akkusative und mit *þæs hezes* einen Genitiv ⁵³⁾.

Ziehen wir das Fazit, so ergibt sich, daß die Genitive *landes* und *locenra beaza* im *Andreas* keineswegs „unthinkable in correct Old English“ ⁵⁴⁾ sind; sowohl Genitiv nach *nabban* als auch Kasuswechsel bei mehreren von einem Verbum abhängigen Objekten lassen sich

⁴⁹⁾ N. R. KER, *Catalogue of Manuscripts containing Anglo-Saxon*, Oxford 1957, No. 67 art. a; ed. J. ZUPITZA, *Archiv* 84 (1890), S. 327 f.

⁵⁰⁾ Ed. B. THORPE, *The Sermones Catholici or Homilies of Ælfric*, 2 Vols., London 1844/46.

⁵¹⁾ Ed. D. WHITELOCK, *Anglo-Saxon Wills*, *Cambridge Studies in English Legal History*, Cambridge 1930, Nr. XVI (I).

⁵²⁾ Übersetzung von WHITELOCK, a. a. O., S. 43.

⁵³⁾ Weitere Beispiele für den Wechsel von Genitiv und Akkusativ bei *zeunnan* bucht BTS, s. v.

⁵⁴⁾ So SCHAAR, *Critical Studies*, S. 278.

mit einer Reihe von Beispielen aus Poesie und Prosa als zwar nicht häufige, aber eben doch gängige altenglische Syntagmata erweisen. Damit aber entfällt die renommierteste *Andreas-Beowulf*-Parallelstelle gemäß allgemein anerkanntem methodischen Grundsatz als Beweismittel für Abhängigkeit. Der beiden Werken gemeinsame Vers entpuppt sich als eine alliterierende Formel ohne jede Beweiskraft, wie sie zu Hunderten in der altenglischen Dichtung vorkommen und zu Hunderten mit gutem Grund aus der Diskussion ausgeschlossen worden sind.

Es ist aufschlußreich, daß mit dieser Stelle das einzige Beispiel eliminiert ist, das für Übernahme einer *Beowulf*-Stelle unter Verletzung der Syntax ins Feld geführt worden ist. Überall sonst werden vermeintliche Entlehnungen mit der Annahme von Kontextwidrigkeit begründet, mit Argumenten also, bei denen sich naturgemäß die Gefahr, subjektiv zu verfahren, noch sehr viel weniger ausschalten läßt als in syntaktischen Fragen.

Mit der zweiten der beiden Parallelstellen, die bis heute als Hauptzeugnisse für die Abhängigkeit des *Andreas* vom *Beowulf* gelten und deshalb unsere besondere Aufmerksamkeit verdienen, kommen wir nunmehr zu einem solchen Fall, in dem Entlehnung mit dem Kriterium der Kontextverletzung begründet wird. Bei der Schilderung von Scyld Scefings Schiffsbestattung am Eingang des *Beowulf* wird Vers 36b ff. die Ausrüstung des Fahrzeugs beschrieben, das den toten Herrscher auf die hohe See hinaustragen soll:

þær wæs madma fela
of feorwezum, frætwa, zehæded;
ne hyrde ic cymlicor ceol zezyrwan
hildewæpnum ond heaðowædum,
billum ond byrnum; him on bearme læz
madma mænigo.

‘Dort war viel an Kleinodien, an Kostbarkeiten
von fernher hingebraucht; ich hörte nicht, daß
ein Schiff herrlicher ausgerüstet ward mit
Kriegswaffen und Kampfgewändern, mit Schwertern
und Brünnen; ihm [nämlich dem Scyld
Scefing] lag im Schoß eine Menge Kostbarkeiten.’

Als Imitation dieser Stelle gelten die *Andreas*-Verse 360b ff. Dort heißt es von dem nach Mermedonia in See gestochenen Schiff:

Æfre ic ne hyrde
þon cymlicor ceol zehladenne
heahgestreonum.

‘Ich hörte nicht, daß jemals ein
Schiff herrlicher als dieses mit
kostbaren Schätzen beladen war.’

Beschränkte man sich zunächst darauf, allein wegen der fraglos weitgehenden Ähnlichkeit in Wortgut und Satzstruktur diese *Andreas*-Stelle als *Beowulf*-Nachahmung zu beanspruchen, so nannte

doch schon A. BRANDL 1908 ein weiteres, vermeintlich entscheidendes Argument für Entlehnung⁵⁵). Er wies nämlich darauf hin, daß herrliche Kleinodien auf dem das Land der Anthropophagen ansteuernden Schiff ganz offensichtlich deplaziert seien. Daraus folgert er, daß der *Andreas*-Dichter diese Stelle aus dem *Beowulf* übernommen habe, ohne Rücksicht darauf, daß in seiner Dichtung 'ein mit prächtigen Schätzen herrlich beladenes Schiff' völlig fehl am Platze ist. Unter dem Eindruck dieses Arguments buchen auch SCHAAR und BROOKS die Stelle als einwandfrei erwiesene minderwertige *Beowulf*-Nachahmung⁵⁶).

Es kann nun tatsächlich kaum einem Zweifel unterliegen, daß es für die weder zuvor noch später erwähnte, geschweige denn motivierte Anwesenheit von unübertrefflichen Schätzen auf dem *Andreas*-Schiff keine plausible Erklärung gibt; Gold und Edelsteine, Ringe und kostbare Waffen haben auf diesem Schiff wirklich nichts zu suchen. Wenn es trotzdem Schätze solcher Art beherbergt, dann geht das aber keineswegs auf das Konto des mittelalterlichen Dichters, sondern vielmehr auf das seiner Kritiker, der Philologen. Erst diese nämlich haben die beanstandeten Pretiosen in den Text hinein- und auf das Schiff hinaufinterpretiert, haben also paradoxerweise selbst die Sinnwidrigkeit verschuldet, die sie dem Dichter zur Last legen. Mit den *heahzestreonum* 362a sind nämlich, wie ich glaube, gar nicht 'Schätze, Kleinodien, Kostbarkeiten' im eigentlichen Verstande gemeint; das Wort bezeichnet vielmehr in übertragenem Sinne die beiden prominenten Insassen des Schiffes, Christus und Andreas.

Daß einer solchen Deutung von *heahzestreon* semantisch nichts im Wege steht, lehren zahlreiche ähnliche Fälle, wo Wörter für 'Schatz, Kleinod u. dgl.' in übertragenem Sinne gebraucht werden. So bezeichnet z. B. das Wort *maðm* 'Schatz, Kleinod, Juwel' in einer Predigt Ælfrics das Haupt Johannes des Täufers⁵⁷), in einer anderen die Gottesmutter⁵⁸) und in einer dritten Christi Kreuz⁵⁹). In noch stärkerem Maße metaphorisch verwendet wird *zoldhord* 'Goldhort'. Dieses Wort, dessen semantischer Bereich sich deutlich mit dem von

⁵⁵) *Geschichte der altenglischen Literatur*, Sonderausgabe aus der zweiten Auflage von PAULS *Grundriß der germanischen Philologie*, Straßburg 1908, S. 1010.

⁵⁶) Vgl. SCHAAR, *Critical Studies*, S. 243: „... I must agree with BRANDL (p. 1010) that the *ceol zehladenne heahzestreonum* is a rather inferior imitation of *Beowulf*. Why should the ship of the Lord, ready to take the apostles on board for their mission to the foreign country, be loaded with treasures?"; BROOKS, *Andreas*, S. XXIV: „In *And.* 360 ff. there is no reason whatever to represent the ship which is to carry Andrew to Mermedonia as *zehladenne heahzestreonum*." In der Anmerkung zu 360 ff. wird S. 74 noch einmal ausdrücklich die „absurdity of the present passage“ herausgestellt.

⁵⁷) *Homiliae Catholicae* I, 486, 11.

⁵⁸) Ebd., I, 438, 21.

⁵⁹) *Lives of Saints* (ed. W. W. SKEAT, *Aelfric's Lives of Saints*, 2 Vols., EETS O. S. 76, 1881; 82, 1885; 94, 1890; 114, 1900) 27, 5.

gestreon überschneidet⁶⁰⁾, begegnet — um nur ein paar Beispiele zu nennen — in der homiletischen Literatur als Bezeichnung für die Gebote Gottes⁶¹⁾, den christlichen Glauben⁶²⁾, die legendäre ägyptische Maria⁶³⁾ und den Leichnam des hl. Martin von Tours⁶⁴⁾. In der Poesie bezeichnet es das heilige Kreuz (*Elene* 790).

In Anbetracht dessen, daß mit *heahgestreon* im *Andreas* unserer Meinung nach Christus nebst *Andreas* gemeint sind, kommt drei weiteren Belegen besondere Bedeutung zu. Als *goldhord* wird nämlich einmal in *Cynewulfs Crist* (787) und zweimal in den *Blickling-Homilien* (9, 28 und 11, 29) Christus bezeichnet. Hier wie dort also dient ein Wort der Bedeutung 'Schatz' zur Bezeichnung des Gottessohnes.

Daß solche metaphorische Verwendung von Wörtern für 'Schatz, Kleinod etc.', wie wir sie hier im Altenglischen finden, alles andere als ungewöhnlich ist, lehren im übrigen zahlreiche analoge Beispiele im Neueinglischen und in anderen Sprachen. Man denke nur an griech. *θησαυρός*, lat. *thesaurus*, ne. *treasure*, dt. *Schatz* oder auch an ne. *pearl, jewel, gem*, dt. *Perte, Juwel* usw., Wörter, die ja sämtlich eine hochgeschätzte, verehrte, geliebte Person bezeichnen können.

Kehren wir nun zu unserer *Andreas*-Stelle zurück, um uns die Frage vorzulegen, ob die vorgeschlagene neue Deutung von *heahgestreon* sich mit dem Umtext des beanstandeten *Æfre ic ne hyrde*-Satzes vereinbaren läßt. Ich gebe zu diesem Zweck die Stelle noch einmal, jetzt aber im Zusammenhang mit dem voraufgehenden und dem folgenden Satz:

Ʒesæt him þa se halƷa helmwearde⁶⁵⁾ neah,
 æðele be æðelum. Æfre ic ne hyrde
 þon cymlicor ceol Ʒehladenne
 heahgestreonum. Hæleð in sæton,
 þeodnas þrymfulle, þeƷnas wlitize.

'Es saß da der Heilige dem Steuermann nahe,
 Edler bei Edlem. Ich hörte nicht, daß jemals
 ein Schiff herrlicher mit Kostbarem
 beladen war als dieses. Helden saßen darin,
 mächtige Herren, glanzvolle Degen.'

Der Gedankengang ist klar und sinnvoll: Der Dichter berichtet, daß in dem nach *Mermedonia* segelnden Schiff Christus und der hl. *Andreas* Seite an Seite saßen. Das evoziert die Feststellung, ihm

⁶⁰⁾ So verwenden etwa die westsächsischen Evangelien zur Übersetzung von lat. *thesaurus* regelmäßig *goldhord*, wo Li. und Ru. (*Ʒi)strion* bieten, z. B. Lc. XII, 33; XII, 34 und XVIII, 22 (ed. W. W. SKEAT, *The Gospel according to Saint Luke in Anglo-Saxon and Northumbrian Versions*, Cambridge 1874).

⁶¹⁾ *Blickling-Homilien* (ed. R. MORRIS, *The Blickling Homilies of the Tenth Century*, EETS O. S. 58, 1874; 63, 1876; 73, 1880) 147, 36 f.

⁶²⁾ *Lives of Saints* 35, 21.

⁶³⁾ Ebd., 23 b, 737 f.

⁶⁴⁾ Ebd., 31, 1482.

⁶⁵⁾ Das Ms. bietet *holmwearde*, eine Lesung, die keineswegs unbedingt emendationsbedürftig ist; vgl. SCHAAR, *Critical Studies*, S. 52; BROOKS, *Andreas*, S. 74.

sei nicht zu Ohren gekommen, daß je zuvor ein Schiff kostbarere Last trug als dieses. Geradeso als hätte er künftige Interpretations-schwierigkeiten vorausgeahnt, erläutert er nun noch ausdrücklich, was mit den Kostbarkeiten gemeint ist, die sich an Bord befinden, nämlich die als Helden und mächtige, strahlend schöne Herren bezeichneten Insassen des Schiffes, die zuvor genannten Christus und Andreas.

Von einer Deplaziertheit des *Æfre ic ne hyrde*-Satzes kann mithin keine Rede sein. Was er ausdrückt, steht im Einklang mit dem umgebenden Text und ist in jeder Beziehung sinnvoll. Die Annahme von Kontextwidrigkeit, die auf falscher Auffassung des Wortes *heahgestreon* im Verein mit isolierter Betrachtung des aus dem natürlichen Sinnzusammenhang gerissenen Satzes beruht, ist nicht haltbar. Mangels des Kriteriums der Kontextverletzung aber entfällt auch diese Parallelstelle als Zeugnis für Abhängigkeit des *Andreas* vom *Beowulf*.

Wir stehen am Ende unserer Ausführungen und wollen mit wenigen Sätzen ihr Ergebnis festhalten. Wir haben die seit Forschungsbeginn bis heute aktuelle Frage erneuter Überprüfung unterworfen, ob die Parallelstellen, die *Andreas* und *Beowulf* gemeinsam sind, den Schluß gestatten, daß der Verfasser der Legendendichtung unter dem Einfluß des Heldenepos stand. Wir haben gesehen, daß die Beantwortung dieser Frage von der Beurteilung weniger Stellen abhängt, da der großen Masse des Materials heute niemand mehr Zeugniswert in dieser Frage zuerkennt. Wir mußten uns darauf beschränken, aus der Zahl der zehn verbliebenen Zeugen⁶⁶⁾ die zwei herauszugreifen, die stets als Hauptzeugnisse für das Dogma von der engen Abhängigkeit des *Andreas* vom *Beowulf* beansprucht worden sind, die in der Regel nirgends fehlten, wo man dem *Andreas*-Dichter Mangel an Geschmack und Logik vorwarf und ihn als unbeholfenen und geistig wie künstlerisch beschränkten Imitator verdamnte.

Wir sind demgegenüber zu dem Ergebnis gekommen, daß in beiden Fällen die für Syntax- bzw. Kontextverletzung angeführten Argumente nicht stichhaltig sind, mit anderen Worten, daß beide Stellen im *Andreas* nicht minder passend und sinnvoll sind als im *Beowulf*. Damit aber entfallen beide Parallelen als Zeugnisse für Abhängigkeit. Ich darf hinzufügen, daß das an ihnen erzielte Ergebnis auch für die restlichen acht Fälle repräsentativ ist.

So muß denn zunächst und auf alle Fälle die negative Einschätzung des *Andreas*-Dichters zurückgewiesen und als eines der Fehlurteile angesprochen werden, an denen die Literaturgeschichtsschreibung der altenglischen Epoche nicht eben arm ist. Denn dieses dürfte sicher sein: Wenn der *Andreas*-Dichter den *Beowulf* kannte und sich in dieser oder jener Formulierung von *Beowulf*-Reminiscenzen beeinflussen ließ, so stand er doch keineswegs in so sklavi-

⁶⁶⁾ D. h. jener zehn *Andreas*-Stellen, die SCHAAR, *Neophilologus* 40 (1956), S. 304, nach wie vor für direkte Entlehnungen aus dem *Beowulf* halten möchte.

scher Abhängigkeit, daß er ihn attraktiv dünkende *Beowulf*-Stellen seiner Dichtung einverleibte, ohne Rücksicht darauf, daß sie dort unpassend, ja sinnlos sind.

Über diese Ehrenrettung des mittelalterlichen Dichters hinaus aber dürfen wir getrost feststellen, daß die Parallelen nicht einmal den Schluß gestatten — geschweige denn erzwingen —, daß der *Andreas*-Autor den *Beowulf* gekannt haben muß. So ketzerisch das klingen mag: Was das Zeugnis der Parallelstellen angeht, könnte der *Andreas* gut vor dem *Beowulf* entstanden sein.

So enthüllt sich denn die Erforschung der Parallelstellen — der altenglischen Poesie im allgemeinen und von *Andreas*- und *Beowulf*-Dichtung im besonderen — mit ihrer langen Kette von Irrtümern als eine Geschichte der Unzulänglichkeit philologischer Kritik. Sie legt Zeugnis dafür ab, daß wir nach über einem Jahrhundert wissenschaftlicher Beschäftigung mit dem Altenglischen in manchem auch heute noch am Anfang stehen. Denn Hand in Hand mit minuziöser Erforschung der Laut- und Formenlehre ging bis in die jüngste Vergangenheit hinein eine unverkennbare Vernachlässigung von Syntax, Stilistik und Semantik. Wenn freilich auch in Phonologie und Morphologie noch manche Probleme zu lösen sind, so sollte doch das Hauptgewicht altenglischer Forschung künftig auf Syntax, Stilistik und Semantik liegen. Erst dann, wenn auf diesen Gebieten verlässliche Detailforschung in größerem Umfang vorliegt, werden wir auch ein abschließendes Urteil über den Wert der Parallelstellen als Zeugnis literarischer Abhängigkeit fällen können.

Russennorwegisch und Pidginenglisch

Beobachtungen zum Bau von Behelfssprachen *)

In den Hafentädten der nordnorwegischen Eismeerküste, z. B. in Hammerfest, Vardö und Tromsö, hatte sich in der Zeit bis zum Ersten Weltkrieg über vier oder fünf Generationen hin ein fester Handel entwickelt, dessen Partner die einheimischen norwegischen Fischer und auf der anderen Seite russische Kaufleute waren. Diese kamen in den Sommermonaten zu Schiff von der Weißmeerküste westlich Archangelsk, um Frischfisch zu kaufen oder ihn gegen Mehl und Bauholz einzutauschen. Bei diesem sich Jahr für Jahr wiederholenden Handelskontakt entstand eine Sprache, die „Russenororsk“ („Russennorwegisch“) hieß. Was nach ihrem Erlöschen nach 1917 über sie noch festzustellen war, hat der norwegische Sprachforscher OLAF BROCH 1927—1930 in vier Aufsätzen¹⁾ veröffentlicht, wobei die zweite Arbeit seine Quellen, die Sammlungen nordnorwegischer Heimatforscher, abdruckt. Diese wertvollen, wenn auch recht knappen Texte bieten — meist in Form eines Gesprächsführers — ganze Wendungen oder sogar kleine Dialoge.

Dieses „Russenororsk“ ist eine der vielen *Behelfssprachen*²⁾, wie sie in allen Teilen der Erde immer wieder entstehen, wenn Handelsbeziehungen, Koloniegründungen, Landnahme, militärische Okkupation — oder neuestens der Tourismus — Angehörige verschiedener Sprachgemeinschaften in Berührung bringen. Zu den bekanntesten unter ihnen gehören: das seit dem 17. Jh. existierende Pidgin-Englisch Chinas, ferner das Pidgin-Englisch Melanesiens (auch Beach-la-Mar genannt), das seit etwa 1820 besteht und heute noch auf den Neuen Hebriden, den Salomon-Inseln und Neuguinea gesprochen wird, weiter aus Nordamerika der auf der Basis der Indianersprachen Chinook und Nootka (und Salish) beruhende Chinook-Jargon³⁾ an der Küste von Oregon bis hinauf nach Alaska, der um 1850 besonders in Fort Vancouver am Columbia River herrschte und dort das Verständigungsmittel der Pelzjäger und Waldläufer bildete, sowie schließlich die Lingua Franca Nordafrikas, das klassische Beispiel einer Behelfssprache. Ihrer bedienten sich seit dem Mittelalter jahrhundertlang die romanischsprechenden Seefahrer im

*) Öffentliche Antrittsvorlesung an der Justus Liebig-Universität in Gießen, gehalten am 17. Dez. 1964.

¹⁾ *Russenororsk*, in: *Maal og Minne. Norske Studier*, 1927, S. 81—130 (hier zitiert als: I), und *Russenororsk tekstmateriale*, ebd. 1930, S. 113—140 (hier zitiert als: II), sowie in: *Archiv für Slav. Philol.* 41, 1927, S. 209 ff. (hier zitiert als: III), und schließlich in: *Årbok for det Norske Videnskabsakademi i Oslo* 1927, S. 10 (mir nicht zugänglich). Die in diesen Arbeiten angewendete Umschrift wird hier beibehalten.

²⁾ Übersetzung von O. JESPERSSENS Prägung „makeshift languages“.

³⁾ Vgl. im Lit.-Verz. unter H. HALE.

Kontakt mit Arabern und Türken. Sie scheint längs der ganzen Süd- und Ostküste des Mittelmeers verbreitet gewesen zu sein. Ihr Zentrum bildete die Stadt Algier; ausgegangen war sie vom Italienisch der Venezianer und Genuesen, die von den Muslimen „Franci“ genannt wurden.

Es ist die Besonderheit dieser Sprachen, daß sie keine „Muttersprachen“ sind, d. h., daß sie erst in späterem Alter erlernt werden⁴⁾. Sie entstehen erst im Augenblick des Kontakts. Heute hat sich für sie auch der Terminus „Pidgin-Sprachen“ durchgesetzt, der ursprünglich nur „Geschäftssprachen“ bezeichnete (*pidgin* ist das verstümmelte englische Wort *business*). Mit der gelegentlich auch vorgeschlagenen Bezeichnung „Kompromißsprachen“ sollte ausgedrückt werden, daß sie aus zwei Vollsprachen in kompromißhafter Einigung geschaffen worden seien. Das trifft aber, wie zu zeigen sein wird, ihre Struktur nicht genau genug.

Daß solche Behelfs- oder Pidginsprachen den Linguisten belehren können, darauf haben als erste OTTO JESPERSEN⁵⁾ und HUGO SCHUCHARDT hingewiesen; auch FRIEDRICH KAINZ hat in seiner *Psychologie der Sprache* (s. Lit.-Verz.), der der vorliegende Vortrag sehr viel verdankt, das Verständnis für sie vertieft. In den letzten Jahren arbeiten auf diesem Feld amerikanische Forscher, vor allem ROBERT A. HALL jr., energisch und mit ausgezeichneten Ergebnissen.

Im folgenden soll gezeigt werden, daß diese Behelfssprachen sich nach gleichen oder sehr ähnlichen Grundregeln bilden — speziell was ihr Verhältnis zu den jeweiligen Ausgangssprachen („stock languages“) angeht. Die zum Vergleich herangezogenen Behelfssprachen sind dabei so ausgewählt, daß sie möglichst weit auf dem Erdball voneinander entfernt liegen. Doch schränkte sich ihre Auswahl dadurch ein, daß nicht alle von ihnen ausreichend gebucht und beschrieben worden sind. Gelegentlich sind deshalb auch Belege aus Kreolensprachen Mittelamerikas mit herangezogen worden, so aus dem Kreolischen von Haiti, obwohl diese im strengen Sinn schon nicht mehr zu den Pidginsprachen gehören⁶⁾. Sie sind zwar in einem Frühstadium ihrer Entwicklung zunächst Behelfssprachen gewesen, heute werden sie aber bereits als Muttersprache gelernt⁷⁾, ihr Ausbau zur Vollsprache, und das heißt oft zugleich zur Schriftsprache, ist weiter fortgeschritten.

Zum Ausbau dieser Behelfssprachen spornte dabei das Vorbild

4) R. A. HALL jr., *Lingua* 11, 1962, S. 151, Anm. 3, definiert Pidginsprache als „a language with drastically reduced linguistic structure and lexicon, not native to any of those who use it“.

5) *Die Sprache*, 1925, S. 198 ff.

6) Wir folgen mit dieser Anwendung des Begriffs „Kreole“ der modernen amerikanischen Sprachwissenschaft, z. B. R. A. HALL jr., der in *Lingua* 11, 1962, S. 151, Anm. 3, Kreolensprache definiert als „a pidgin which has become the native language of a speech-community“.

7) Auch für den Chinook-Jargon berichtet HALE, a. O. 20, daß es um 1850 einige Kinder aus Mischehen zwischen Kanadiern und Chinookfrauen gab, die den Jargon als Muttersprache besaßen.

der ja neben ihnen weiter existierenden Vollsprachen der Kolonialmächte an; andererseits bedrohen aber diese auch dauernd die Existenz der Behelfs- und der Kreolensprachen, da sie als sozial höherstehend, als korrekter empfunden werden, so daß die Farbigen dazu neigen, ihre kreolischen Idiome zugunsten der Sprache der Weißen aufzugeben.

Das Russenorsk (abgekürzt: RN) hat unter allen Pidginsprachen insofern eine Sonderstellung, als es nur saisonweise, immer nur in wenigen Wochen des Sommers, gesprochen wurde. Dem Linguisten bietet das den Vorteil, daß er hier einmal einen besonders lockeren Kontakt beobachten kann. Da die Sprache bloß zeitweise aktualisiert wird, bilden sich feste „Regeln“ in ihr nur in Ansätzen aus. (Andere Pidginsprachen sind demgegenüber, wie belegt werden wird, in manchen Punkten reicher ausgebaut.) Günstig für den Beobachter ist weiter, daß beim RN die beiden Ausgangssprachen gut bekannt sind und daß die Beteiligung dritter oder weiterer Sprachen wegen der Abgelegenheit des Landes viel weniger in Frage kommt als bei den Pidginsprachen der Südsee und Amerikas, wo mehrere Kolonialvölker (Portugiesen, Spanier, Holländer, Franzosen, Engländer) einander gefolgt sind. Aus all diesen Gründen gehen wir vom RN aus und schließen daran die Parallelerscheinungen aus anderen Behelfssprachen an.

Schließlich ist festzuhalten, daß zwischen den norwegischen Fischern und den russischen Kaufleuten kein sozialer Unterschied empfunden wurde. Auch das ist wesentlich anders als bei den Behelfssprachen der Kolonialgebiete, wo der Eingeborene die Sprache der neuen Herren zu übernehmen und nachzuahmen versuchte. Die Behelfssprache war dort dann das Ergebnis dieser wenig geglückten Anstrengungen auf der Seite der Sklaven und des freiwilligen Übergehens in eine Art Babysprache auf der Seite der Herren⁸⁾.

Was die psychologische Einstellung der Sprecher zum RN angeht, so legt BROCH (I 91) mehrere Belege dafür vor, daß „der Russe glaubt, was er spreche, sei Norwegisch, und umgekehrt der norwegische Fischer, er selbst spreche Russisch“. Das ist fast ein Topos. Die gleiche pointierende Formel ist für jene Lingua Franca bezeugt, die zwischen Arabern und Franzosen noch nach 1830 in Nordafrika gesprochen wurde⁹⁾, oder auch für einen Jargon, der im 17. Jh. zwischen Franzosen und Indianern in Nordamerika angewandt wurde (ebd., Anm. 2). Freilich trifft diese laienhafte Aussage in keinem der Fälle zu. Eher könnten wir gelten lassen, wenn im Fall des RN der Norweger sagte, daß er „nicht mehr Norwegisch“, der Russe, daß er „nicht mehr Russisch“ spreche. Das Wesentliche ist ja jeweils der Verzicht auf bestimmte Bauformen der eigenen Sprache.

Im Fall des RN kommt noch eine dritte Komponente hinzu. Beide Partner, der norwegische Fischer wie der russische Handelsschiffer, sind mit einem internationalen Seemannsjargon vertraut, der auf

⁸⁾ Vgl. L. BLOOMFIELD, *Language*, 1933, S. 472.

⁹⁾ H. SCHUCHARDT, *Z. rom. Phil.* 33, 1909, S. 455.

den Schiffen und in den Häfen im Bereich der Ostsee gesprochen wurde und daher englische, schwedische und plattdeutsche oder niederländische Bestandteile aufweist. Zu ihnen gehören z. B. die Adjektive *gröt* „groß“ und *krank* „krank“; Verben wie *spre:k* oder *šprek* „sprechen“, *sl:p* „schlafen“, ferner das Pron. 2. Sg. *jū* „du“ (I 90), das ans Englische erinnert, weiter der Titel *junka* „Schiffsjunge“ und manches andere. (Da hier mehrere verwandte germanische Sprachen die Gebenden sind, läßt sich die genaue Herkunft eines Wortes nicht in jedem Einzelfall sicher erkennen.) Sowohl Norweger wie Russe haben nun, wenn sie diese Vokabeln benutzen, mit Recht das Bewußtsein, nicht in ihrer eigenen Sprache zu reden und also dem Partner entgegenzukommen. Sie glauben ganz naiv, daß diese Wörter vielmehr der Sprache ihres Gegenübers angehören.

Im folgenden seien nun Einzelzüge vorgelegt. — Als erstes fällt in allen diesen Behelfssprachen das ungeregelte, rein willkürliche Nebeneinander von Varianten auf.

Für Lautvarianten besitzen wir aus dem RN verhältnismäßig wenig Beispiele. BROCHS Gewährsleute hatten meist feinere phonetische Unterschiede nicht festgehalten, sondern ihre Texte normierend nach den norwegischen Orthographieregeln geschrieben. Doch läßt sich z. B. erkennen, daß neben *jonka* „Schiffsjunge“ auch *jūnka* vorhanden war (I 95), neben *vøn* „Freund“ auch *vøn* (I 120), neben *nogoli* „wie viel“ das synkopierte *nogli*. — Dagegen sind z. B. für das Kreolische von Haiti, das sehr sorgfältig aufgenommen worden ist¹⁰⁾, solche Varianten reichlich belegt: für den Monatsnamen „Juni“ stehen nebeneinander die Formen *žuč* und *žč*, „der Schwanz“ heißt *ke* oder *tje*, „fertig“ *prèt* oder *pwèt* usw.¹¹⁾. Daß sich hier solche Alternationen häufen, dürfte mit dem Fehlen einer normierenden Instanz zusammenhängen.

Besser belegt ist fürs RN das Auftreten von Formvarianten: so stehen bei den Verben z. B. gleichwertig nebeneinander *le-ve*, *le-va* und *le-vom* „leben“. — Und nicht selten gibt es Fälle, wo für die gleiche Bedeutung zwei Vokabeln alternativ zur Verfügung stehen, z. B. wurde als Zahlwort „1“ sowohl das aus dem Norwegischen stammende *en* wie das aus dem Russischen kommende *odin* verwendet (I 106) oder bei den Ordnungszahlen das norwegische *ander* „der zweite“ neben russisch *drugoi*. Bei den Adjektiva kennt das RN normalerweise für den gleichen Begriff sowohl die russische wie die norwegische Vokabel; „gut“ kann mit norwegisch *gø* und *bra*, aber ebenso durch russisch *dobr-* und *xoroš-* bezeichnet werden; auch norwegisch *gammel* und russisch *star-* „alt“ machen einander Konkurrenz (I 120). — Ähnlich stehen neben den Normalformen *moja* und *voja* des Pers.-pron. der 1. und 2. Sg. gelegentlich auch *ja* bzw. *ju* (I 102). Parallelen für den Luxus solcher Doppelbesetzungen finden sich in anderen Behelfssprachen nicht. Ihnen ist schon eine Festlegung auf eine Form geglückt.

¹⁰⁾ Von S. SYLVAIN, s. Lit.-Verz.

¹¹⁾ HALL, AAA, S. 23.

Die häufig auftretenden Kontaminationen („Wort-Kreuzungen“) bezeugen, daß den Pidginsprachen alle puristischen Tendenzen fehlen. Im RN heißt das Adjektiv „viel“ *mango-*, eine Kreuzung aus der norwegischen Pluralform *mange* „viele“ und dem russischen Ntr. Sg. *mnogo* „viel“ (I 101), und analog ist das RN-Wort für „Woche“ *vegël* sicher aus dialekt-norwegisch *vecka* und russisch *n'ed'el'ja* kontaminiert.

Ganz ähnliche Beispiele gibt SCHUCHARDT (a. O. 456) aus der Lingua Franca Nordafrikas. Eines mag hier für viele stehen: *méfi-dar* „mißtrauen“, das aus französisch *méfier* und italienisch *fidare* gekreuzt ist. — Im melanesischen Pidginenglisch (abgekürzt: PE) findet sich das hübsche *blaistik* „Bleistift“, das als kulturelles Erbe aus der deutschen Kolonialzeit weiterlebt, aber an das englische *stick* „Stock“ angeglichen worden ist¹²⁾.

Alle diese Sprachen, die zunächst nur einen ganz engen Wortschatz besaßen, wurden dann bald auch vor die Aufgabe gestellt, für andere Themen, z. B. religiöse, die Ausdrucksmittel bereitzustellen. — Die dafür am häufigsten benutzte Aushilfe bildet die U m s c h r e i b u n g : für „taufen“ sagt das RN *paa kjerka vaskom* (II 137), wörtlich „auf Kirche waschen“. Bei anderer Gelegenheit wird selbst der Begriff „Kirche“ nur periphrastisch bezeichnet: so heißt das Gotteshaus *stôva paa Kristus spræk* (II 116), also „der Raum, wo von Christus gesprochen wird“. — Dem entspricht gut die pidginenglische Bezeichnung für den „Priester“ *jos-pijin man*¹³⁾, wörtlich „der Mann, dessen Geschäft (*pijin*), dessen Aufgabe Gott (*jos*) ist“, und im Chinook-Jargon ist nach HALE S. 18 der übliche Ausdruck für „Gott“ *sáhali-taii*, wörtlich „Oben-Häuptling“.

Im vorigen Jahrhundert war es in der Sprachforschung üblich, Pidginsprachen als „Chinesisch (bz. Melanesisch usw.) in englischen Vokabeln“ zu kennzeichnen. Noch der berühmte Linguist FRANZ NIKOLAUS FINCK verwendete diese Charakteristik¹⁴⁾. Eindringenderes Studium dieser Behelfssprachen hat uns aber belehrt, daß diese glatte Formel nicht zutrifft. Das Verhältnis der Behelfssprachen zu den Ausgangssprachen liegt verwickelter. Manche sprachlichen Eigenheiten der Ausgangssprachen haben die Behelfssprachen nicht übernommen, natürlich vor allem dann nicht, wenn diese Züge nur einer Ausgangssprache angehörten und dem System der anderen fremd waren, — aber oft selbst dann nicht, wenn beide Ausgangssprachen sie in gleicher Weise besaßen. Hier ist also eine radikale „Reduktion“ festzustellen. — In anderen Fällen wieder haben die Behelfssprachen Züge erhalten, die nur einer der Ausgangssprachen angehörten, und schließlich gibt es Fälle, wo die Behelfssprachen mit eigenen, neuen Mitteln sprachliche Kategorien wiederaufgebaut

¹²⁾ HALL, *Hands off Pidgin English!*, 1955, S. 96.

¹³⁾ HALL, *Hands off . . .*, 1955, S. 30.

¹⁴⁾ In: *Die Haupttypen des Sprachbaus*, 1910, S. 17 f. — Richtig dagegen F. KAINZ, *Die Psychologie der Sprache* II², 1960, S. 666, und HUGO SCHUCHARDT-BREVIER, S. 138.

haben, die zwar schon in den Ausgangssprachen vorhanden waren, die aber die Behelfssprache nicht in deren formaler Ausprägung übernommen hatte. — All das soll mit Beispielen belegt werden.

Wir sind dabei durch unsere Fragestellung gezwungen, immer wieder die Verhältnisse in den Pidginsprachen mit den Vollsprachen zu vergleichen, von denen sie ausgegangen sind. Neben dem Verlust von Ausdrucksmitteln wird dabei auch eine unbekümmerte Neuverwendung von übernommenen Einzelheiten festzustellen sein. Es wäre aber falsch, wollte man diese Umstrukturierung als einen „Verfall“, als „a perversion“, „a corruption of English“ abwerten. Die Behelfssprachen müssen an ihrer Aufgabe, an ihrer unmittelbaren Zweckbestimmung gemessen werden. Daß sie überdies ausbaufähig sind, beweisen sowohl die Ansätze zur Erweiterung ihrer Themenkreise wie auch der Aufbau neuer Formkategorien. — Das melanesische Pidgin z. B. hat sich längst instände gezeigt, den Text des Neuen Testaments angemessen wiederzugeben, und ist darüber hinaus zu einer eigenen Literatur vorgeedrungen. Im Chinook-Jargon haben christliche Missionare ihre Predigten gehalten, und die Eingeborenen verfaßten schlichte volksliedhafte Klagegesänge und Liebeslieder.

Zunächst seien Beobachtungen zum Wegfall von solchen Sprachzügen vorgelegt, die in einer der beiden Ausgangssprachen nicht vorhanden sind. — Im Bereich der Phonologie beobachten wir, daß Phoneme, die einem der beiden Systeme der Ausgangssprachen fehlen, auch in den Behelfssprachen nicht auftreten. Konkret gesprochen: der Russe kennt kein *h*, darum spricht er es auch im RN nicht, und der Norweger paßt sich ihm an: für norwegisch *hav* „Meer“ heißt es *gäv* oder *gäf*, für norwegisch *hal(v)annen* „anderthalb“ im RN *gälännja* (III 224). — Dem entspricht, daß das PE der Südsee (wie die melanesischen Sprachen) den Laut *f* im Auslaut immer und im Anlaut meistens durch *p* oder *b* ersetzt: *hap* „halb“ ist aus englisch *half* entstanden, *pesin* „Sitte, Art“ aus englisch *fashion*. Auch im Chinook-Jargon wird englisches *f* durch *p* ersetzt: englisch *fire* entspricht deshalb *paia*, und umgekehrt werden die zahlreichen rauhen Kehllaute des indianischen Chinook zu *h* oder *k* erleichtert.

Konsonantenverbindungen werden in Pidginsprachen beseitigt, wenn sie in einer der beiden Ausgangssprachen ungebräuchlich sind. Da das Norwegische im Anlaut kein *mn* kennt, vereinfacht auch das RN diese Gruppe zu *n*: *nogoli* „wie viel“ (aus russisch *mnogo li*, II 126). — Desgleichen ist *tʃ* im Anlaut im Norwegischen ungebräuchlich; daher wird im RN der Anlaut des Wortes für „Tee“ (russisch *čaj*) zu *kjai* oder *tjei* (II 130 u. 135) erleichtert. — Das PE Melanesiens geht in dieser Hinsicht noch viel weiter, da es im Anlaut Doppelkonsonanz so gut wie nie duldet und sie auch im Inlaut häufig durch Sproßvokale aufsprengt: *diringim* „trinken“, *bisikit* „Biskuit“. Entsprechend wird im Chinook-Jargon aus englisch *to cry* die Lautung *kūlai* „schreien, klagen“.

Die gleiche Grundtendenz wirkt auch auf dem Gebiet der Mor-

phologie: was nur in einer der Ausgangssprachen vorhanden ist, wird oft nicht in die Behelfssprache übernommen¹⁵⁾. Da das Russische weder Kopula noch unbestimmten Artikel kennt, fehlen diese auch im RN: *den junka grot kanalja* „dieser Schiffsjunge (ist) (ein) großer Lümmel“. Und weil das Norwegische — im Gegensatz zum Russischen — keinen formalen Ausdruck der Kongruenz besitzt, gibt es diese auch im RN nicht: *Måla penge* „wenig Geld“; und da das Norwegische — wiederum anders als das Russische — über keine personanzeigenden Verbalendungen mehr verfügt, hat auch das RN sie nicht.

Ebensowenig kennen das PE Melanesiens und das Kreolische von Haiti die Kopula; doch läßt sich die Existenz dieser Kategorie bisher wenigstens in einer Behelfssprache belegen: Im PE Chinas hat *bloŋ* diese Funktion, vgl. z. B. *hí hien blóŋ kólō* „seine Hand ist kalt“¹⁶⁾. Und vielleicht ist es kein Zufall, sondern Indiz für einen fortgeschrittenen Ausbau, daß diese gleiche Pidginsprache auch einen unbestimmten Artikel besitzt¹⁷⁾, der freilich nicht regelmäßig gesetzt wird. Die anderen Behelfssprachen kennen ihn nicht.

Es können aber auch Sprachzüge in der Behelfssprache entfallen, obwohl sie in beiden Ausgangssprachen vorhanden sind. So fehlt im RN jede Art von Flexion; weder existiert ein Pluralzeichen beim Substantivum (*en pīga* „ein Mädchen“, *tō pīga* „zwei Mädchen“ — II 120) noch eines für den Genitiv: *kua skjōrta* heißt „Hemd der Kuh“, womit die Haut des Tieres gemeint ist (II 122). — Da es beim Verbum keine Personalendungen gibt, sondern in analytischer Bauweise nur Pronomina vor der unveränderten Verbform, so steht das RN — wie oben erwähnt — auf der gleichen Stufe wie das Norwegische: *jeg ligger, du ligger, han ligger* usw. Aber während das Norwegische doch noch eine Präsens- und eine Präteritalform scheidet, kann im RN *ja ligge* sowohl die Gegenwart „ich liege“ wie die Vergangenheit „ich lag, habe gelegen“ bezeichnen (II 121).

Auch im Chinook-Jargon treten Verb und Nomen in der einfachsten Form auf; weder Kasus noch Numerus werden am Nomen, weder Tempora noch irgend andere Angaben am Verbum ausgedrückt. Benötigt man diese, dann müssen besondere Partikeln hinzutreten, die etwa unseren Temporal-Adverbien entsprechen: *alta* „jetzt“, *alki* „bald“ usw. Meist wird aber der Zeitbezug durch den Kontext impliziert. — Wo alle Flexionsendungen fehlen, da ist kein formaler Unterschied zwischen Subjekt und Objekt gegeben. Das zwingt allen diesen Behelfssprachen eine recht feste Wortstellung auf. Sie setzen normalerweise zuerst das Subjekt, dann das Prädikat, schließlich die Objekte und eventuell weitere Umstandsbestimmungen.

¹⁵⁾ Nur aus rein praktischen Gründen benutzen wir im folgenden die üblichen aus dem Lateinischen stammenden Bezeichnungen der Redeteile. — Schon KAINZ II², S. 670, hat darauf hingewiesen, daß die Semanteme der Behelfssprachen sich oft nicht in einer der uns geläufigen „partes orationis“ einordnen lassen.

¹⁶⁾ HALL, JAOS 64, 1944, S. 113.

¹⁷⁾ HALL, AAA 74, S. 33.

Sowohl das Norwegische wie das Russische haben je ein fein ausgebauten System von Präpositionen, mit denen räumliche, zeitliche und logische Beziehungen ausgedrückt werden können. Das RN ist demgegenüber von äußerster Schlichtheit, manchmal verzichtet es ganz auf Präpositionen; so heißt „Kommen Sie auf mein Landhaus!“ *spaserom moja datsja* (I 94). In anderen Fällen wendet es eine „Universalpräposition“ *paa* an, die zur Formalisierung so gut wie aller Beziehungen dient (III 228). Diese hat sich wohl deshalb so durchgesetzt, weil zufällig beide Sprachen je eine Präp. *po* kennen, die freilich etymologisch nicht miteinander verwandt sind und auch in der Bedeutung nicht recht übereinstimmen. (Das russische *po* regiert von Haus aus schon drei Kasus, hat daher viele Bedeutungsnuancen und ist entsprechend häufig.) Das RN sagt nun: *paa gammel rås* „beim letzten Mal, gestern“ (temporal), *paa moja stova* „bei mir, in meinem Zimmer, in meinem Haus“, aber auch: „zu mir“ (lokal und allativ), *dag paa Kristus* „Feiertag, Tag des Herrn“ (possessiv) (II 115—117). — Sogar zur Bezeichnung des modalen Verhältnisses, also zur Bildung von adverbialen Bestimmungen, wird *paa* benutzt: *paa minder* heißt „weniger, minus“ (III 231). — Dieses *paa* ist so häufig, daß das RN geradezu *paa*-Sprache genannt wurde (III 211).

In analoger Weise, wenn auch nicht ganz so radikal, ist das System der Fragewörter im RN vereinfacht worden gegenüber den voll ausgebauten Skalen im Russischen und Norwegischen. (Dazu vgl. schon I 103 f.) — Das aus dem Russischen übernommene *kak* „wie“ hat seine ursprüngliche Bedeutung beibehalten: *käk tvoja levom?* „Wie lebst du, wie geht es dir?“, bedeutet aber daneben auch „was?“ in Wendungen wie *käk tvoja bestil?* „Was willst du bestellen?“ (II 122). Sicher ist diese zweite Wendung in Anlehnung an die erste geprägt worden. Weil dies satzeinleitende *kak* so häufig benutzt wird, z. B. noch als Konjunktion hypothetischer Sätze (I 105 u. II 136), wurde das RN gelegentlich auch spöttisch als *kakspreck* bezeichnet.

Für „wo?“ existieren zwei Frageadverbien, einmal das dialektnorwegische *kör*, das sich hier offenbar deswegen durchgesetzt hat, weil es den gleichen Anlaut *k* besitzt wie die russischen Fragewörter, also: *kör jū stannom?* „Wo warst du?“ (II 115); daneben kommt das russische *kuda* vor, das in seiner Ausgangssprache freilich „wohin“ heißt: *kō-da tvoja stān-ōp?* „Wo liegst du (mit deinem Boot)?“ (I 104). — *kör* heißt aber im RN auch „warum?“: *kör jū ikke paa moja mokka klādi?* „Warum hast du nicht eine Ladung Mehl für mich?“ (II 116 u. 129).

Im PE Melanesiens liegen die Verhältnisse grundsätzlich ähnlich. Der reiche englische Schatz an Präpositionen ist nicht genutzt, aber man unterscheidet immerhin *long* und *bolong*¹⁸⁾. Dabei wird *long* für die konkreten Beziehungen des Raumes und der Zeit benutzt,

¹⁸⁾ J. J. MURPHY (s. Lit.-Verz.) S. 10 f.

bolong für die abstrakteren der Zugehörigkeit, des Zwecks, des Grundes, des Mittels. Ein — sicher künstliches — Beispiel vereinigt mehrere solcher Anwendungen: *Mi go* (Ich ging) *long rot* (auf der Straße) *long mandei* (am Montag) *long Salamaua* (nach Salamaua) *na siu-tim balus* (und schoß eine Taube) *long bunara* (mit dem Bogen) *bolong barata* (vom Bruder) *bolong mi* (von mir) *bolong kaikai* (fürs Essen)¹⁹⁾. — Der Chinook-Jargon kennt genau wie das RN nur eine Präposition. Sie heißt *kópa* (*kopá*) und kann als lokal in den verschiedensten Bedeutungsvarianten gesetzt werden, z. B. *kópa háus* „nach Haus, heimwärts“, *kópa klaši* „über Gott, von Gott“, z. B. etwas wissen; *kópa hais paiə* „im großen Feuer, in der Hölle“; öfter aber wird auf sie ohne weiteres verzichtet.

Ein besonders auffallender Zug ist es, daß das RN nicht zwischen Pers.-pron. und Poss.-pron. unterscheidet; und zwar übernimmt in manchen Fällen ein ursprüngliches Poss.-pron. die neue Doppelrolle, in anderen ein Personale. So heißt „ich“ und „mein“ *moja*, das zweifellos aus dem russischen femininen Poss.-pron. entstanden ist, z. B. *moja spaserom* „ich bin gegangen“ neben *moja stōva* „mein Zimmer“, und ganz analog bei der 2. Sg. *tvōja kōpom* „du kaufst“ (II 116) und *pā tvōja bāt* „in deinem Schiff“ (II 119). Daneben aber steht — wie erwähnt — ganz gleichberechtigt *jū: jū ligga* „du liegst“ bzw. *ju ma'dam bra le-ve?* „Geht es Ihrer Frau gut?“ — Dieser Zusammenfall von Pers.-pron. und Poss.-pron. ist nur dann zu verstehen, wenn man damit rechnet, daß der Sprecher das Verständnis durch deutliche Gesten erleichtert. — Genauso kennt auch das PE Chinas nur eine Form für Pers.- und Poss.-pron. Ein Beispiel, das beide Verwendungen belegt: *Hī masa wonči flog hī* „Sein Herr wird ihn gleich prügeln“²⁰⁾. — Entsprechend heißt im Kreolischen von Mauritius *mo* „ich“ und „mein“: *mo koné* „ich weiß“, *mo lakaze* „mein Haus“²¹⁾, und genauso auch im Chinook-Jargon, wo *ya* „er, sie, es“ und possessiv „sein, ihr, sein“ bedeutet. Ein Beispiel: *ja-wá'wa kába-ya-tsə'tc* „sie (ein Mädchen)-erzähl zu-ihr-Großmutter“.

Bisher war ausschließlich von der Reduktion die Rede; vielfach konnten wir beobachten, daß sprachliche Bauelemente der einen oder der beiden Ausgangssprachen in der Behelfssprache nicht wieder erschienen. — Hier sind aber nun auch die — selteneren — Punkte ins Auge zu fassen, wo das RN (und die anderen Behelfssprachen) sich eigenständig sprachliche Formen schaffen, die so in keiner der beiden Ausgangssprachen vorhanden sind.

Der klarste Fall ist die Schaffung einer Verbalendung. Belege für sie begegneten schon mehrfach in den bisherigen RN-Beispielen, z. B. *spaserom* „gehen“, vergleiche ferner *vaskom* „waschen“, *sellom* „verkaufen“, *smotrom* „schauen“. — Woher diese Endung *-om* etymologisch stammt, darüber hat schon BROCH — aber ohne eindeutiges Ergebnis — Vermutungen angestellt; er zieht fragend die norwe-

19) MURPHY, S. 10.

20) Vgl. dazu KAINZ, S. 666 f.

21) KAINZ, S. 668.

gische Präposition *om* (= deutsch „um“) heran sowie die Instrumentalendung des Russischen (*presentom* „durch ein Geschenk“) und drittens einen schwedischen Hortativ-Voluntativ auf *-om* (*sökom* „suchen wir doch!“); zwingend ist aber keine dieser Verbindungen, andere Möglichkeiten bleiben daneben zu erwägen. So könnte vielleicht aus den russischen Formen der 1. Plur. wie *poi'd'om* „wir gehen“, *šl'om* „wir schicken“ die Endung abstrahiert und verallgemeinert worden sein. (Die 1. Plur. tritt neben der 2. Sing. in der mündlichen Rede, im Gespräch, besonders häufig auf, so daß ihr Ausgang auf *-(j)om* von einem fremdsprachigen Hörer als das typische Zeichen des Prädikats aufgefaßt werden konnte.) In unserem Zusammenhang bleibt diese Frage des etymologischen Ursprungs aber zweitrangig, denn klar ist der entscheidende Punkt, daß weder im Russischen noch im Norwegischen solche Formen auf *-om* als Infinitive oder Verbalsubstantive existieren. Das heißt aber, daß die Sprecher des RN irgendein formales Mittel ergriffen und es mit einer neuen Funktion ausstatteten, um die ihnen unentbehrlich scheinende Unterscheidung des Verbs vom Nomen durchzuführen. — Beide Ausgangssprachen, Russisch wie Norwegisch, scheiden ja Nomen und Verbum scharf (anders als z. B. das Englische), und dieser eingewurzelte Zug der inneren Sprachformen ist in die Behelfssprache übergegangen.

Dazu bildet eine Neuschöpfung des melanesischen und des chinesischen Pidgin eine Parallele. Sie haben sich den Stand der transitiven Verben neu geschaffen, z. B. im Beach-la-Mar *stilim* „stehlen“, *harim* „hören“, *rausim* „hinauswerfen“²²⁾ oder im China-Pidgin *kóləm* „rufen“. Als Erklärung für die Genese des Morphems *-im* hat man vorgeschlagen, an den Verbalstamm sei das englische *him* „ihn“ angetreten, es habe dann seine Eigenbedeutung verloren und diene nun nur noch als Kennzeichen der Transitivität²³⁾. Diese Etymologie bleibt aber unsicher, genau wie die Erklärung des Morphems *-om* im RN. Die melanesischen Sprachen selbst kennen eine Klasse von Transitiva, die denominal gebildet sind, z. B. wird von *mid'ot'* „heilig, geweiht“ das Verb *amid'ot'eni* „heiligen, weihen“ abgeleitet, und obwohl das Englische, die andere der beiden Ausgangssprachen des Beach-la-Mar, einen formalen Unterschied zwischen Transitivum und Intransitivum nicht kennt, hat offenbar dies Vorbild des Melanesischen genügt, um der Behelfssprache diesen Zug aufzuprägen.

Ferner scheint es im RN Ansätze für die Schaffung eines Ausdrucks für Zustandspräsentien zu geben. Freilich ist das Beleg-

²²⁾ Während die meisten der Verbalstämme aus dem Englischen kommen, ist dieses *raus* aus der deutschen Interjektion „*raus!*“ erwachsen — auch ein Relikt aus der Kolonialzeit.

²³⁾ MEILLET-COHEN, *Les Langues du Monde*, 1952, S. 682 ff. — R. HALL, *JAOS* 64, 1944, S. 98, stellt aber fest, daß diese Formen auf *-əm* im heutigen China-Pidgin als Passiva gebraucht werden (*spójləm* „spoiled“, *čókəm* „choked“), daß sich also ihre Bedeutung gewandelt habe.

material dafür dürftig. Der Sprecher will z. B. sagen: „Der gesamte Fisch ist fertig eingesalzen, der Vorgang des Einsalzens ist abgeschlossen.“ Dafür ist überliefert: *Altsamma paa salt ligge ne*, oder mit leichter Variante: *Altsamma paa salt slipom* (II 117), wörtlich übersetzt: „alles zusammen liegt auf Salz, schläft auf Salz“. — Diese aus der Ausdrucksnot des Augenblicks geborene plastische Umschreibung ist noch nicht zur festen Konstruktion geworden, sondern bleibt zunächst Aushilfe; aber sie zeigt wenigstens, wo Ansätze zum Ausbau liegen. Hier wird eine sprachliche Kategorie angestrebt, die beide Ausgangssprachen besitzen — und die auch in schlichter Rede unentbehrlich ist.

Daß für den Ausdruck eines Zustandes selbst in diesen Behelfssprachen ein Bedürfnis besteht, beweist auch das PE Melanesiens. Auch in ihm²⁴⁾ gibt es neben einer Allzweckform, die für alle Tempora und Modi zuständig ist, noch ein solches Zustandspräsens. Es lautet z. B. *go pinis* (aus englisch *go* und *finish*), also auf Deutsch „habe den Gang erledigt, habe den Weg hinter mir“, oder auch *bin go*. (Hier ist das erste Morphem vielleicht aus englisch *being* entstellt.) — Daß das PE Chinas sogar noch ein Immediatfutur kennt für Handlungen, die gerade einsetzen, sei nur beiläufig erwähnt. Dies Pidgin ist eben im Ausbau einen Schritt weiter gediehen als das RN.

Wir versuchen nun, die Einzelbeobachtungen in Begriffe zu fassen. — Im Lauf des Vortrags haben wir die Behelfssprachen immer wieder in zwei Richtungen in Beziehung gesetzt: untereinander und zu ihren jeweiligen Ausgangssprachen. Die vollausgebauten „stock languages“ stellen gewissermaßen das Material bereit, aus dem diese ihre Bausteine brechen. Insofern sind die Behelfssprachen, die ihrem Wesen nach immer Zweitsprachen sind, an sie gebunden. — Aber was sie auswählen und wie sie es neu verwenden, das wird wesentlich durch die ungewöhnliche Situation der Behelfssprachen bestimmt, und so erklärt es sich, daß diese Sprachen, obwohl geographisch weit voneinander entfernt, viele gemeinsame Strukturzüge aufweisen. Diese Situationen erzwingen den Versuch, sich rasch und notdürftig zu verständigen, und den Verzicht auf grammatische Korrektheit. Darum beschränkt sich der Wortschatz zunächst auf Konkreta des Handels und der Seefahrt; in keiner Behelfssprache ist er größer als 2000, meist kleiner als 500 Einheiten; vor allem besteht er aus Substantiven; an Verba und Adjektiva existieren dagegen nur je ein Dutzend der unentbehrlichsten Vokabeln. — Schon bei der Wahl der Vokabeln bildet die Anpassungsbereitschaft der Sprecher ein wesentliches Agens: hier ist daran zu erinnern, daß man die — beiden Seiten fremden — Wörter einer internationalen Seemannssprache benutzt, weil man glaubt, damit die Sprache des Partners zu reden, und wenn z. B. im RN die Fischarten sämtlich russisch benannt sind, so hat sich auch damit der norwegische Ver-

²⁴⁾ MURPHY, S. 12.

käufer auf den Kunden eingestellt. — Bei dieser Übernahme von Wörtern — oder genauer: von Bedeutungseinheiten — geschieht übrigens immer wieder der gleiche Vorgang: daß nämlich die Behelfssprache Komplexe, die in der Ausgangssprache Semantem + Morphem waren, als einheitliche Semanteme auffaßt. So heißt im Haitikreolischen „das Kleid“ *nabi* (aus franz. *un habit*), im Chinook-Jargon „die Zähne“ *litá* (aus *les dents*), *lapušet* „die Gabel“ (aus *la fourchette*), und ganz analog heißt im RN „Brot“ *klae·ba*, während dieser Komplex im Russischen ein Genitiv ist, d. h. Semantem + Kasusmorphem. — So wie sich die Anpassungsbereitschaft hier im Hinhören auf den Partner beweist, so wirkt sie sich auch dahin aus, daß der Sprecher seine Rede aufs stärkste vereinfacht. Er verzichtet auf den Ausdruck der Modi, meist auch auf Zeitangaben, überhaupt auf alle feineren Nuancierungen des Ausdrucks und weithin auf die innerhalb des Satzes beziehungsstiftenden grammatischen Elemente.

Im Bereich der Phonologie reduziert sich die Behelfssprache aus dem gleichen Grunde auf das den beiden Ausgangssprachen gemeinsame Minimum. Darum entfallen Oppositionen, die der eine Teil gar nicht realisieren kann, wie z. B. die Distinktion zwischen *g* und *h*, welche der Russe nicht kennt. Substitutionen werden in Kauf genommen (*p* für *f*). — Kennzeichnend ist ferner die fehlende Stabilität der Lautformen, die sich im gleichberechtigten Nebeneinander von Varianten äußert.

Wir sahen, daß die Behelfssprachen manche sprachlichen Züge der Ausgangssprachen fallen lassen, andere aber übernehmen. Diese Auswahl erlaubt nun auch einen Rückschluß auf den Bau der Ausgangssprachen selbst, nämlich darauf, wie fest jeweils die Einzelzüge in ihrem System sitzen. Die Züge, auf die beim Aufbau der Behelfssprache verzichtet wurde, gehörten offenbar einer weniger stark verankerten Schicht an gegenüber jenen, die übernommen wurden, obgleich sie in der anderen beteiligten Ausgangssprache keine Entsprechung hatten.

Wenn wir dann mehrere Vergleiche von Ausgangs- und Behelfssprachen nebeneinanderstellen, so läßt sich induktiv eine allgemeinere Aussage über den Bau menschlicher Sprache überhaupt gewinnen. Es ergeben sich ganz allgemein mehrere Ränge: a) Ausdrucksmittel, auf die erfahrungsgemäß selbst in den kargsten Behelfssprachen kaum je verzichtet wird, also etwa eine Partikel, ein Signal zur Markierung der Umstandsangaben (im Fall des RN die Präposition *pa*) oder einige wenige Aktionsartenmarkierungen, des Zustandes oder des Ansetzens zu einer Tätigkeit, b) Ausdrucksmittel, die nur in den Behelfssprachen auftreten, welche schon weiter ausgebaut sind, und schließlich c) solche Ausdrucksmittel, die in den Behelfssprachen nie oder fast nie auftreten, z. B. Kasusmorpheme.

Über diese sehr grobe Gliederung hinaus eine feinere Sonderung zu erreichen, wäre erwünscht. Dafür dürfen wir Hilfe von einem anderen Zweig der allgemeinen Sprachwissenschaft erwarten, von der *A p h a s i e f o r s c h u n g*. Sie beobachtet, daß bei Verletzungen

des Gehirns vielfach nicht die gesamte Sprechfähigkeit verloren ist, sondern bei leichteren Fällen nur bestimmte Möglichkeiten des Ausdrucks. KAINZ II² 677 gibt (nach M. ISSERLIN) ein Beispiel für solche Rede eines deutschsprachigen Apathikers: „*Bauer sagt Knecht holen Mühle Mehl, Knecht Mühle fahren*“ usw. Wie in den Behelfssprachen fehlen hier die Flexionselemente und die Präpositionen fast ganz. Diesem Apathiker sind im wesentlichen nur noch die reinen Bezeichnungen, die Semanteme, verfügbar, fast keine Morpheme mehr. (Solche Fälle heißen daher Agrammatismus.)

Heute gelangt die modernste Aphasieforschung zu noch feineren Sonderungen. Sie beginnt festzustellen, welche Ausdrucksmittel zuerst verlorengehen und welche anderen selbst bei schweren Zerstörungen noch erhalten bleiben. — So haben kürzlich zwei amerikanische Forscher, K. GOODGLASS und J. HUNT²⁵⁾, durch Versuchsreihen an englischsprechenden Apathikern nachgewiesen, daß die Fähigkeit, das Plural-s zu setzen oder es als notwendig für einen korrekten englischen Satzbau zu erkennen, sich besser erhielt als die bezüglich des possessiven -s, des sog. sächsischen Genetivs. — Die Aussagekraft solcher Ergebnisse ist zunächst auf eine Sprache beschränkt; aber Vergleiche von Aphasiefällen aus verschiedenen Sprachbereichen können auch hier zu allgemeineren Ergebnissen führen.

Die Frage drängt sich auf, woran es liegt, daß die Äußerungen von Apathikern und die Texte aus Behelfssprachen einander so stark ähneln, oder spezieller, wie es kommt, daß in beiden Fällen bestimmte Sprachzüge erhalten bleiben, andere dagegen fehlen. Dafür ist die Antwort zunächst in der verschiedenen *Häufigkeit* zu suchen, mit der die Redeteile aktualisiert werden. Zum Beispiel wird die Verbindung zwischen dem optischen Bild des Gegenstandes und seiner Bezeichnung viel öfter im Gehirn hergestellt als die rein grammatikalischen und syntaktischen Beziehungen innerhalb von Sätzen, und ebenso gibt es Häufigkeitsunterschiede innerhalb des Vorrates sowohl der Semanteme wie der Morpheme einer Sprache.

Dieser Vergleich mit den Aphasiefällen kann vor allem das Verständnis jener Erscheinungen erleichtern, wo Kategorien, die in den Ausgangssprachen vorhanden waren, in den Behelfssprachen mit neuen Mitteln wiederaufgebaut werden, so die Kennzeichnung der Verben gegenüber den Nomina im RN usw. Denn auch da ist ein bestimmtes syntaktisches Muster durch zahlreiche Wiederholungen so fest eingefahren worden, daß es nun wie von selbst wieder aktualisiert wird. — Wir lernen hier zugleich, daß die so häufige Metapher von den „Schichten“ der Sprache ein nicht genau zutreffendes Bild suggeriert; wahrscheinlich wäre es treffender, von häufig und seltener befahrenen Straßen, von gut eingespielten Abläufen, von festen und loserem Verknüpfungen o. ä. zu reden. —

Wir glauben, gezeigt zu haben, daß bei der Bildung von Behelfs-

²⁵⁾ *Word* 14, 1958, S. 197 ff.

sprachen die Reduktion jeweils dieselben Grundbestände ausspart; das hängt eng mit den psychologischen Voraussetzungen menschlichen Sprechens und den in der Kontaktsituation vorliegenden sozialen Gegebenheiten zusammen. Durch eindringendere Erforschung müßten sich die bei der Bildung von Behelfssprachen und ihrem Ausbau wirkenden Regeln und Tendenzen so scharf fassen lassen, daß dieser Reduktionsvorgang auch als Denkmodell bei der Erklärung bestimmter Befunde der Sprachgeschichte helfen kann.

Literaturverzeichnis

- CHURCHILL, W., *Beach-la-mar*, Washington 1911, = Carnegie Institution of Washington; Publication 154.
- GOODGLASS, H. and HUNT, J., *Grammatical Complexity and Aphasic Speech*, in: *Word* 14, 1958, S. 197 ff.
- GRANT, RENA V., *Chinook Jargon*, in: *International Journal of American Linguistics* 11, 1945/46, S. 225 ff.
- HALE, HORATIO, *An International Idiom. A Manual of the Oregon Trade Language or Chinook Jargon*, London 1890.
- HALL, R. A. jr., *Chinese Pidgin English. Grammar and Texts*, *JOAS* 64, 1944, S. 95 ff.
- HALL, R. A. jr., *Haitian Creole: Grammar, Texts, Vocabulary*, in: *American Anthropological Association Memoirs*, no. 74, 1954 (zitiert: AAA).
- HALL, R. A. jr., *Hands off Pidgin English!* Sydney 1955.
- HALL, R. A. jr., *Creolized Languages and „Genetic Relationships“*, in: *Word* 14, 1958, S. 367 ff.
- HALL, R. A. jr., s. v. *Pidgin English*, in: *Encyclopedia Britannica*, Vol. 17, 1962.
- HALL, R. A. jr., *The Life Cycle of Pidgin Languages*, *Lingua* 11, 1962, S. 151 ff.
- JACOBS, M., *Notes on the Structure of Chinook Jargon*, *Language* 8, 1932, S. 27 ff.
- JAKOBSON, R., *Two Aspects of Language and Two Types of Aphasic Disturbances*, in: R. JAKOBSON and M. HALLE, *Fundamentals of Language*, The Hague 1956.
- KAINZ, FRIEDRICH, *Psychologie der Sprache* II², 1960, S. 660 ff.
- KLOSS, H., *Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen von 1800 bis 1950*, München 1952.
- MURPHY, JOHN J., *The Book of Pidgin English*, Brisbane 1962.
- REINECKE, JOHN E., *Trade Jargons and Creole Dialects as Marginal Languages*, in: *Social Forces* XVII, 1938, S. 107 ff.
- SCHÖNFELDER, K. H., *Probleme der Völker- u. Sprachmischung*, Halle 1956.
- SCHÖNFELDER, K. H., *Pidgin English*, *Zeitschr. f. Anglistik u. Amerikanistik* VI, 1958, S. 54 ff.
- SCHUCHARDT, H., *Die Lingua Franca*, in: *Z. rom. Phil.* 33, 1909, S. 441 ff.
- SYLVAIN, SUZANNE, *Le créole haïtien; morphologie et syntaxe*, Wetteren 1936.
- WISSEMANN, H., *Die Rolle des Grammatischen beim Verstehen des Satzsinnnes*, *IF* 66, 1961, 1 ff.

Kelten, Germanen und Slawen im südöstlichen Mitteleuropa

Eine archäologische Bilanz *)

Die Länder in der Zone nördlich des Alpen-Karpatenbogens werden durch Mittelgebirge und Flußsysteme in verschiedener Weise gegliedert, und diese Gliederung ist auch für die Kulturgeschichte der einzelnen Landschaften von Bedeutung gewesen. Die wichtigste Verbindung für die Kulturen im urgeschichtlichen Mitteleuropa wurde zu allen Zeiten durch die Donau gewiesen. Die ihr zugewandten Landschaften zeigten sich starken Anregungen gegenüber aufgeschlossen, die aus dem Südosten nach Mitteleuropa ihren Weg genommen hatten. Zu diesen Landschaften gehörten die Slowakei, Mähren und auch noch der böhmische Kessel an der oberen Elbe. Nördlich der Karpaten und nordöstlich der Sudeten hingegen wiesen die großen Flußsysteme von Oder und Weichsel nach Norden und Osten. Die Landschaften am Oberlauf der Ströme verhielten sich anders zum Donaugebiet. Dieser urgeschichtliche Quellenbild ist deshalb ebenfalls anders. Dieser Unterschied im archäologischen Quellenbild der Landschaften gilt für die frühgeschichtliche Zeit genauso wie für die urgeschichtliche.

Im südöstlichen Mitteleuropa begann schriftlich dokumentiertes Leben später als im südwestlichen Mitteleuropa. Während die Gebiete am Oberrhein und an der oberen Donau in den beiden Jahrhunderten um Christi Geburt dem römischen Weltreich eingegliedert wurden und auch später nie ganz aus dem Gesichtskreis der Geschichtsschreibung rückten, verhielt es sich mit den Ländern zwischen Böhmerwald und den nördlichen Karpaten anders. Sie gehörten weder zum römischen Imperium noch zu dem merowingischen oder karolingischen Machtbereich des Frühmittelalters. Ihre Lage und ihre Bewohner waren jedoch römischen und fränkischen Historikern und Geographen bekannt. Ist doch etwa der Name Böhmens einer der ältesten Landschaftsnamen im heutigen Mitteleuropa. Aber die vorhandenen Nachrichten belassen jene Länder im ganzen ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung noch im Dämmerlicht der Frühgeschichte, und erst im Hochmittelalter beginnt die eigene Überlieferung.

Unser Wissen wird jedenfalls mehr vom archäologischen als vom historischen Quellenbereich bestritten, wenn man die Menge und den Reichtum des Materials bedenkt. Wie stellt sich nun das frühgeschichtliche Leben in den einzelnen Landschaften im Lichte archäologischer Quellen dar, und inwieweit ist man imstande, diese

*) Antrittsvorlesung, gehalten am 26. 5. 1965.

mit schriftlichen Zeugnissen zu vergleichen? Berichten archäologische Quellen nur gewisse kulturgeschichtliche Einzelheiten, oder geben sie etwa mehr historische Aussagen als die Schriftquellen?

Das archäologische Material aus frühgeschichtlicher Zeit hat man im südöstlichen Mitteleuropa in mehrere chronologisch gut unterscheidbare Schichten aufgeteilt und mit größerer oder geringerer Sicherheit jeweils den Kelten, den Germanen oder den Slawen zugewiesen. Man folgte dabei dem Grundsatz, daß diese Namen mit gewissem Spielraum für jene Zeiten zu gelten haben, in denen sie historisch bezeugt sind. Eine regionale Betrachtung zeigt aber Unterschiede im Schichtenprofil.

Man muß daher die Quellenbilder der verschiedenen Landschaften miteinander vergleichen, um einen Einblick in den kulturgeschichtlichen Ablauf der Dinge zu erhalten. Wir haben zwar in der Urgeschichte keine Faustregel, nach welcher regionale Unterschiede im Erscheinungsbild der archäologischen Quellen als konkrete historische Vorgänge oder Zustände zu deuten wären. Aber in frühgeschichtlicher Zeit bietet sich in den Schriftquellen eine gute Kontrolle des archäologischen Befundes. Umgekehrt können die archäologischen Quellen zeigen, welche Kultur oder Lebensform die schriftlichen Nachrichten gemeint haben, als sie, wie etwa in unserem Fall, von keltischen, germanischen oder slawischen Stämmen sprachen.

Der älteste Name einer Bevölkerung, den man aus Böhmen kennt, ist der der keltischen Bojer, deren Vettern wir in Mähren und in der Westslowakei in gleicher Weise annehmen dürfen wie im westlichen Mitteleuropa. Man schreibt ihnen dort überall die Latènekultur zu, die Kultur der spätesten vorrömischen Eisenzeit. Bei ihr wollen wir kurz verweilen.

Ursprünglich aus Anregungen entstanden, die letzten Endes auf archaisch-griechische und vor allem etruskische Einflüsse über die Gegenden an der Rhône und am Caput Adriae zurückgehen, breitete sich die Latènekultur über weite Landschaften Europas aus und wurde zu einer Zivilisation im weitesten Sinne des Wortes. Ihre Eigentümlichkeiten waren keineswegs auf die Kelten allein beschränkt. Vielmehr ist die Differenzierung dieser Kultur ein Kennzeichen, ja der Inhalt der Problematik der jüngeren vorrömischen Eisenzeit in Mitteleuropa. Die Quellenlage und die Verflechtung der zeitlich und örtlich unterscheidbaren Gruppen ist sehr kompliziert, wie ein Blick auf die Verhältnisse in Böhmen lehren mag:

In der Frühlatènezeit, im 5. Jahrhundert v. Chr., gibt es eine gut bezeugte Fundgruppe in Südböhmen südlich der Beraun. Ihr Material stammt aus Grabhügeln mit Brandbestattung. Aus der Mittellatènezeit bis zur beginnenden Spätlatènezeit, also etwa zwischen dem ausgehenden 4. und dem beginnenden 1. Jahrhundert v. Chr., kennt man eine nicht minder dicht belegte Gruppe von Flachgräbern mit Skelettbestattung in Mittel- und Ostböhmen etwa um obere Elbe, untere Eger und untere Moldau. Aus der Spätlatènezeit, also im

ganzen letzten Jahrhundert vor Christi Geburt, kennt man reiches Material aus 6 großen Oppida, also stadtartigen Höhensiedlungen, die wiederum in Südböhmen südlich der Beraun liegen, eine auch südlich der oberen Elbe. Hinzu kommen Brandgräberfelder, und zwar zunächst am Elbdurchbruch um Bodenbach und an der oberen Iser, also ganz im nördlichen Böhmen. Diese sogenannte Bodenbacher Kultur entspricht zeitlich den Oppida. Ihr Kulturgut ist einfacher, wurde aber von den südböhmischen Stadtsiedlungen stärkstens beeinflußt.

Wenn man sich dieses bunte Bild allein für Böhmen vor Augen hält, muß man noch bedenken, daß diese späturgeschichtlichen Verhältnisse allmählich gewachsen sind, wobei freilich mit großen Quellenlücken zu rechnen ist. So besteht beispielsweise eine gewisse Verbindung zwischen der dicht gestreuten hallstattzeitlichen Schicht Ostböhmens und den latènezeitlichen Skelettgräbern. Andererseits kennt man die Gräber der Oppidum-Bewohner Südböhmens nicht. Ihr Verhältnis zu der dort aus Grabhügeln überlieferten Frühlatènekultur harret der Klärung, und wahrscheinlich fehlt eine Kontinuität wenigstens teilweise nur wegen der Lücken im Quellenstoff.

Mit dieser Schilderung der latènezeitlichen Verhältnisse in der am besten bekannten Teillandschaft des südöstlichen Mitteleuropa, in Böhmen, sollte nur gezeigt werden, daß dort seit langem ein differenzierter Entwicklungsprozeß im Gange war. Wir möchten davon zunächst nur die spätlatènezeitliche und sicher keltische Schicht der Oppida im Auge behalten. Es handelt sich bei ihnen um jene bekannten befestigten kleinen Bergstädte, deren Lebenshaltung und Gesellungsform erst in späthellenistischer Zeit aus dem Mittelmeerraum her weiter ausgriff, angeregt vermutlich durch Kenntnisse und Erfahrungen, die die Kelten in den Jahrhunderten vorher auf ihren Kriegszügen in den Süden gewonnen hatten. Die Oppida fanden ihr Ende im Laufe des letzten vorchristlichen Jahrhunderts. Hierbei spielte in Ostfrankreich und im südwestlichen Mitteleuropa die Ausdehnung des römischen Imperiums eine wichtige Rolle. Im östlichen Mitteleuropa stellt sich der Vorgang völlig anders dar.

In Böhmen, Mähren, der Westslowakei und Oberschlesien waren die Oppida mehr noch als im Westen eigentlich eine Episode. Weiter nordostwärts, in Nordböhmen, Mittel- und Niederschlesien, Südpolen, aber auch im sächsischen Elbgebiet, kennt man Oppida überhaupt nicht. Im nordöstlichen Mitteleuropa zeigt nur der starke keltische Zivilisationseinfluß, wie in alten Ordnungen verharrende Brandgrabkulturen von den Strömungen der Zeit ergriffen, aber noch nicht umgewandelt wurden. Die Landschaften beiderseits der Sudeten gingen also schon in keltischer Zeit verschiedene Wege. Dies blieb so auch in der Folgezeit. Historisch und auch archäologisch besser erfäßbar sind die Vorgänge südwestlich der Sudeten.

In Böhmen folgt den Oppida etwas völlig Neues, nämlich Brandgräber wie im mittelböhmischen Planany mit einer andersartigen

ausgereiften Spätlatènekultur augustischer Zeit, die zeitlich und regional die Oppida bereits überlagert, da Funde aus Südböhmen bekannt wurden. Diese augustische Kultur schöpfte teilweise aus der Tradition der Oppidum-Kultur. Im größten Oppidum, dem von Závist an der Moldau südlich von Prag, fand man bereits wenige Reste ihrer Keramik. Immerhin leitet die augustische Schicht bruchlos in die Kultur der Kaiserzeit über. Zwischen ihr und den plötzlich verlassenen Stadtsiedlungen erkennt man einen Riß, dessen historische Bedeutung außer Zweifel steht.

Vergleicht man diese Befunde mit denjenigen in den Nachbarlandschaften, dann ergeben sich zunächst überraschende Parallelen: Am ähnlichsten den Verhältnissen in Böhmen sind wohl die im Maingebiet, etwa in Unterfranken, wo ebenfalls den Oppida-Siedlungen eine Schicht mit Brandgräbern folgt, die in Inhalt und Aussehen denen Böhmens stark ähneln. Im sächsisch-thüringischen Gebiet sind die Brandgräber denen Böhmens sehr ähnlich und dem kulturellen Erbeil der böhmischen Oppida in gleicher Weise verhaftet. Auf dem augustischen Kriegergräberfeld in Großbromstedt bei Weimar, das auf keinen Fall nur einer einzigen Siedlung angehört, konnte man eine soziale Staffelung beobachten, die ziemlich sicher in starkem Gegensatz zu jener Gesellschaft steht, die man in den Oppida voraussetzen muß. In Mähren und Niederösterreich ist die augustische Schicht nicht vorhanden. Jedoch lassen sich Brandgräber entsprechender Art aus dem ersten Jahrhundert klar nachweisen. Dasselbe gilt für die Slowakei. Man hat in Niederösterreich, Mähren und der Slowakei wenig Anhaltspunkte über die Kontinuität zwischen der Oppida-Kultur und dem neuen Element. Immerhin zeigt sich in der Westslowakei im Laufe des 1. Jhs. n. Chr. ein besonders großer Reichtum in den Gräbern, der auf die engen Beziehungen des Gebietes zu den benachbarten römischen Provinzen zurückgeht.

Von dorthier drang ein Importstrom auch in entferntere Gebiete. Besonders Böhmen scheint ein Vermittler zwischen den Provinzen in den Ostalpen und den Ländern an der Ostsee gewesen zu sein. Die Einflüsse aus dem norisch-pannonischen Raum über Carnuntum, die Böhmen in augustischer Zeit weitervermittelte, waren in den nordischen Gebieten die unmittelbare Fortsetzung der keltischen Einflüsse aus der Oppidum-Zeit. Man gewinnt den Eindruck, daß deren Ablösung durch die augustische Schicht ein regional begrenzter Vorgang war, der nur als kulturgeschichtliches Detail historischer Ereignisse angesehen werden kann.

Daß sich diese Ereignisse in den einzelnen Landschaften verschieden abspielten, dafür ist Schlesien ein gutes Beispiel. Nur im südlichen Oberschlesien, bei Bieskau, Kr. Leobschütz, hat es vielleicht ein Oppidum gegeben. Sonst setzte sich die Brandgräberkultur der Spätlatènezeit fort in die ersten Jahrhunderte n. Chr., wobei Namen wie der der Wandalen, den die schlesische Forschung dieser Kultur gab, und der Przeworskultur, den die polnische Forschung

gebraucht, hier nicht miteinander verglichen zu werden brauchen. Wie lassen sich nun die Unterschiede zwischen Böhmen, der Slowakei und Schlesien erklären, und kann dies mit Hilfe der schriftlichen Quellen geschehen?

Die keltische Oppidum-Kultur in Gallien erlag der römischen Provinzialkultur in dem Jahrhundert nach Caesars Unterwerfung, in den Alpenprovinzen südlich der Donau mit örtlichen Unterschieden im gleichen Zeitraum. In Böhmen wurden die keltischen Bojer nach TACITUS' Angabe in der *Germania* durch die Markomannen unter Marbod vertrieben, vermutlich zwischen 9 und 3 v. Chr. Diesen Vorgang wird man irgendwie mit dem Einsetzen der augustischen Brandgräberfelder in Verbindung bringen können. Die archäologischen Quellen erläutern nicht die historischen Vorgänge zwischen den einzelnen Stämmen, wohl aber eine geringe Übernahme des Kulturerbes der Oppida, dessen Wandlung wohl durch Verbleib eines bojischen Bevölkerungsteils in einer völlig veränderten Umwelt zu deuten ist. Es ist wohl auch kein Zufall, daß eines der ältesten germanischen Fürstengräber des 1. Jhs. im Herrschaftsbereich des Marbod, in Prag-Bubentsch, gefunden wurde. Mehrere reiche Gräber des 1. Jhs. fand man erst in den letzten Jahren in Kostolná pri Dunaji bei Galanta in der Westslowakei, und man braucht wohl nicht daran zu zweifeln, daß wir es hier mit der Hinterlassenschaft jenes von den Römern gegründeten markomannisch-quadischen Königreichs des Vannius zu tun haben, das im 1. Jh. Einflüssen aus dem Imperium gegenüber besonders aufgeschlossen war.

Der Handel mit dem römischen Imperium wird durch jene Kaufleute vermittelt worden sein, die Marbods Gegner bei der Eroberung seiner Burg im Jahre 18 n. Chr. antraten. Diesen ist wohl auch der römische Import zu danken, den man in böhmischen und in anderen germanischen Fürstengräbern der sog. Lübsow-Gruppe aus dem 1. Jh. n. Chr. gefunden hat. Fürstengräber dieser Art fand man in Oberschlesien, im Warthecknie und in Norddeutschland beiderseits von Elbe und Oder sowie auf den dänischen Inseln. Sie zeigen eine Sozialstruktur, die sich erst im 1. Jh. n. Chr. im Totenkult manifestierte, und zwar sowohl bei Stämmen in altem als auch bei solchen in jungem Siedelgebiet, hauptsächlich aber doch im östlichen Mitteleuropa. Stärkere soziale Schichtung könnte hier teilweise mit der Expansion Hand in Hand gegangen sein. In West- und Süddeutschland, wo die Expansion durch die Römer verhindert wurde, kennt man Fürstengräber ostmitteleuropäischer Art nicht. Die genaue Ursache ist nicht bekannt. Es scheint so, als ob die Übernahme sozialer Vorstellungen in den Totenkult regional beschränkt und religiös begründet war.

Zusammenfassend kann man im archäologischen Material im südöstlichen Mitteleuropa germanische Zeugnisse zuerst in den beiden Jahrhunderten vor und nach dem Zusammenbruch der keltischen Oppidum-Kultur erkennen, die sich ehemals wie ein Gürtel

um die antike Hochkultur legte. Unabhängig von den Schriftquellen zeigt sich ein Kulturwechsel im archäologischen Fundstoff südwestlich von Sudeten und Karpaten, nordöstlich der Gebirge aber ein mehr fließender Übergang zu dem im ganzen ähnlichen Fundbild frühkaiserzeitlicher Stammeskulturen. Im südöstlichen Mitteleuropa stießen an der römischen Donaugrenze jetzt zwei Gesittungen aufeinander, die weit verschiedener waren als die der Römer und der Kelten in Gallien zur Zeit Caesars. Man versteht kulturgeschichtlich Hintergrund und Folgen jener Vorgänge, die zur Zeit der Germanenkriege unter Augustus und Tiberius durch die römischen Quellen hier im Südosten geschildert oder angedeutet werden. Zwischen Böhmen und der Slowakei kann man von einer Landnahme sprechen, wogegen in Schlesien und Südpolen germanische Stämme bereits länger sesshaft waren und in die Vorgänge beim Untergang der keltischen Zivilisation, bei der Einflußnahme Roms auf die Gebiete bis zur Elbe und March nicht mit hineingezogen wurden.

Wenn sich hier der Eintritt der Germanen in die Geschichte, obgleich nur durch wenige Schriftquellen beleuchtet, von den archäologischen Quellen in solcher Weise bestätigen und ergänzen läßt, dann darf man fragen: In welcher Weise zeigt sich nun im gleichen Gebiet der Eintritt der Slawen in die Geschichte, und kann man die beiden Vorgänge als frühgeschichtliche Modellfälle einander gegenüberstellen? Auch beim Eintritt der Slawen in die Geschichte wird man archäologisch besonders jene Periode zu erfassen haben, wo Älteres von Neuerem abgelöst wird und dann beides den historischen Quellen gegenübergestellt werden kann. Zuvor muß jedoch noch ein Blick auf die Entwicklung in der späten römischen Kaiserzeit geworfen werden.

Gegenüber dem Fundstoff aus dem ersten und beginnenden zweiten Jahrhundert beginnt der Reichtum nachzulassen. Kennzeichnend für die folgenden Jahrhunderte wurde ein neuerliches Aufblühen. Es äußert sich in einer Zunahme der Funde, von denen neue, z. T. reich mit Import ausgestattete Fürstengräber in der Slowakei und in Schlesien sowie die häufig verwendete Drehscheibenware bei der Keramik hervorgehoben seien. Diese Drehscheibenware dehnte sich im 4. Jh. von der Slowakei und Südmähren her bis tief nach Schlesien und Südpolen hin aus. Auf dem Boden eines germanischen Stammesgefüges bildete sich nahe der Reichsgrenze eine Lebenshaltung heraus, die in manchem der provinziellen geähnelt haben mag. Durch den Handel am Beginn der Bernsteinstraße, durch heimisches vielleicht von verschleppten Provinzialen betriebenes Gewerbe kam es zu einem zivilisatorischen Prozeß, der im archäologischen Material sich ablesen läßt, aber durch die Völkerwanderung zum Stillstand kam. Dem entsprachen die Absichten der Kaiser Mark Aurel um 180 und Valentinian um 375, hier jenseits der Donau eine neue Einflußsphäre oder gar eine Provinz einzurichten, die aber nie zur Ausführung kamen. Dabei ist wichtig zu sehen, daß der provinziäl-römische Einfluß nicht allein aus den

angrenzenden Provinzen, vor allem Pannonien, kam. Vielmehr strömte der Import auch aus dem fernen Gallien, also aus dem Westen, bis in die Slowakei. Aber die Fibelformen in den Urnenfeldern Mährens stammten aus dem Südosten, aus dem gotisch-sarmatischen Raum, der durch den hunnischen Machteinfluß bald von besonderer Bedeutung für ganz Mitteleuropa wurde. Wir werden den beiden Kulturströmen aus dem Südosten und aus dem Westen noch begegnen.

Böhmen lag in spätrömischer Zeit abseits und gehörte mehr in den elbgermanischen Bereich. Fürstengräber kennt man von dort im Gegensatz zu Thüringen nicht, ja man kann sagen, daß die sporadische Verteilung der spätkaiserzeitlichen Fürstengräber im östlichen Mitteleuropa das unterschiedliche Schicksal der Landschaften vorausahnen läßt.

Die Fürstengräber, ihre Sippen, ihr Anhang, ihre Bevölkerung sind seit den großen Stürmen des ausgehenden 4. und des 5. Jhs. aus den archäologischen Quellen verschwunden. Nur in den westlichen Landschaften fließen die Quellen noch reichlicher. Böhmen und Mähren gehörten seit dem Ende des 5. Jhs. in den Kreis der germanischen Reihengräberkultur, deren Verbreitung auf die Grenzen des vormaligen Imperiums keine Rücksicht mehr nahm. Die Reihengräber vermitteln im Querschnitt ein reichhaltiges Quellenbild. Ihre geographische Grenze ist daher an sich schon kulturgeschichtlich auffallend. Böhmen und Mähren, Niederösterreich, West- und Ostungarn gehören in den Bereich des „östlich-merowingischen Kreises“ zwischen Thüringen und Siebenbürgen. Die Gräber füllen in Böhmen und Mähren nur etwa die Zeit eines Dreivierteljahrhunderts aus. Sie enden dort zumeist um 530 und wurden zum großen Teil systematisch zu einer Zeit ausgeplündert, als die Grabstellen noch sichtbar gewesen sein müssen. Um die gleiche Zeit etwa enden auch viele Gräberfelder in Thüringen, die indessen weniger ausgeplündert sind.

Historisch läßt sich diesem Befund zunächst rein negativ gegenüberstellen, daß über die Stammesbildungen im thüringischen, böhmischen und mährischen Bereich nichts bekannt ist. Das Aufkommen der Reihengräbersitte bedeutet die Entstehung eines archäologischen Quellenbildes im Gefolge der Völkerwanderung, dessen kulturgeschichtlicher, vielleicht doch schon christlicher Hintergrund historisch im Zusammenhang mit der späten Provinzialkultur gedeutet werden kann. Das Ende des „östlich-merowingischen Kreises“ läßt sich historisch bereits besser verstehen. Im Jahre 531 wurde nach fränkischen Berichten den Thüringern durch Vernichtung ihrer Selbständigkeit von den Franken ein schwerer Schlag versetzt. Um etwa die gleiche Zeit scheinen nach den ältesten langobardischen Quellen die Langobarden auf ihrem Wege aus Mähren und Niederösterreich wenigstens einen Teil ihres späteren südlich der Donau gelegenen Machtbereichs besetzt zu haben, und um eben diese Zeit müssen die Bajuwaren ihre frühesten historischen Sitze südlich der

Donau bezogen haben. Da nun die bajuwarischen Gräberfelder in Bayern und die langobardischen in Pannonien um jene Zeit beginnen, in der die böhmischen und südmährischen ausklingen, wird man diesen Ausklang der Reihengräberzeit in Böhmen und Südmähren mit dem Abzug der nachmaligen Bajuwaren und der Langobarden erklären können. Die Reihengräberfelder würden in diesen Ländern die kurzfristige Schlußperiode einer längeren germanischen Siedlungszeit darstellen.

Noch war die Zeit der Wanderungen nicht zu Ende. Im Laufe des 6. Jhs. löste sich auch der südöstlich anschließende Teil des „östlich-merowingischen Kreises“ auf und verschwand: Die Vernichtung des Gepidenreiches in Ostungarn und Siebenbürgen durch die Awaren 567 und die Abwanderung der Langobarden aus Österreich und Westungarn nach Italien 568 zogen in diesen Ländern das Ende der Reihengräberfelder mit germanischem Waffen- und Trachtzubehör nach sich. Andererseits hatten sie das Auftreten einer neuen reiternomadischen Kultur im Gefolge, nämlich der awarischen. Man kann den ehemaligen Reihengräberkreis im weitesten Sinne wiederum als Außenprovinz einer Zivilisation auf mittelmeeischer Grundlage auffassen, wie ehemals die keltischen Oppida. Man kann den Vergleich auch noch weitertreiben.

Denn nun tritt ein Vorgang ein, der in gewisser Weise an das erste archäologisch faßbare Auftreten der Germanen erinnert. Die Archäologie des frühen Mittelalters in Böhmen und Mähren beginnt wiederum mit Brandgräbern, die eine recht einfache Keramik ergaben. Hügelgräber und Urnenfelder mit solcher Keramik kommen zwischen Brandenburg und Nordostrumänien vor. Wenn man sie auch teilweise in das 7. Jh. verweisen kann, so sind diese einfachen Formen des sogenannten Prager Typs noch nicht allzu häufig in einwandfrei frühen Zusammenhängen nachgewiesen und daher nicht leicht zu datieren. Nur in Südmähren und an der Grenze zur Slowakei kommen diese Urnengräber auf größeren Nekropolen zusammen mit Skelettgräbern vor, die eine reiche Beigabenausstattung nach Art der Nomadenkrieger und ihrer Frauen enthalten. Sie bekunden daher jene Symbiose zwischen Awaren und Slawen, die für das 7. und 8. Jh. auch in fränkischen Schriftquellen bezeugt ist.

Das Material ist aus diesen frühen Jahrhunderten noch gering, da man bisher wie in der vorhergehenden Zeit zumeist auf Gräber als Quellen angewiesen war. Aber auch von diesen kennt man wenig, da die Slawen zunächst nur Brandgräber in flachen Grabgruben oder Hügeln kannten, die meist nicht mehr erhalten sind. Um so bemerkenswerter ist das Anschwellen des gesamten archäologischen Materials seit dem fortgeschrittenen 8. Jh. in karolingischer Zeit. Gräberfelder mit Brand- und Skelettbestattung, in regelrechte Reihengräberfelder übergehend, kennt man von der westlichen Slowakei bis nach Böhmen. Bei den Sorben und Wilzen im sächsischen und brandenburgischen Gebiet scheint man länger an der Brandbestattung festgehalten zu haben. Aber im böhmisch-mährisch-

slowakischen Bereich zeigt sich gleichsam eine Wiederholung der ganzen Entwicklung des Grabbrauchs in germanischer Zeit. Dadurch wird ein ähnlicher Riß zwischen Völkerwanderungszeit und frühem Mittelalter deutlich wie ehemals zwischen den keltischen Oppida und den Gräberfeldern der augustischen Zeit. Die seit dem 8. Jh. immer zahlreicher gebauten Burgwälle mit Resten kontinuierlicher Besiedlung bezeugen nunmehr eine Lebensform, deren Träger eine Abwanderung nicht mehr in Erwägung zogen.

Wie war es dagegen östlich der Sudeten, in den schlesisch-südpolnischen Gebieten? Dort hat es keine germanischen Reihengräber mehr gegeben, und für den Zeitansatz ältester slawischer Funde kennen wir keinen deutlichen Terminus post quem wie in den Siedelgebieten der letzten germanischen Stämme Böhmens, Mährens und Niederösterreichs. Auch kennt man kaum Einwirkungen aus dem Bereich der awarischen Steppenvölker wie in Ungarn und in der Slowakei. Trotzdem läßt sich nach den übereinstimmenden Ergebnissen der ostdeutschen und der polnischen Forschung annehmen, daß hier im Osten eine größere Kontinuität zwischen dem Fundgut der späten Kaiserzeit, der Völkerwanderungszeit und den frühesten slawischen Siedlungszeugnissen vorhanden war. Während die ostdeutsche Forschung annahm, daß damit eine Ansiedlung germanischer Bevölkerung bis in sehr späte Zeit nachgewiesen sei, glaubt die polnische Forschung den Beweis für den Ansatz slawischer Stämme schon in sehr früher Zeit in den Händen zu haben. Im Mittelpunkt der Diskussion standen dabei verschiedene auffallende Erscheinungen, so besonders völkerwanderungszeitliche Funde germanischen Gepräges in Südpolen, die sehr frühe Datierung von Funden in den Burgwällen von Gustau/Kr. Glogau, Kleinitz/Kr. Guhrau, Biskupin im Netzebogen südwestlich von Bromberg und Bonikowo/Kr. Kosten, weiter der kaiserzeitliche Fundreichtum um Kalisch, das mit dem ptolemäischen Kalisia gleichgesetzt wird, und schließlich die Entdeckung der oberschlesischen Guttentag-Kultur. Sie gehört etwa in das 6. Jh., und man hielt sie wegen ihrer südöstlichen, vor allem in der Drehscheibenkeramik zum Ausdruck kommenden Beziehungen für gotisch. Jedoch spricht die Sitte der Kollektivbrandgräber nicht für einen germanischen Stamm. Da sich die Funde sowohl dieser Kultur als auch der frühen slawischen Burgwälle neuerdings häufen, ist allgemein eine Kontinuität von der Völkerwanderungszeit zum slawischen Frühmittelalter anzunehmen, jedoch mit regionalen Unterschieden, deren Trennung und Darstellung noch aussteht.

Der große Unterschied zum böhmisch-mährisch-slowakischen Raum ist aber auffallend. Dort erinnert der gut beobachtete Absatz zwischen Reihengräberkultur und früher slawischer Brandgräberkultur an den ebenfalls gut darstellbaren Umbruch zwischen keltischen Oppida und germanischen Kriegergräbern, für den es in Schlesien gleichfalls keine entsprechende Parallele gab. Man kann sagen, daß diese beiden Erscheinungen der Zeit um Christi Geburt

und am Ausgang der Völkerwanderung einander in gewisser Weise entsprechen, da sie sich südwestlich und nordöstlich der Sudeten und Karpaten in beiden Fällen voneinander unterscheiden, jedoch in beiden Zeitaltern gewissermaßen analog verlaufen sind. Sind sie nun ein Symptom für ein Kulturbild, das der historischen Wirklichkeit entspricht, oder sind sie nur eine Folge mangelnder historischer Quellen im nordöstlichen Gebiet?

Es ist möglich, diese Frage zu beantworten, wenn man den weiteren Verlauf der Entwicklung im frühen Mittelalter verfolgt. Zuvor muß aber noch der Befund in entfernteren Landschaften kurz betrachtet werden.

Die reichen Goldschatzfunde auf den Ostseeinseln Öland und Gotland hat man für die Zeit bis etwa 480 mit Soldzahlungen weströmischer Kaiser und Heermeister an nordische Kriegerscharen in Verbindung gebracht, für spätere Zeit mit Handelsbeziehungen zwischen dem Ostgotenreich des Theoderich und dem Norden, mindestens mit sehr intensiven Verbindungen zwischen den Ostseeinseln und dem mittleren Donaugebiet. Die zahlreich vorhandenen Goldmünzen schließen ab mit der Regierungszeit des Justinian, also um 565.

Man hat den Abschluß dieses Zustroms mit der Gründung des awarischen Reiches in Ungarn um 567 oder der Einwanderung der Slawen im östlichen Mitteleuropa um die gleiche Zeit in Verbindung gebracht. Jedenfalls war dieser Abbruch der Beziehungen zwischen dem Römischen Reich und dem Ostseegebiet ein viel elementarerer Ereignis als ehemals die Besitznahme Böhmens, Mährens und der Westslowakei durch die ersten Germanen. Damals gab es weiterhin einen blühenden Handel zwischen den römischen Provinzen und dem Ostseegebiet, den schon vorher die Kelten vermittelt hatten. Jetzt aber bestand das weströmische Reich nicht mehr. 80 Jahre später stürzte auch das Reich des Theoderich, die Germanen verschwanden aus den Gebieten zwischen Böhmen und Siebenbürgen, und in der ungarischen Tiefebene hatte ein neues Steppenvolk einen Staat gebildet.

Die Alternative, ob Awaren oder Slawen im südmitteleuropäischen Raum zuerst handelnd eingriffen, läßt sich aus den historischen Quellen nicht klar beantworten. Denn 561 erschienen nach GREGOR VON TOURS und PAULUS DIAKONUS die Awaren erstmals an der Grenze Thüringens. Dort werden 631 nach FREDEGAR als erster seßhafter slawischer Stamm die Sorben mit einem eigenen Herzog genannt, und zwar zur Zeit des awarisch-slawischen Krieges unter Samo. Archäologisch kann man nördlich von Böhmen die Slawen auch nicht über das 7. Jh. zurückverfolgen. In diese Zeit gehören die ersten slawischen Urnenfelder zwischen Saale und Elbe. Zwischen Elbe und Oder kennt man in Brandenburg und Mecklenburg im 6. Jh. noch Gruppen von Gräbern, die sich von thüringischen Reihengräbern nicht unterscheiden. Man nahm für Brandenburg eine Kontinuität bis in die slawische Zeit an, hauptsächlich auf Grund von Siedlungsräumen, was nicht sicher nachweisbar ist. Die

ältesten Burgwälle von Mittenwalde bei Berlin und von Jena-Lobeda gehören nicht vor das 7. und kaum vor das 8. Jh. Das erste gemeinsame Auftreten von Awaren und Slawen im Herzen Mitteleuropas scheint nach den schriftlichen Zeugnissen auf eine schicksalhafte Verbundenheit zu deuten, die ja auch von Awaren und Südslawen überliefert ist. Dies spiegelt sich nun im archäologischen Material Südostmitteleuropas deutlich wider.

Für die kulturelle Orientierung Böhmens, Mährens und der Slowakei war von vornherein der Südosten maßgebend. In der Westslowakei erscheinen Brandgräber nach alter slawischer Sitte im 7. und 8. Jh. vereint mit Skelettgräbern, die nach Nomadenart auch Waffen, Schmuck und vor allem die bekannten bronzenen Gürtel- und Riemenbeschläge enthalten. Noch auf dem Gräberfeld von Theben-Neudorf an der Donau südlich von Preßburg hat man die Vergesellschaftung von Skelett- und Brandgräbern gefunden. Der geringe Prozentsatz der Brandgräber zeigt dort zwar das slawische Element scheinbar in der Minderzahl gegenüber den awarischen Herren. Jedoch kann man nicht sagen, welcher Grad kultureller und sozialer Assimilation bei der Symbiose von Awaren und Slawen hier erreicht war. Bezeichnend ist allerdings eine Zunahme des awarischen Fundguts in der Spätzeit an der nördlichen Peripherie des awarischen Herrschaftsbereiches.

Dem entspricht es, wenn im 8. Jh. hier die Slawen das Erbe angetreten haben. Die awarischen Gräberfelder und mit ihnen auch Theben-Neudorf enden im allgemeinen mit dem 8. Jh., also zu eben der Zeit, als die fränkischen Heere Karls d. Gr. das Awarereich vernichteten.

Dieses Ereignis hatte für die Westslawen eine besondere Bedeutung, die aus dem archäologischen Quellenbereich jetzt in gleicher Weise beleuchtet werden kann wie aus den Schriftquellen. Die umwallten Stadtsiedlungen des Großmährischen Reiches mit ihrer dichten Bevölkerung, ihrem entwickelten Handwerk, ihren Kirchen, von denen man allein in Mikulčice an der March südöstlich von Brünn neun im Grundriß an verschiedenen Stellen gefunden hat, gehören zu den wichtigsten Entdeckungen der archäologischen Forschung der letzten 20 Jahre in der Tschechoslowakei. Die besten Kenntnisse über die Kultur besitzt man aus den in und bei den Kirchen gefundenen sogenannten Fürstengräbern, die man wegen ihrer Anzahl besser als Adelsgräber bezeichnen wird. Man kennt diese Gräber nicht allein von einer Stelle und wird daher mit einer Stammes- oder Reichsverfassung rechnen können, die im Prinzip auf einem ähnlichen Sozialaufbau beruhte wie im Karolingerreich. Nur sind hier die Unterlagen Schriftquellen, in Mähren archäologische Quellen. Ein Kulturgefälle in west-östlicher Richtung kommt dabei insofern zum Ausdruck, als die Sitte der Reihengräber mit reichen Grabbeigaben im Westen auf die Merowingerzeit beschränkt war und im 8. Jh. ausklang, im slawischen Osten sich jedoch bis in das 10. Jh. hielt, ja, man möchte fast sagen, daß sie sich in

karolingischer Zeit dort wiederholte. Mähren hat die Reihengräbersitte sicher von den Awaren übernommen, aber bezeichnend ist eben zunächst die Beibehaltung in christlicher Zeit. Man kann hinzufügen, daß sich nach den Gräbern die Einflüsse aus dem Westen und aus dem Südosten in Mähren deutlich getroffen haben, wobei die fränkischen Schwertformen der Männergräber, der byzantinische Schmuck in den Frauengräbern erwähnt seien. Doch bildete die bodenständige, z. T. aus dem Awarenreich übernommene Kultur die Grundlage. Alle Siedlungen wurden zu einer gewissen Zeit am Beginn des 10. Jhs. zerstört und verlassen. Dies entspricht dem Schweigen der Schriftquellen seit dieser Zeit, hauptsächlich der Annalen von Fulda, die besonders gut über das mährische Reich der Moimiriden unterrichtet waren. Fraglos geht dieser große Bruch auf die ersten Magyareneinfälle in jenen Jahren zurück.

Die Kultur des großmährischen Reiches kennen wir auch aus Böhmen, freilich in weit geringerem Maße. Hat man doch in Mähren und erst recht in Böhmen während des 9. Jhs. und sicher auch noch im 10. Jh. nach heidnischer Sitte in Grabhügeln bestattet. Aber die Ausgrabung des großen Burgwalles von Stara Kouřim südlich von Kolín erbrachte eine ähnliche große Siedlung wie in den mährischen Burgwällen. Das Fehlen einer Kirche und die Lage des Gräberfeldes der Fürstenfamilie und ihres Gefolges dort bei einem vermutlich altheiligen Quelltümpel wird man als kennzeichnend für die Zustände um 900 in Böhmen ansehen dürfen. Jedenfalls wird die frühe böhmische Fürstenkultur im allgemeinen erst durch die Übernahme mährischer Grabsitten quellenmäßig erfaßbar, und es besteht kein Zweifel, daß die für das Quellenbild so wichtigen Bestattungssitten nur eine Begleiterscheinung im Rahmen vieler anderer Anregungen waren. Vermutlich wirkten diese Anregungen noch, als die großmährische Kultur endete; denn in Böhmen glaubt man, eine späte Schlußphase erkennen zu können, die es in Mähren nicht gibt.

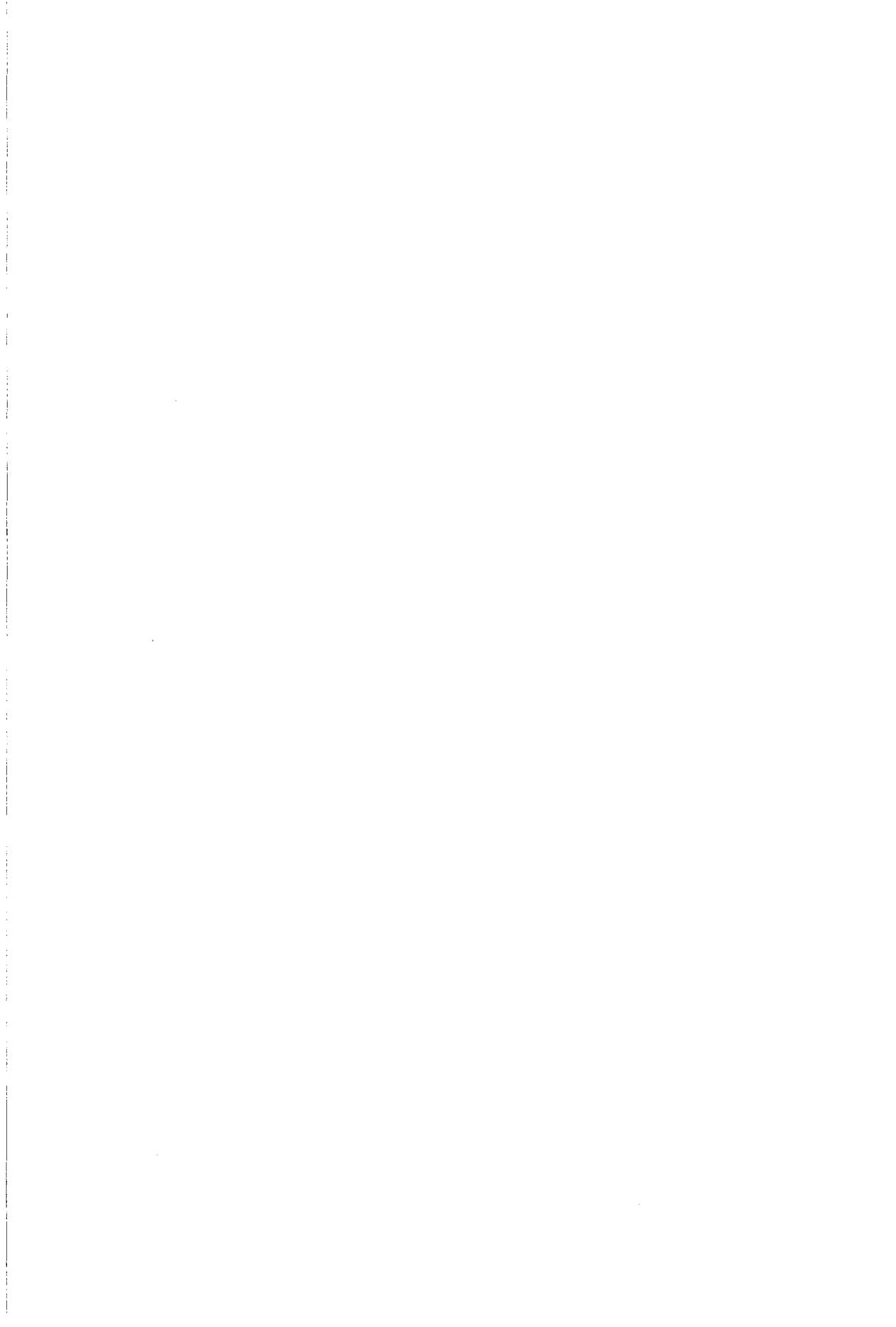
Sehr bezeichnend ist nun das Quellenbild in den benachbarten Landschaften, in denen slawische Stämme siedelten. In Sachsen und im Elbe-Saale-Gebiet kennt man bei den Sorben ebenfalls große Burgwälle mit teilweise dichter Besiedlung. Reich ausgestattete Gräber und womöglich Fürstengräber fehlen indes gänzlich, obgleich wir bei den Sorben im 9. Jh. Belege für eine Stammesverfassung mit Kleinkönigen haben, die den Verhältnissen in Böhmen und Mähren entsprach. Im 9. und vielleicht noch im 10. Jh. ist im sorbischen Gebiet noch Brandbestattung nachweisbar. Hier kann an einem Kulturgefälle von Mähren in Richtung auf das Elbgebiet nicht gezweifelt werden, doch weiß man nicht einmal sicher, ob bedeutendere Einflüsse und welche etwa aus Mähren bis zu den Sorben gelangten.

Auch im schlesischen und im südpolnischen Bereich gibt es keine Erscheinung, die dem Quellenbild in Mähren an die Seite zu stellen wäre. Wohl sind im gesamten westslawischen Gebiet die Burgwälle und ihre Funde die archäologische Hauptquelle. Aber etwas den mährischen Grabfunden Vergleichbares gibt es aus ihnen im Nord-

osten nicht. Die Brandbestattung wurde bei vielen slawischen Stämmen gänzlich erst kurz vor oder bei der Christianisierung von christlichen durch die Mission eingeführten Bestattungssitten abgelöst. Die Beigabensitte in slawischen Skelettgräbern beschränkt sich in Mitteleuropa insgesamt auf eine Schicht von Gräbern, die zeitlich zwischen dem 9. und dem 11. Jh. liegt. Dabei kann man beobachten, daß sich ältere Gräber aus dem 9. und 10. Jh. zumeist auf die Gebiete innerhalb des frühen deutschen Reiches, also auf Österreich, Bayern und Thüringen beschränken, ferner die Slowakei, Mähren und Böhmen. Hier überall flaut die Sitte langsam ab, wogegen sie sich im schlesischen und südpolnischen Bereich länger gehalten hat. Noch 1039 und 1092 erließen freilich böhmische Herzöge Verordnungen gegen den heidnischen Grabbrauch.

Um so mehr muß es auffallen, daß man aus Lutomiersk, 17 km westlich von Lods, ein Skelettgräberfeld mit ungewöhnlich reich ausgestatteten Gräbern kennt, das noch tief in das 11. Jh. hineinreicht; aus Konskie bei Radom am Nordrand der Lysa Gora sogar ein Gräberfeld mit reicheren Beigaben, das nach einigen Münzen angeblich bis in die zweite Hälfte des 11. Jhs. belegt wurde. Wenngleich hier die Möglichkeit besteht, daß Einflüsse aus dem warägisch-wikingschen Bereich mit im Spiele sind, so handelt es sich doch um eine Erscheinung, die in dieser Weise auf böhmischem oder mährischem Boden nicht denkbar wäre. Historische Nachrichten sind für die polnischen Fundorte nicht überliefert. Im Hochmittelalter gibt dort die archäologische Überlieferung noch einmal einen kulturgeschichtlichen und zugleich geschichtlichen Hinweis. Hier also endet jene Entwicklung, die in den Nekropolen des großmährischen Reiches begonnen und die im Frankenreich schon 100 Jahre vor der Entstehung des mährischen Reiches geendet hatte. In dieser Hinsicht kann man den Ablauf der germanischen und der slawischen Kulturentwicklung durchaus zum Vergleich einander gegenüberstellen. Auch in slawischer Zeit wird das Kulturbild im Südwesten der Sudeten und Karpaten durch die Verhältnisse im Nordosten ergänzt.

Was bedeutet nun aber um Christi Geburt und nach der Völkerwanderung die stärkere Kontinuität im Nordosten, der deutlichere Abbruch im Südwesten? Wie sich zeigte, beruht die größere Plastizität des archäologischen Quellenbildes im südwestlichen Bereich nicht auf der Ergänzung durch die Schriftquellen, sondern auf einer regionalen Verschiedenheit gegenüber dem Quellenbild im Nordosten. Zeigen die Modellfälle aus zwei ganz verschiedenen Zeiten ein Kulturgefälle an, das konstant dasselbe blieb? Man darf diese Frage bejahen, wenn auch bedingt und keinesfalls wertend: Der Oder- und Weichselraum lag im römischen und mittelalterlichen Bereich in gleicher Weise peripher. Man möchte in der großen Kontinuität dort auch ein altes Verhältnis zum Donauraum erkennen, das sich nur wenig änderte, als die Landschaften im südöstlichen Mitteleuropa durch eigene schriftliche Überlieferung in das Licht der Geschichte traten.



Der Übergang von der Antike zum Mittelalter im Lebensgang des Cassiodorus Senator

Geschichte als Wissenschaft *) ist dem Wesen nach eine „Biologie“ und „Anthropologie“, wengleich in anderem Sinne als dem, in dem diese Wortprägungen als Fachnamen technisch geworden sind: eine Wissenschaft vom Leben, vom Leben im Bereich des Menschen, und zwar in demjenigen Bereich, in dem der Mensch über das hinaus, was ihn genetisch, biologisch, physiologisch mit anderen Lebewesen verbindet, sein spezifisch Eigenes entfaltet. Diese Wissenschaft ist dabei bezogen auf die Dimension der Vergangenheit, aus der unablässig Gegenwart hervorgeht und in der unablässig Gegenwart, kaum daß sie Wirklichkeit wurde, versinkt — die einzige Dimension, in der das spezifisch Menschliche überhaupt reflektierbar und damit wissenschaftlich faßbar wird: denn was „jetzt“ geschieht, übersieht niemand von uns; selbst als Urheber oder Augenzeugen können wir es nicht ohne weiteres begreifen, weil im Augenblick der Abstand noch mangelt, den reflektierend-verstehende Betrachtung nun einmal voraussetzt. Zu entfalten hat sich diese Wissenschaft in Forschung und Darstellung zwischen zwei Gefahrenpolen: dem Ertrinken im Detail, das die Fülle der von ihr zu durchdringenden Einzelercheinungen vieler Jahrhunderte und Länder von allen Seiten an sie heranträgt, aber auch der Abstraktion, die sie als Hilfsmittel zur Ordnung dieser Flut notwendig einsetzen muß und der sie doch nicht erliegen darf, will sie wirklich Wissenschaft vom Leben bleiben. Es muß als ein seltener Glücksfall bezeichnet werden, wenn es hin und wieder möglich wird, beides, das konkret-individuelle Leben und die abstrahierend-übergreifenden, großen Linien, an ein und demselben Beispiel zu fassen. Ein solcher Glücksfall ist der Mann, dem diese Betrachtung gilt: Magnus Aurelius Cassiodorus Senator. Freilich gestattet die zur Verfügung stehende Zeit hier doch wieder nur einen flüchtigen Abriß, in dem viele bunte Farbtöne, die das Material zur Verfügung stellt, unterdrückt werden müssen, so daß er gleichwohl wieder skizzenhaft und abstrakt bleiben muß.

Das Geschlecht der Cassiodore stammte aus Syrien, vielleicht aus antiochenischem Adel. Der hier wichtige Zweig tritt nicht vor dem 5. Jh. ins Licht mit dem Urgroßvater des Mannes, der uns beschäftigt. Schon damals nahm dieser Zweig eine führende Position an ganz anderer Stelle ein, im Südwestzipfel Italiens, unter dem Provinzialadel von Bruttien und Lukanien. Wie die Familie dorthin

*) Antrittsvorlesung, gehalten am 19. Februar 1965. Eine ausführlichere Fassung mit Beleg- und Literaturhinweisen erscheint voraussichtlich im Historischen Jahrbuch 1967.

verschlagen wurde, ist unbekannt. Fest steht, daß sie diese ihre Stellung bis auf Cassiodorus Senator behauptete. Was ihr zunächst nicht gelang, war, Anschluß an die gesellschaftliche Oberschicht des neuen Heimatlandes zu finden, vor allem an die römische Senatsaristokratie. Den Aufstieg zu hohen Staatsämtern senatorischen Ranges vollzieht erst Cassiodor der Vater. Es geschieht im Dienst Odowakars, des ersten Barbarenkönigs von Italien. Cassiodorus Senator entstammt also einem Geschlecht, das in seinen politischen Entscheidungen durch keinerlei Reserven alter römischer Nobilitätstradition vorbelastet war, ein für die Ausgangsposition dieses Mannes entscheidender Umstand.

Geburts- und Sterbedatum Cassiodors sind nicht überliefert, doch werden die mindestens 92 Jahre, die sein Leben umfaßte, von dem Jahrhundert zwischen 480 und 580 eingeschlossen worden sein. Vielleicht wenige Jahre älter war ein Bauernsohn aus der Gegend des heutigen Skopje, von dem zunächst niemand ahnte, daß er einmal Kaiser werden sollte — Justinian I., der Hauptgegenspieler der germanischen Völkerwanderungsstaaten, an dessen romantisch-überlebten, doch mit Nachdruck vertretenen Reichseinigungsträumen auch Cassiodor als Politiker scheitern sollte. Ebenfalls nur wenig älter waren zwei Landsleute Cassiodors, Benedikt von Nursia und Boëthius (beide um 480 geboren), extrem gegensätzliche Charaktere, denen eben darum neben ihm eine hervorragende zeittypische Bedeutung zukommt.

Das Bild der Epoche, von der das Bild dieser Menschen sich abhebt, kann nur angedeutet werden. Als Cassiodor zur Welt kam, lag die Zeit Konstantins d. Gr. so weit zurück wie für uns die Tage Napoleons. Von dem Epochenergebnis der Einnahme Roms durch Alarich (410), der ersten seit über sechs Jahrhunderten, durch die Augustins wegweisende Schrift von den beiden *civitates* ausgelöst worden war, hatte sein Geburtsjahr sich wenig mehr entfernt als wir uns von Bismarcks Sturz. Seit dem noch heftig umstrittenen Konzil von Chalcedon (451) und seit Attilas Tod (453) war nicht sehr viel mehr Zeit vergangen als für uns seit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs; Geiserich († 477) gehörte noch der Zeitgeschichte an. In der östlichen, seit wenigen Jahren (476) einzigen Kaiserstadt Konstantinopel herrschte Zeno (474—491); wahrscheinlich war sein berühmtes Religionsedikt, das Henolikon (482), schon erlassen und hatte das fast vierzigjährige Schisma zwischen Ost- und Westkirche (bis 519) ausgelöst; in Rom war der Diakon Gelasius, der bald darauf als Papst (492—496) auch zu Cassiodors Vater in nachweislicher Verbindung stehen sollte, damit beschäftigt, zum Gegenschlag erstmals die folgenreiche Lehre von der Eigengesetzlichkeit der geistlichen Gewalt neben der weltlichen zu entwickeln. Über Italien gebot noch Odowakar († 493), doch im Umkreise Zenos war bereits der Mann zu einer wichtigen, unbequemen Figur geworden, der als kommende Herrscher für viele Lebensjahre Cassiodors, des Neugeborenen, eine unmittelbar ausschlaggebende Rolle spielen sollte: Theode-

rich (488/493—526). In Gallien machte der junge Chlodwig (482 bis 511) von sich reden, noch weit vom Gedanken an seine Taufe (ca. 498/99) entfernt. Jenseits des oströmischen Reiches stand der glanzvolle Staat der Sassaniden trotz innerer Krisen noch immer als Großmacht da, Zuflucht für Emigranten aller Art aus dem römischen Reichsgebiet wie die Nestorianer, deren Hochschule zu Nisibis im Zweistromlande, unlängst (ca. 457/59) gegründet, Cassiodor später als vorbildlich empfinden sollte. Witigis, der letzte Gotenherrscher, dem Cassiodor als Politiker dient, wird auf dem Höhepunkt seines Existenzkampfes (539/40) versuchen, mit dem Großkönig dort in Ktesiphon gegen Byzanz gemeinsam zu taktieren.

So weit die Welt, in die Cassiodor eintrat. Wie anders diejenige, die er verläßt! Das italische Ostgotenreich, noch nicht begründet, als sein Leben beginnt, ist beseitigt, ein junger Langobardenstaat wächst in die Rolle als westlicher Gegenspieler von Ostrom-Byzanz hinein (seit 568/69). Das Frankenreich der Merowinger zeigt sichtbare Zeichen des Verfalls; nicht lange, und der erste bekannte Vorfahr des karolingischen Hauses, Arnulf von Metz (ca. 583—641), kommt zur Welt, ein jüngeres Glied der gleichen Generation, der Isidor von Sevilla angehört, der letzte lateinische Kirchenvater (ca. 570—636), und Heraklius, der den Umbau des oströmischen Reiches zum byzantinischen besiegeln wird (geb. um 575, Kaiser 610—641). Das spanische Westgotenreich steht unter Leowigild (568—586) vor dem letzten geschichtlichen Versuch, den Arianismus als Staatsreligion zu stabilisieren, kurz bevor in Gregor d. Gr. ein Papst von besonders starker Prägekraft den Stuhl Petri besteigt, der erste Mönch an diesem Platz (590—604). Nicht zuletzt aber wächst in den Jahren, da Cassiodor stirbt, im fernen Mekka ein Waisenknabe heran, um nach wenigen Jahrzehnten den militärischen Siegeszug einer neuen Offenbarungsreligion auszulösen, eine der folgenschwersten Umschichtungen auch im politischen Weltgefüge zwischen Antike und Gegenwart. Schien die Zeit um 480 noch stärker rückwärts gewandt, so drängt nunmehr alles unaufhaltsam nach vorn, dem Mittelalter entgegen.

Welchen Anteil hat nun der Mann selbst an dieser Entwicklung genommen, dem die gegenwärtige Betrachtung gilt? Antwort ist nicht leicht zu geben, denn die Quellen sind karg. Gleichwohl genügt das Material für wichtige Feststellungen, und gerade die letzten Jahrzehnte haben in seiner kritischen Durchdringung wichtige Fortschritte gebracht, verknüpft mit Namen wie A. VAN DE VYVER, HANS THIELE, R. A. B. MYNORS, L. W. JONES, HEINZ LÖWE, J. J. VAN DEN BESSELAAR, M. CAPPUYNS und anderen mehr. So fordert vieles einen neuen Versuch zur Synthese heraus, auch wenn er im gegebenen Rahmen das meiste nur andeuten kann: die gegenwärtige Betrachtung geht ja von einer allgemeinhistorischen Fragestellung aus; sie bezweckt keine Biographie, so reizvoll dies wäre, und hat auch ihre Stoffauswahl danach einzurichten.

Die meisten Kontroversen, die die Überlieferungslage entstehen ließ, müssen daher hier auf sich beruhen. Fest steht, daß Cassiodors Leben sich in drei Abschnitte gliedert; ihre Eigenart und die Art ihrer Abfolge sind es, die seine Bedeutung für die allgemeine Geschichte bedingen. Sie sind ungleich lang: rund 20, 30, 40 Jahre. Auf die Jugend und Vorbereitungszeit folgt eine ausgedehnte Wirksamkeit als Politiker; ihr schließt sich in einem Alter, das die durchschnittliche Lebenserwartung der Zeitgenossen zweifellos bereits übertraf, die dritte und längste Periode an, die im Zeichen geistlicher Zielsetzungen steht.

Über die erste Phase ist fast nichts bekannt. Sie muß eine rhetorische und juristische Ausbildung enthalten haben, wie sie damals für einen Romanen von Stand üblich war. Der erste Lebensabschnitt ging ohne Bruch in den zweiten über, auf den er offenbar geradlinig hingezielt hatte. Cassiodors Vater persönlich vermittelte den Übergang. In den Kämpfen zwischen Theoderich und Odowakar hatte er sich die Dankbarkeit des Siegers erworben, noch bevor die endgültige Entscheidung gefallen war; so wurde er nach mancherlei anderen Ehrungen schließlich nach Ravenna berufen, in das einzige einigermaßen selbständige Reichsamt, das ein Romane in diesem Staatswesen erreichen konnte: als *praefectus praetorio* (um 503?). Cassiodor der Vater war damit Chef der Zivilverwaltung für das gesamte theoderizianische Reich. Er zog den Sohn nach sich, zunächst als *consiliarius*, eine Art Volontär ohne fest abgegrenzte Funktion, aber dank dieser persönlichen Verbindung zweifellos mit besonders guten Möglichkeiten, Einblick in Staatsgeschäfte zu gewinnen.

Klar bezeugt ist das entscheidende Ereignis dieser Jahre. Bei unbekanntem Anlaß erhielt Cassiodor der Sohn Gelegenheit, einen Panegyricus auf den König vorzutragen, eine jener offiziellen öffentlichen Preisreden, bei denen rhetorische Wortkunst und umfassendes Wissen die prunkvollsten Schautänze aufzuführen pflegten, eine Art Artistik des Geistes und der Geistreichelei, in ihrem Schwulst und Pathos unerträglich für heutigen Geschmack, im damaligen Hofdienst aber einfach zum Stil gehörig wie zum Rokokomöbel das Muschelornament oder wie eine Vielzahl von Hochhäusern zum Erscheinungsbild einer modernen deutschen Mittelstadt. Der junge Mann wußte die Chance dieses vielleicht ersten öffentlichen Auftritts zu nutzen. Sein Panegyricus muß ein Meisterstück gewesen sein, das den Herrscher von der Brauchbarkeit des Sprechers überzeugte. Bald darauf, spätestens 507, übertrug er ihm ohne Zwischenstufen sogleich das Quästoramt, das zu den drei ranghöchsten Stellen im Hofdienst zählte.

Der zweite Lebensabschnitt begann. Er ist ausgefüllt durch eine glänzende Karriere, wie sie ein vornehmer, gebildeter und begüterter Romane in dieser Geschichtswelt nur irgend erlangen konnte. Mehrjährige Perioden offizieller Amtsführung mit Dienstsitz in Ravenna wechseln, wie es der Übung entsprach, mit solchen, in denen Cassio-

dor das Leben eines privaten Latifundienbesitzers der Zeit geführt haben wird.

Die Quästur bekleidete er mindestens von 507 (falls nicht eher) bis 511. Etwa 523—527 war er *Magister officiorum*. Gleich im zweiten Schritt erreichte Cassiodor damit das ranghöchste Amt der Zentralregierung, eine Art kombiniertes Innen- und Außenministerium. Auf diese Stellung konnte nur noch das höchste zivile Reichsamt folgen, wie es schon sein Vater bekleidet hatte: das des *praefectus praetorio*. Diese Funktion hatte Cassiodor unter Theoderichs Nachfolgern von 533 bis mindestens 537 inne; wann innerhalb der Jahre 537—540, in denen das italische Ostgotenreich den Westkriegen Justinians erlag, das Amt erlosch und unter welchen Umständen dies geschah, kann nur hypothetisch erörtert werden. Fast gar keinen Einblick haben wir in die Zwischenperioden, die Jahre von ca. 511—523 und 527—533, die — auch dies wird oft nicht genügend beachtet — an Gesamtdauer den Amtszeiten ungefähr gleichkommen. Fest steht, daß Cassiodor sie nicht als reiner Privatmann verbrachte. Schon als gewesener Quästor hatte er unzweifelhaft Sitz und Stimme im römischen Senat. Er ist in dieser Körperschaft, die ihrer Natur nach das gegebene Sammelbecken romanisch-nationaler Opposition gegen die Barbarenherrschaft darstellte, als Vertrauensmann Theoderichs, später Amalasinthas zu betrachten. Daß über dieser und sonstigen Tätigkeiten während der ämterfreien Perioden der Kontakt nach Ravenna nicht verloren ging, zeigen die Geschichtswerke, die Cassiodor in diesen Jahren im Auftrag Theoderichs und seines Schwiegersohns Eutharich verfaßte, ohne daß auf sie hier näher eingegangen werden kann. Es ist bekannt, daß der König auch im persönlichen Gespräch bei ihm mannigfache Belehrung suchte, und er wird schwerlich der einzige gewesen sein. Nicht zuletzt hat Cassiodor auch in diesen Zwischenjahren gelegentlich wichtige Staatsschreiben aufgesetzt, war also mindestens zeitweise auch ohne offizielle Stellung als Berater der Regierung tätig.

Der Überblick zeigt, daß dieser Mann all die Jahrzehnte seines zweiten Lebensabschnittes hindurch am ravennatischen Hof als wichtige und verlässliche Persönlichkeit betrachtet wurde, gleich, ob beamtet oder nicht. In seiner offiziellen Laufbahn entspricht zunehmendem Alter und zunehmender Erfahrung eine stets wachsende Verantwortung und selbständige Entscheidungsgewalt; dem wird seine außeramtliche Geltung entsprochen haben. So war er ein bedeutender Diener der ostgotischen Herrscher, unter den Romanen, die sich ihnen dauernd zur Verfügung stellten, zweifellos der bedeutendste; nicht der Urheber ihrer italischen Staatsidee, die älter ist als der Beginn seiner politischen Tätigkeit, doch einer der aktiven Mitträger dieser Konzeption, deren Grundgedanken für uns von keinem klarer formuliert worden sind. Unter den schwachen Nachfolgern Theoderichs muß Cassiodor zeitweise der eigentliche Fortsetzer seines Lebenswerkes, der eigentliche Träger dieses seines Staates gewesen sein. Hinzu kommt seine offenbare Rolle als wich-

tigste „Verbindungsmann“ dieser ostgotischen Führungsschicht zur spätantik-lateinischen Kultur- und Bildungstradition, fast also etwas wie ein *praeceptor Gothiae*.

Es wäre reizvoll, auf die eine oder andere Seite dieser weit verzweigten Wirksamkeit näher einzugehen, nicht zuletzt auf die Problematik der menschlichen Beurteilung, die viel erörtert worden ist, oft allzu idealisierend, oft allzusehr auf Kosten historischer Gerechtigkeit, ohne genügende Berücksichtigung des Alterswerks, dessen menschliche Substanz zu Konsequenzen auch für diese frühere Periode zwingt. Auch dies gehört jedoch in erster Linie in eine Biographie, und hier ist Beschränkung geboten. Nur über die Hauptquelle, an die dabei anzuknüpfen wäre, mögen einige Bemerkungen gestattet sein.

Es handelt sich um das Werk, das Cassiodor in eben den Jahren abschließend redigierte, die seine Lösung von der Politik bedeuten: die sog. *Variae* — eins der eigenartigsten Denkmäler der Literaturgeschichte, das bis heute noch keine Gesamtwürdigung, ja, entgegen verbreiteter Meinung, noch nicht einmal alle Teile geschlossen zusammenfassende Textausgabe gefunden hat. Der Grund liegt darin, daß dieses Werk sich, äußerlich betrachtet, aus Bestandteilen überaus gegensätzlichen Charakters zusammensetzt, die nicht immer ein gleichmäßiges Interesse gefunden haben, vor allem auch nicht immer in denselben Kreisen, und daher schon im Überlieferungs-gang frühzeitig, etwa im 9. Jh., auseinandergerissen wurden.

Den weitaus größten Teil des Umfangs füllen 12 Bücher Staatsbriefe, die Cassiodor in seinen verschiedenen offiziellen und inoffiziellen Funktionen am Hof oder für den Hof aufgesetzt hatte. Dieser Hauptteil, sofern man lediglich nach dem Umfang so sagen darf, hat bisher die stärkste Beachtung gefunden: das Mittelalter benutzte ihn als vorbildliches Formelbuch für seinen Kanzleibetrieb, neuzeitliche Wissenschaft als bedeutendes Sprachdenkmal später Latinität, vor allem aber als einzigartige Quellensammlung, ohne die die lebendige Wirklichkeit Italiens zur Ostgotenzeit für uns verschollen wäre wie der gotische Hofstaat Theoderichs auf den Mosaiken in S. Apollinare nuovo zu Ravenna, wo von ihm nur noch einzelne unmotiviert an Palastsäulen haftende Hände geblieben sind. Mit den Intentionen des Verfassers berührt sich unzweifelhaft keine dieser Benutzungsarten, so legitim jede einzelne vom Standpunkt der Nachwelt aus ist. Was er selbst ausspricht, ist, daß er einen Beitrag zur schönen Literatur seiner Zeit liefern wolle, in der der geistreiche, kunstvoll komponierte Brief als liebevoll gepflegte Sondergattung bekanntlich eine wichtige Rolle spielte. Diese Angabe wird man ihm unbedingt abnehmen müssen, doch ist überaus fraglich, ob Cassiodor damit seine Karten sämtlich aufgedeckt hat. Alles, was dieser Mann sonst an Mitteilungen über sich selbst hinterließ, zeigt äußerste Zurückhaltung in Fragen seiner Intimsphäre. Wenn er die Publikation seiner Briefe wie angegeben begründet, dann heißt das zunächst nicht mehr, als

daß dies unter den Motivierungen, die er preisgeben mochte, diejenige war, für die er bei den Zeitgenossen das meiste Verständnis erwarten durfte. Vor allem aber hat Cassiodor sein Werk gar nicht mit dem 12. Buch der Briefe abgeschlossen, sondern selbst noch ein 13. hinzugefügt, das merkwürdigerweise mit einem vollkommen andersartigen Inhalt aufwartet: einer kleinen theologisch-psychologischen Anthropologie in popularwissenschaftlicher Form.

Was diese merkwürdige Zusammenstellung veranlaßte, hat man bisher nicht mit nötiger Schärfe gefragt. Ob sie auf die Bedürfnisse auch nur des damaligen Lesepublikums zugeschnitten war, ist zu bezweifeln: mag auch vielleicht der Wunsch mitgesprochen haben, mehr stilistische Variationsmöglichkeiten zu präsentieren, als sie sich trotz der sorgfältigsten Abstufung nach Briefzweck und Empfängerang in den ersten zwölf Büchern hatten anbringen lassen — damit allein wird man dem Verfasser nicht gerecht (hätte er dann auf all die Nuancierungen verzichtet, die ein privater Briefwechsel mit gelehrten Freunden, und sei es ein fingierter, der offiziellen Staatskorrespondenz hätte hinzufügen können?). In Wahrheit liefert dieses 13. Buch *De anima* den Schlüssel zum Verständnis des Gesamtwerks; von ihm aus enthüllt sich die innere Einheit des Ganzen, der die verstehende Interpretation nachzugehen hat.

Auszugehen ist von dem Schlußgebet, das nach Lage der Dinge nicht allein auf diesen kleinen Sondertraktat, sondern auf die *Variæ* insgesamt bezogen werden muß als Endglied des kompositorischen Rahmens, zu dem es sich mit den drei Vorreden vor dem 1., 11. und 13. Buche zusammenschließt. Sein Text kann hier nicht analysiert werden. Hervorzuheben ist die Verhaltenheit, mit der, entsprechend der allgemeinen Reserve Cassiodors in persönlichen Dingen, der Schmerz über das Scheitern der dualistischen gotisch-romanischen Staatskonzeption anklingt, mehr angedeutet als ausgesprochen in dem einen, vielzitierten Satz vom Teufel, der so große Völker mit seinem Neide verfolgt habe, weil sie zwei (geblieben) seien, d. h. nicht zur Einheit zusammengefunden hätten. Weiter heißt es: „Herr . . . , entreiß mich mir selbst und rette mich in Dir. Verwirf mein Werk und laß Dein Werk zu freier Entfaltung kommen. Dann werde ich (ganz) der Meine sein, wenn ich (ganz) Dein bin. . . . Dir . . . zu dienen ist edler, als sich der Königreiche dieser Welt anzunehmen.“ Und Cassiodor wünscht sich, daß es ihm, dem Schreiber, dem Beter, vergönnt sein möge, eingereiht zu werden unter diejenigen, „die, durch göttliche Gabe gereinigt, verdienen, einen Lebenswandel zu führen, der bestehen kann“.

Es ist eine Bilanz seines bisherigen Lebens und Lebenswerkes, die Cassiodor in den *Variæ* zieht, auch und gerade in der Sichtung der von ihm redigierten Staatskorrespondenz. Diese Bilanz schließt ab mit der Absage an das letztlich nichtige irdische Treiben, das in den vorausgeschickten zwölf Briefbüchern zu dokumentieren war: *Tibi . . . nobilius est seruire quam mundi regna capessere* ist der unverkennbare Kernsatz des Ganzen. Und doch wird — wie mensch-

lich! — das Treiben dieser Jahre, das so viel ernsthaften Einsatz in sich schloß, trotz allem noch mit unverkennbarer Liebe dokumentiert, eingeschlossen die Freude am Spiel mit der gefälligen Form und der geistreichen Einkleidung, wie sie in dieser nun versunkenen Welt möglich gewesen war: abgetan, unwiderruflich vorüber und doch ein Stück seiner selbst, das der Verfasser nicht zu verleugnen brauchte.

Und damit beginnt der dritte Lebensabschnitt, zu dem die *Variae* und vor allem ihr Schlußgebet den Auftakt bilden wie der Panegyricus auf den gefeierten irdischen König für den zweiten. Alle Daten dieses Abschnitts sind unsicher mit Ausnahme eines Aufenthalts in Konstantinopel 550. Klar sind jedoch auch hier wieder die allgemeinhistorisch bedeutsamen Fakten und Linien.

Irgendwann in dieser Periode hat Cassiodor auf seinem süditalischen Grundbesitz ein Kloster gegründet. Es wurde „Fischteich“ (*Vivarium*) genannt, jedenfalls von ihm selbst, in äußerer Anlehnung an entsprechende Anlagen, die er dort einmal geschaffen hatte, doch nicht in der Pluralform, die ihrer Mehrzahl entsprochen hätte. Seiner Neigung zu Symbolismus und Allegorese ist zuzutrauen, daß dieser Name ein Bekenntnis sein sollte: Bekenntnis zu der Aufgabe, hinfort nach dem bekannten Schriftwort „Menschenfischer“ zu sein. Cassiodor hat diese seine Gründung auf das reichste ausgestattet. In diesem neuen Rahmen hat er nicht nur eine intensive neue Eigen­ tätigkeit als Schriftsteller entfaltet. Cassiodor hat darüber hinaus dieses Kloster unbeschadet der spezifisch geistlichen Zielsetzung für Gottesdienst und Seelenheil seiner Mönchsgemeinde zu einer überaus eigenartigen Studienanstalt ausgebildet, die im lateinischen Mönchtum bis dahin, vor allem auf dem Boden Italiens, nicht ihresgleichen fand.

Die neuen Bestrebungen haben eine doppelte Vorgeschichte: einmal in der allgemeinen Entwicklung des Verhältnisses von Christentum und Bildung, dann aber auch in Cassiodors persönlichem Lebensgang. Wir beschränken uns zunächst auf den letztgenannten Aspekt.

Zu den bedeutenderen unter den neun oder zehn Päpsten, die Cassiodor während seiner politischen Laufbahn erlebt hatte, zählt Agapet I., dessen Pontifikat nach nur neun Monaten verheißungsvoller Ansätze (535/36) der Tod abgeschnitten hatte. Wohl auf dessen Anregung, jedenfalls gemeinsam mit ihm, hatte Cassiodor einen wichtigen Plan aufgenommen: der ausschließlichen Pflege weltlicher Wissenschaften im damaligen öffentlichen Lehrbetrieb sollte in Rom eine Hochschule mit spezifisch christlicher Zielsetzung gegenübergestellt werden, wie sie im lateinischen Westen bisher nirgends bestand. Der Plan hatte sich damals zerschlagen. *Vivarium* zog die Konsequenzen auch aus diesem Fehlschlag. Die Aufgabe war geblieben: eine umfassende Pflege christlicher Gelehrsamkeit als Voraussetzung des tiefstmöglichen Verständnisses der Heiligen Schrift, das letztes und oberstes Ziel blieb; um dieses Zieles willen aber be-

trieben auf der breiten Grundlage aller weltlichen Wissenschaften, die dabei unbeschadet ihrer liebevoll-sorgsamem Betreuung in die Rolle von Hilfswissenschaften einzurücken hatten. Das Ziel also war geblieben: gewandelt hatten sich die Mittel, mit denen Vivarium es zu erreichen suchte.

Eine öffentliche Studien- und Lehranstalt hatte sich nicht verwirklichen lassen: also wurden die Bestrebungen einer klösterlichen Gemeinschaft übertragen, die dank ihrer Ausstattung schon in der wirtschaftlichen Existenz ganz anders gesichert war. Es gab, von Cassiodor selbst abgesehen, keine verfügbaren Lehrerpersönlichkeiten von genügend umfassender Bildung; und er hatte die Fünfzig, wo nicht die Sechzig überschritten, vor sich allenfalls noch eine begrenzte Frist: also mußten wenigstens geeignete Handbücher und Studienführer bereitgestellt werden, die sich anstelle von Lehrern befragen ließen. Diese Aufgabe sah der Klostergründer nicht zuletzt sich selbst gestellt: sie ist es, der seine eigene literarische Tätigkeit in dieser dritten Lebensperiode ausschließlich dient. Geeignete Mitarbeiter aus dem Kreise der Klostergemeinschaft ließ er wichtige Übersetzungen aus dem Griechischen herstellen; dabei kamen neben theologischen bzw. exegetischen Bedürfnissen seine alten historischen Interessen noch einmal zur Geltung, denn unter den so der lateinischen Kirche zugänglich gemachten Werken befanden sich die Jüdischen Altertümer des Josephus und verschiedene griechische Kirchengeschichtsschreiber, aus denen damals in Vivarium die im Mittelalter viel gelesene *Historia Ecclesiastica Tripartita* zusammengestellt wurde. Mehr technischer Art, doch nicht weniger verantwortungsvoll war die Aufgabe, zuverlässige Texte der Heiligen Schrift und der maßgeblichen älteren Fachliteratur lateinischer Sprache bereitzustellen. Zu diesem Zweck bemühte sich Cassiodor, einen Stamm von zuverlässigen, ausreichend vorgebildeten und daher verständnisvollen Abschreibern heranzuziehen, da deren Einsatz oft der einzige Weg zum Erwerb eines Buches war in einer Zeit, in der solche Ware nach allen zurückliegenden Kriegswirren doppelt selten und kostbar war. All diese Einzelbestrebungen vereint standen im Dienste des Aufbaus einer umfassenden Studienbibliothek, den Cassiodor mit seiner fast unheimlichen Belesenheit in größtmöglicher Systematik und Konsequenz voranzutreiben suchte — es gibt keine treffendere Charakteristik dafür als den Beinamen des „Büchergewaltigen“ (*libripotens*), mit dem ihn die Nachwelt (wie es scheint, zuerst in der Umgebung Karls d. Gr.) bedachte. Die christliche Wissenschaft, die zu verwirklichen der eigenen Gegenwart nur in so beschränktem Umfange möglich war, sollte in künftiger Zeit bestmögliche Entfaltungsbedingungen vorfinden.

Die so verfolgten Bestrebungen waren nicht völlig neu: auch vor Cassiodor hatte es im Abendlande hier und dort schon Schriftstudien und Manuskriptarbeiten in Klöstern gegeben; auch vor ihm hatten sich vereinzelte Bestrebungen geregt, eine umfassende christliche Universalbildung auf dem Fundament der Profanwissenschaft auf-

zubauen, vor allem durch Hieronymus († 420) und Augustinus († 430), die beide für Cassiodors Pläne unmittelbar wichtig geworden sind. Aber die Gegenströmungen waren bisher in der lateinischen Kirche stärker gewesen: niemals vor allem waren diese Bestrebungen sämtlich in so systematischer Weise vereinigt, dazu noch als tragender Bestandteil ins Klosterleben eingefügt worden wie in Cassiodors Vivarium.

Es sind vorhin kurz die Grenzmarken betrachtet worden, die die Lebensspanne dieses Mannes umschlossen: geboren in einer noch ganz stark rückwärtsgewandten Epoche, trat er ab in einem Augenblick, in dem die entscheidenden Kräfte sich anschickten, zu neuen Formen vorwärtszudrängen. Dazwischen liegt eine Zeit voller Gegensätze. Sie verkörpern sich, soweit die Geistesgeschichte des lateinischen Westens in Betracht kommt, beispielhaft in den beiden genannten Landsleuten und Altersgenossen Cassiodors, Boëthius und Benedikt. Der erste kann als typischer Repräsentant des Alten gelten, dessen Weltstunde unwiderruflich erfüllt war; der andere stellt in der gleichen Generation das Neue dar, das noch unversöhnt und scheinbar unversöhnlich diesem Alten gegenübertrat. Cassiodor, der schon rein menschlich mitten zwischen diesen entgegengesetzten Charakteren zu stehen scheint, gehört beiden Sphären an und auch wieder keiner von beiden.

Treffend ist von diesem Menschen gesagt worden, ihm sei es wie wenigen vergönnt gewesen, „zwei welthistorisch bedeutsame Leben auszuleben“. Hinzuzufügen ist, daß von diesen beiden Leben eben das eine rückwärts-, das andere vorwärtsgewandt war, so mannigfaltig die Verbindungsfäden waren, die beide trotzdem zu einem Ganzen verwebten. Das erste gehörte dem theoderizianischen Gotenreich; sein Wesen entsprach diesem Staat, der seiner ganzen Natur nach so sehr viel mehr spätantik anmutet als frühmittelalterlich, abschließend, nicht vorwärts weisend. In diesem Reichsgebilde wirkte Cassiodor als der letzte bedeutende Politiker, der noch, wenigstens im Sinn dieser Spätzeit, römisch genannt werden kann: ein Staatsmann, weder Kleriker noch Militär, sondern nach alter Art einfach ein römischer Bürger senatorischen Standes — auf Jahrhunderte der letzte Laie, der letzte Zivilist von Rang in derartiger Funktion; zugleich der letzte aktive Vertreter lateinischer Profanliteratur nicht-geistlichen Standes, der letzte weltliche Geschichtsschreiber lateinischer Sprache auf römischem Kulturboden, wobei unter den bedeutungsvoll typischen Zügen nicht zu vergessen ist, daß er mit alledem kein Altrömer war, sondern Abkömmling romanisierter Orientalen. Derselbe Mann aber war der erste namhafte Politiker, der sich dem Kloster zuwandte; der erste zugleich, der dies nicht in radikaler Abwendung von der Kulturtradition tat, die er bisher so maßgeblich mit repräsentiert hatte, sondern so, daß er aus tiefem Verständnis der Gegenwartssituation den Versuch unternahm, geschichtlich Überlebtes von immer noch Zukunftswesentlichem zu sondern; der erste,

der dem so geborgenen Traditionsgut in dem neuen Rahmen eine neue Heimstatt mit neuer Aufgabenstellung zuwies unter klarer Anerkennung der neuen Führungswerte, denen es sich nach allen zurückliegenden geschichtlichen Entscheidungen unterzuordnen hatte. Der letzte römische Staatsmann war zugleich „der erste Vertreter der spezifisch mittelalterlichen Mönchsgelehrsamkeit“.

Er hat damit „die in der Kirche gepflegten Vollkommenheitsideale um eine neue Nuance bereichert“: neben den Märtyrer und den christlichen Asketen alter Art trat nunmehr der Vertreter heiliger Wissenschaft, mit Cassiodors eigenem Ausdruck: der *antiquarius Domini*, der mit jedem Wort, das er abschreibt, dem Satan eine Wunde beibringt und durch sein fleißiges Studium nicht weniger die Krone des ewigen Lebens erringen kann als durch Blutzugehörigkeit für den Glauben oder durch Erfüllung des Virginitätsideals. Vivarium aber ist so das erste ausgesprochene Kulturkloster der abendländischen Geschichte geworden, die erste Institution desjenigen Typs, der die überlebte antike Rhetorenschule als Bildungsstätte abzulösen bestimmt war, bis es einmal möglich sein würde, erste Frühformen der neuen europäischen Universität zu entwickeln. So kommt man mit Recht immer wieder auf die Feststellung zurück: „Kein Kulturwandel ist durch eine so typische, so markante Persönlichkeit verkörpert wie der von der Antike zum Mittelalter durch Cassiodor.“

Doch wenden wir uns von den abstrakten Linien noch einmal zu der konkreten Gestalt. Viel wäre auch hier noch nachzutragen, um die entworfene Skizze mit Leben zu füllen: Einzelzüge wie sein Bemühen, für den Abschreib- und Studienbetrieb seiner Mönche die bestgeeigneten Öllampen ausfindig zu machen; die Arbeitssystematik, die etwa die Klosterbibliothek streng nach Sachzusammenhängen ordnet oder auch dem Benutzer des einzelnen Kodex das Auffinden solcher Zusammenhänge durch diakritische Randzeichen zu erleichtern trachtet; die für diese Zeit ungewöhnliche innere Weite, mit der der Mann, der in jahrzehntelangem, täglichem Umgang auch arianisch-gotische Ketzer als Menschen mit positiven Qualitäten erfahren hatte, nun ebenso aus den Schriften als häretisch verfehlmter Autoren das Wertvolle fruchtbar zu machen sucht, deren dogmatisch bedenkliche Ansichten man sich schließlich korrigieren könne; und dann wieder die Sorge um die Hebung des Acker- und Gartenbaues, von dem die agrarische Basis des Klosterlebens abhing. Doch auch auf dergleichen dürfen wir uns hier nicht mehr einlassen.

Eins jedoch darf auch in diesem Zusammenhang nicht übergangen werden. Cassiodor hat sich in seinem dritten Lebensabschnitt vom öffentlichen Leben zurückgezogen und sich seinen klösterlich-wissenschaftlichen Konzeptionen gewidmet: so viel steht fest. Aber in welchen Formen hat er dies getan? Hat er persönlich Tonsur und Kutte genommen, Mönch unter Mönchen, oder ist er nur ein frommer Privatgelehrter geblieben, der seinem Kloster allein als Patron und Mäzen gegenüberstand, jederzeit zur Teilnahme an religiösen Übungen

gen berechtigt, doch ohne verpflichtende Bindung an Regel und Regelmäßigkeit? Nur im ersten Falle wäre sein Schritt ins Mittelalter hinein vollständig zu nennen; der zweite ließe ihn in einer Zwischenstellung verharren, die in manchem an Einhard erinnern würde, den einzigen Nichtkleriker im Gelehrtenkreis um Karl d. Gr.

Die Frage läßt sich nur stellen, nicht entscheiden: die Überlieferung beschränkt sich auf Andeutungen, die sich so und so auswerten lassen, und was bisher für beide Auffassungen an Gründen angeführt wurde, hält sich einigermaßen die Waage, mag auch der Ausschlag sich vielleicht allmählich um ein Geringes zugunsten dieser zweiten Möglichkeit verstärken.

Wenn sie sich eindeutig sichern ließe, so wäre freilich vor übereilten Folgerungen zu warnen, etwa derart, als sei aus der Bewahrung des privaten Status zu erschließen, daß der Gründer von Vivarium bei aller ideellen Bewunderung monastischer Lebensformen persönlich noch nicht die Kraft zur letzten entscheidenden Bindung habe aufbringen können. Zugegeben: auszuschließen ist nicht, daß es eben so war, doch es gibt auch ganz abweichende Deutungsmöglichkeiten — um nur eine zu nennen: Die literarischen Aufgaben, die Cassiodor sich im Dienst der neuen Konzeption gestellt sah, wurden gekennzeichnet. Zweifellos war er mit Recht überzeugt, daß sie unter den gegebenen Umständen würden ungelöst bleiben müssen, soweit er sie nicht noch selbst zu bewältigen vermochte. Sein Alter zum Zeitpunkt der Klostergründung ist unbekannt, vielleicht hatte er schon die Schwelle zum siebenten Lebensjahrzehnt überschritten. Wie nun, wenn er die ins Auge gefaßten Arbeiten im Wettlauf mit dem fortschreitenden Alter sich hätte abringen müssen; wenn ein etwaiges Bestreben, sich aus dem regelmäßigen Ablauf der Verpflichtungen eines klösterlichen Gemeinschaftslebens herauszuhalten, hier die letzte Motivierung gefunden hätte? Dies zur Hypothese zu erhärten, reicht das Material gleichfalls nicht aus: die Möglichkeit als solche würde sich den Umrissen, die die Quellen von Cassiodors Persönlichkeitsbild noch hervortreten lassen, genauso gut einfügen.

Wir müssen uns damit abfinden, daß wir über die inneren Beweggründe dieses Menschen an keinem einzigen Punkte seines Lebensganges etwas Bestimmtes erfahren: anders als Augustinus hat er selbst, wie mit Recht schon von anderer Seite hervorgehoben wurde, eben keine Confessiones hinterlassen, die es ermöglichen würden, wenigstens Teile seiner „histoire intime“ nachzuzeichnen; es mag sein, daß wir auch in dieser Zurückhaltung schon einen mehr mittelalterlichen Zug zu erblicken haben. Als Historiker stehen wir hier an einer Grenze, an der die Zuständigkeit unseres Faches endet und diejenige anderer, etwa des Dichters, beginnt.

Geschichte ist Wissenschaft vom Menschen in seiner spezifischen Eigenart. Bei jedem Menschen aber, mit dem wir zu tun bekommen, ob bedeutende Persönlichkeit der Geschichte oder einfacher Mitmensch unserer eigenen Gegenwart, auch und gerade bei Cassiodorus Senator, bleibt für den Außenstehenden ein Rest, der Schweigen ist.

Preußen als Problem der osteuropäischen Geschichte

In Polen hat kürzlich *) der Altmeister der Posener Schule, KAZIMIERZ TYMIENIECKI, unter der Überschrift *Das Problem Preußen* kritisch zu GOLO MANN'S *Deutscher Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts* Stellung genommen¹⁾. GOLO MANN habe sich, so heißt es dem Sinne nach, um eine Entschärfung des Problems Preußen im deutschen Geschichtsbild bemüht, wenn er Preußen nur für die Zeit von Friedrich dem Großen bis zu Wilhelm II. als geschichtsbestimmenden Faktor in Deutschland und Europa gelten läßt. Eine solche Einengung des Problems Preußen auf die Geschichte der europäischen Pentarchie aber sei eine modernisierende Abstraktion, die selbst in einem Buche, das nur die jüngste deutsche Geschichte zum Gegenstand hat, zu verhängnisvollen Vereinfachungen führen müsse und überdies einen Rückschritt in der Diskussion über die Stellung Preußens in der allgemeinen Geschichte bedeute²⁾.

Gewiß sei Preußen in Deutschland ein Problem eigener Art gewesen, jedoch — so heißt es dann wörtlich — „am ehesten war Preußen . . . mit den benachbarten slavischen und baltischen Ländern verknüpft, was so leicht festzustellen, doch so schwer auszudeuten ist“³⁾.

Als das Allgemeine an der preußischen Geschichte werden also hier ihre engen Verflechtungen mit der slavisch-baltischen Völkerfamilie verstanden, ohne die dieses „wunderliche politische Gebilde unerklärlich bleibt“. Ähnlich hatten schon 1898 SZYMON AZKENAZY⁴⁾ und nach dem Zweiten Weltkrieg WŁADYSŁAW KONOPCZYŃSKI⁵⁾ von Friedrich dem Großen als einer Zentralfigur der polnischen Geschichte gesprochen und den reichen Ertrag der preußisch-deutschen und auch der angelsächsischen Friedrich-Forschung als zumindest einseitige Teillösungen zurückgewiesen.

*) Antrittsvorlesung, gehalten am 25. Februar 1965 an der Justus Liebig-Universität. Der vorgetragene Text wurde für den Druck nur um einige Anmerkungen erweitert, die nicht den Anspruch erheben, den so dringend notwendigen Forschungsbericht zu dem hier gestellten Thema zu ersetzen. Die Hinweise sollen vielmehr unmittelbar zur Erläuterung und Verdeutlichung der vorgetragenen, notwendigerweise sehr summarischen Gedanken dienen.

1) K. TYMIENIECKI, *Problem Prusy*, in: *Roczniki Historyczne* 28, 1962, S. 85 bis 95.

2) Auch einer der französischen Rezensenten G. MANN'S, G. CASTELLAN, wird in diese grundsätzliche Kritik einbezogen. Vgl. CASTELLAN'S Rez. unter der Überschrift *Plaidoyer pour la Prusse*, in: *Cahiers Pologne-Allemagne* 2 (5) 1960 (Paris), S. 72—80.

3) K. TYMIENIECKI, a. a. O., S. 87.

4) S. AZKENAZY, *Dwa Stulecia (Zwei Jahrhunderte)*, T. I.: *Fryderyk II i August III*, Warschau 1898, 2. Aufl. 1903.

5) W. KONOPCZYŃSKI, *Fryderyk Wielki a Polska (Friedrich der Große und Polen)*, Posen 1947.

Man könnte sich nun die Sache leicht machen und in derartigen kritischen Einwänden nur die Äußerungen des überempfindlichen modernen polnischen Nationalstolzes sehen, der gleichsam mit zu Gerichte sitzen möchte über die preußische Geschichte, nun, da diese an ihr Ende gekommen ist. Allein mir schiene damit nur ein untergeordneter Teilaspekt der geschichtswissenschaftlichen Problematik erfaßt.

Erinnern wir uns eines des bürgerlichen Nationalismus unverdächtigen Zeugen, nämlich KARL MARX⁶⁾. In seinen nachgelassenen Manuskripten über die polnische Frage kommt er zu dem Urteil, daß Preußen seinen Aufstieg dem Schutz und der Förderung Rußlands verdankt habe; es fällt das harte Wort vom „Trabanten Rußlands“, den das Zarenreich seit dem Beginn des 18. Jhs. vor seinen Wagen gespannt habe, um Polen und Deutschland niederzuhalten⁶⁾.

Was 1864 von MARX polemisch und nicht ohne Haßgefühle gesehen wurde, ist dann, ohne daß ein anderer Zusammenhang bestünde als der der Fragestellung, in der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung noch mehrfach als Ergebnis kritischer Prüfung des preußischen geschichtlichen Weges angeklungen, so in Ansätzen bei OTTO HINTZE⁷⁾, stärker bei FRIEDRICH MEINECKE⁸⁾ und in ausgeprägtem Maße eine Generation später bei dessen Schüler LUDWIG DEHIO⁹⁾.

Sie haben, von ihren Forschungsrichtungen her stärker mit der Geschichte des Staatensystems vertraut als die reinen Spezialisten der preußischen Geschichte, freilich auch als Personen von den weltpolitischen Wandlungen ihrer Zeit tiefer betroffen als andere, den Blick geschärft für die übergreifenden Zusammenhänge der modernen Geschichte, die das Schicksal Preußens und Polens in der Tat aus dem Vordringen der östlichen Flügelmacht Rußland nach Mitteleuropa zu verstehen lehrten.

Zeichnet sich in diesem Bilde ein Verständnis für die Kontinuität moderner preußischer Geschichte als Bestandteil der osteuropäischen Geschichte ab, so will nun der Mediävist TYMIENIECKI den Bogen weiter zurückspannen. Als Pole gewiß nicht minder betroffen von den großen Umwälzungen einer Zeit, in der er die Zerstückelung

⁶⁾ K. MARX, *Manuskripte über die polnische Frage* (1863—1864), herausgegeben und eingeleitet von W. CONZE und D. HERTZ-EICHENRODE, Den Haag 1961, S. 39 f. — Wichtig vor allem das erste der dort abgedruckten Manuskripte, *Polen, Preußen und Rußland*, S. 91—164.

⁷⁾ O. HINTZE, *Die Hohenzollern und ihr Werk. Fünfhundert Jahre vaterländischer Geschichte*, 5. Aufl. Berlin 1915. — Zu HINTZES Stellung in der preußischen Geschichtswissenschaft vgl. die schöne Würdigung von F. HARTUNG, *Otto Hintzes Lebenswerk*, in: OTTO HINTZE, *Staat und Verfassung. Gesammelte Abhandlungen zur allgemeinen Verfassungsgeschichte*, hrsg. v. G. OESTREICH, 2. Aufl. Göttingen 1962, besonders S. 15 f.

⁸⁾ Vgl. dazu F. EPSTEIN, *Friedrich Meinecke in seinem Verhältnis zum europäischen Osten*, in: *Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands* III, 1954, S. 119—144.

⁹⁾ L. DEHIO, *Gleichgewicht oder Hegemonie. Betrachtungen über ein Grundproblem der neueren Staatengeschichte*, Krefeld 1948.

und den Untergang der Teilungsmacht Preußen jeweils als die Voraussetzung der staatlichen Wiedergeburt Polens erlebte, erweitert sich ihm das politisch erlebte Problem Preußen zu der Frage, wie sich dieses für die Geschichte der slavischen Völker so einflußreiche Phänomen von seinen geschichtlichen Anfängen und Voraussetzungen in der slavisch-baltischen Welt, vom Ordenslande Preußen her, begreifen lasse und wie es als Bestandteil des osteuropäischen Geschichtsprozesses zu seiner — in der Sicht des noch immer von den Teilungen Polens her geprägten polnischen Geschichtsverständnisses — lebensbedrohenden Größe im 18. und 19. Jh. aufsteigen konnte.

Nun besteht gar kein Zweifel, daß das Problem der Kontinuität vom deutschen Ordensstaat Preußen zur Hohenzollernmonarchie als ein erstrangiges inneres Problem der preußischen Geschichte in der Forschung immer erkannt worden ist, und diese Frage darf mit Fug und Recht, trotz der jüngst von MANFRED HELLMANN vorgetragene Bedenken¹⁰⁾, weiterhin als eine legitime Aufgabe sowohl der preußischen Landes- und Staatsgeschichte als auch der deutschen Reichsgeschichte angesehen werden. Beide Forschungsgebiete haben von dieser Fragestellung her außerordentlich wichtige Beiträge zum Gesamtbegriff der preußischen Geschichte geliefert¹¹⁾. Aber notwendigerweise bringt — aus Gründen der Arbeitsteilung — die landes- und auch die reichsgeschichtliche Perspektive eine borusso- bzw. germanozentrische Begrenzung des Blickfeldes mit sich, die — beim Fortschritt der zeitlich und sachlich heute schon stark in die osteuropäischen Verknüpfungen Preußens ausgreifenden Einzelforschungen¹²⁾ — überwunden werden muß, wenn das synthetische Urteil über Preußens Stellung in der europäischen Geschichte nicht dem Kompetenzbereich der deutschen kritischen Geschichtswissenschaft entgleiten soll.

Mit Nachdruck sei betont, daß sich der Osteuropahistoriker durch diese Problemlage nicht deshalb in besonderem Maße angesprochen fühlt, weil er darin Bestätigungs- oder gar Expansionsmöglichkeiten für eine Fachrichtung der allgemeinen Geschichte wittert, die ihr Sonderdasein nur dem babylonischen Sprachgewirr des alten Europa

¹⁰⁾ M. HELLMANN, *Über die Grundlagen und die Entstehung des Ordensstaates in Preußen*, in: *Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft* 31, 1962, S. 111 ff.

¹¹⁾ Vgl. zuletzt den Beitrag von H. HELBIG, *Ordensstaat, Herzogtum Preußen und preußische Monarchie*, in: *Preußen. Epochen und Probleme seiner Geschichte*, hrsg. von R. DIETRICH, Berlin 1964, S. 1—30.

¹²⁾ Genaue Einzelhinweise können an dieser Stelle nicht gegeben werden, sie bleiben einem, wie gesagt, dringend notwendigen Forschungsbericht vorbehalten. Erwähnt seien nur die größere Zeiträume umspannenden Arbeiten von K. FORSTREUTER, *Preußen und Rußland von den Anfängen des Deutschen Ordens bis zu Peter dem Großen*, Göttingen 1955, und H. LUDAT, *Polen und Deutschland. Wissenschaftliche Konferenz polnischer Historiker über die polnisch-deutschen Beziehungen in der Vergangenheit* (= *Quellenhefte zur Geschichtswissenschaft in Osteuropa nach dem Zweiten Weltkrieg*, hrsg. v. H. LUDAT und G. RHODE, Reihe I: *Polen*, Heft 1), Köln-Graz 1963, S. 64 ff.

verdankt, sondern weil er unter dem methodisch-arbeitstechnischen Zwang steht, hier als Spezialist gewissermaßen Zubringerdienste für das ganze Fach leisten zu müssen.

Wenn wir uns also hier an den Versuch wagen, die osteuropäisch-slaven-baltenländischen Verzahnungen in ihrer Bedeutung für den Gesamtprozeß der preußischen Geschichte zu würdigen, so kann dies selbstverständlich nur ein erster tastender Schritt sein auf dem Wege zu der notwendigen historischen Universalisierung unseres Preußenbildes. Universalisierung, das bedeutet für unser derzeitiges wissenschaftliches Preußenverständnis: einmal die ereignis-, zustands- und problemgeschichtliche Ausweitung des Blickfeldes in die slavisch-baltische Völkerwelt, zum anderen aber die innerwissenschaftliche Vertiefung unseres Verstehens durch kritische Reflexion des slavisch-osteuropäischen geschichtlichen Eigenverständnisses gegenüber Preußen¹³⁾. Vielleicht gestattet es der knappe Rahmen einer Vorlesungsstunde, wenigstens zu dem ersten Aufgabenkreis einige Grundgedanken zu formulieren.

Das deutsche Preußen hat nicht nur den Namen seines Vorgängers in den westlichen Ausläufern des baltischen Siedlungsgebietes, dem Prußenlande, übernommen, sondern es wurzelt geschichtlich in diesem Land zwischen unterer Weichsel und Memel. In der Antike erregte der Reichtum Interesse, den das Gold der Ostsee dem fernen Lande schenkte, dem werdenden Abendland aber traten die Prußen als politischer Faktor in der heidnischen Randzone im Osten entgegen. In dieser Randzone machte sich — nach anfänglichen Missionserfolgen Ottos des Großen — seit den Slavenaufständen zwischen Elbe und Oder und an der Ostseeküste nach 983 eine starke Regeneration der politischen Abwehrkräfte bemerkbar.

Das christliche Polen lernte in Missionsversuchen zuerst die zähe Lebenskraft des Heidentums der Prußen kennen, das — verbunden mit militärischer Schlagkraft und Angriffslust — dem Piastenreich an dessen Nordgrenze lange gefährliche Krisensituationen bereitete. Und auch die Einbeziehung prußischer Gebiete in das dänische Imperium des Piastenneffen Knut des Mächtigen war nur von kurzer Dauer. Im 12. Jh. bahnte sich von Westen her der Umschwung an: Bischof Heinrich von Olmütz unternahm 1141 eine zwar erfolglose Prußenfahrt. Aber es schien schon viel erreicht, daß dem mährischen Bischof das Schicksal Adalberts von Prag und Bruns von Querfurt erspart blieb. Denn noch lange sperrte sich der baltische Nordosten gegen die Mission, wenngleich die piastischen Herzöge von Masowien ebenso wie russische Teilfürsten in den ihnen benachbarten litauischen und livischen Gebieten nichts unversucht ließen.

¹³⁾ Bisher gibt es dafür so gut wie keine Vorarbeiten, was die Dringlichkeit der Aufgabe nur unterstreicht. Einige Ansätze finden sich in dem thematisch freilich weiter (ganz Ostmitteleuropa) und enger (ohne Berücksichtigung Rußlands) zugleich gefaßten Tagungsbericht *Geschichtsbewußtsein in Ostmitteleuropa. Ergebnisse einer wissenschaftlichen Tagung des J. G. Herder-Forschungsrates über die geistige Lage der ostmitteleuropäischen Völker* (April 1960), hrsg. von E. BIRKE und E. LEMBERG, Marburg 1961.

um die gefährlichen Nachbarn durch Christianisierung zu bändigen¹⁴⁾.

Erst als im 13. Jh. die Führungsmächte der abendländischen Welt das Problem der Nordostmission energisch aufgriffen und im Einvernehmen mit dem Masowierherzog den Ritterorden vom deutschen Marienhospital in Jerusalem mit der Unterwerfung und Christianisierung der baltischen Länder beauftragten, war der raschen Einbeziehung der preußischen Stämme in die abendländische Christenheit der Weg geebnet. Von Kaiser Friedrich II. und Gregor IX. als ein Stück christlicher Weltpolitik, von dem berufenen Orden freilich auch immer als ein Problem der politischen Existenzgrundlagen verstanden, ist hier im preußischen Unterwerfungsgebiet des Ordens das eigentümliche Herrschaftsgebilde des „wie ein Reichsfürst“ ausgestatteten korporativen geistlichen Landesherrn entstanden, das schon nach knapp einem Jahrhundert als „Preußenland“ einen festen Platz in der Vorstellung der Zeitgenossen gefunden hatte¹⁵⁾.

Mission, Herrschaft und deutschrechtliche Siedlung haben aus dem Lande der Prußen das Preußenland werden lassen. Dieses steht somit inmitten jenes großen Verwestlichungsprozesses, der auf die Dauer die historisch-kulturelle Gliederung des slavisch-baltischen Osteuropa in Ostmitteleuropa und den russischen Raum hervorgebracht hat¹⁶⁾. Die Herrschaft des Ordens zog die deutsche Siedler-einwanderung nach sich, die territoriale Ausweitung über die untere Weichsel nach Pommerellen am Anfang des 14. Jhs. brachte slavische Untertanen ein. Obwohl von Anfang an die ethnischen Unterschiede auch im sozialen Bereich ihre Parallelen fanden, hat die für alle sozialen Schichten in gleicher Weise spürbare strenge Landesherrschaft auf die Dauer — teils beabsichtigt und dekretiert, teils via facti — die Einschmelzung der fremden ethnischen Elemente in den einheitlichen deutschen Neustamm der Prußen herbeigeführt, was allerdings einen komplizierten und von manchen Rückschlägen begleiteten — heute noch nicht annähernd aufgehellten — Prozeß darstellt¹⁷⁾.

¹⁴⁾ Vgl. noch immer grundlegend K. LOHMEYER, *Geschichte von Ost- und Westpreußen*, 1. Bd. (bis 1411), Gotha 1908, 3. Aufl., S. 3 ff., von polnischer Seite H. LOWMIANSKI, *Prusy pogańskie (Das heidnische Preußen)*, Thorn 1935. — Für Livland vgl. M. HELLMANN, *Das Lettenland im Mittelalter*, Münster-Köln 1954, S. 53 ff.

¹⁵⁾ Vgl. zuletzt E. MASCHKE, *Preußen. Das Werden eines deutschen Stammesnamens*, in: *Ostdeutsche Wissenschaft* II, 1955, S. 117 f.

¹⁶⁾ Dazu O. HALECKI, *The Limits and Divisions of European History*, London-New York 1950, Dt.: *Europa, Grenzen und Gliederung seiner Geschichte*, Darmstadt 1957, S. 94 ff.; H. LUDAT, *Die Slaven und das Mittelalter*, in: *Die Welt als Geschichte* 2, 1952, S. 69—84.

¹⁷⁾ Wichtige Beobachtungen in dem Anm. 15 genannten Aufsatz von E. MASCHKE. Einzelne Aspekte ferner bei R. WENSKUS, *Kleinverbände und Kleinräume bei den Prußen des Samlandes*, sowie H. PATZE, *Die deutsche bäuerliche Gemeinde im Ordensstaat Preußen*, beide in: *Die Anfänge der Landgemeinde und ihr Wesen* II (= *Vorträge und Forschungen*, hrsg. vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, geleitet von THEODOR MAYER, Bd. VIII), Konstanz-Stuttgart 1964, S. 149—254.

Freilich blieb die noch schwierigere Aufgabe der Litauermission als ungelöstes Problem für den Orden nach seiner Etablierung als Landesherr des unterworfenen Prußen-Gebietes bestehen, eine Aufgabe, die in der außenpolitischen Kräftekonstellation des 14. Jhs. in Osteuropa nicht nach prußischem Vorbild zu lösen war. Denn inzwischen hatte zwar der Orden im Lande den vorbildlich verwalteten Staat aufgebaut, war aber auch Litauen in die zerfallene Rus' vordringen, bedrohten weiterhin die Tataren Europa, erholte sich Polen aus der Lähmung der Teilfürstenzeit.

Und weiter: konnte es ausbleiben, daß der zum reinen Missionszweck organisierte Orden — nachdem er zum Landesherrn besonderer Art in seinem Missionsgebiet geworden war — auf die Dauer unzeitgemäß wurde in einer vergleichsweise ausgeglichen historisch wandelnden Welt Osteuropas, wie sie schließlich durch die polnisch-litauische Union und die polnische Ostexpansion in Galič-Volynien sich konstituierte? Dem Orden war damit der tiefste Grund seines „Ausnahmestaates“, der Heidenkrieg, genommen.

So stark die sozial- und verfassungspolitischen Unterschiede zwischen den Reichshälften der polnisch-litauischen Union waren, so sehr wurde in beiden die aufsteigende Macht der ständischen Bewegung, des „Landtagsparlamentarismus“, zur hervorstechenden politischen Signatur¹⁸⁾. Es bildete sich jene Zone einer riesigen adelsparlamentarischen Föderation von Großpolen bis an den Dnepr, von Schamaiten bis an das Schwarze Meer heraus, die später zeitweise Böhmen und Ungarn an sich zog und das politische Gesicht des slavischen Europa bis in die westlichen Vorfelder Moskaus prägte. Auch die ursprünglich multiethnische Gesellschaft des „Schmelztiegels“ Ordensstaat blieb jedenfalls auf die Dauer von dieser zeitgemäßen Abgrenzungsbewegung gegen den „Staat“ nicht frei. Schon 1397 konstituierte sich in dem Eidechsenbund eine parallele ständische Bewegung in Westpreußen, die eine scharfe Reaktion des Ordens auslöste und die Überspannung der Landesherrschaft im 15. Jh. einleitete. Es ist keine Frage, daß hier die Tendenz des Zeitalters nach Preußen hinüberwirkte, und es ist völlig abwegig, ein an und für sich in seinen allgemeinen Bezügen auch für Osteuropa gültiges ständisches Widerstandsrecht im Ordenslande Preußen gleichsam national zu isolieren, wie das ERICH WEISE versucht hat. Es war eben nicht der Anfang des Dualismus von Volk und Staat als eine besondere Leistung deutsch-preußischen Wesens, wie WEISE meint¹⁹⁾,

¹⁸⁾ Vgl. J. BARDACH, *O genezie sejmu polskiego (Zur Entstehung des polnischen Reichstags)*, in: *VIII Powszechny Zjazd Historyków Polskich (8. allgemeiner Kongreß polnischer Historiker)*, T. VII, Warschau 1959, S. 5—57 (mit Diskussion); in bezug auf die Auswirkungen: K. GRZYBOWSKI, *Teoria reprezentacji w Polsce epoki odrodzenia (Die Theorie der Repräsentation im Polen der Renaissance)*, Warschau 1959, sowie G. RHODE, *Staaten-Union und Adelsstaat. Zur Entwicklung von Staatsdenken und Staatsgestaltung in Osteuropa, vor allem in Polen-Litauen, im 16. Jh.*, in: *Zeitschrift für Ostforschung* 9, 1960, H. 2/3, S. 185—215.

¹⁹⁾ E. WEISE, *Das Widerstandsrecht im Ordenslande Preußen und das mittel-*

sondern des Konflikts zwischen ständischer Gesellschaft und Landesherrschaft, und das ist ein allgemeines sozialgeschichtliches Phänomen.

Der Sieg der ständischen Gesellschaft über den Staat war so vollkommen, daß auch der soziale Aktivposten des Ordens, die Bauern, am Ende aus ihrer „gesicherten“ Schutzstellung, die das Ordensregiment — trotz aller Lasten — für sie bedeutete, herausgelöst und sozusagen osteuropäisch gleichgeschaltet, d. h. jenem sozial deklassierenden Prozeß der Ausbildung der Gutsherrschaft und schließlich der Gutswirtschaft unterworfen wurden.

Der adlige Commonwealth-Gedanke triumphierte — bei aller patriotischen Schattierung, die in den Kämpfen von Tannenberg bis Thorn auftauchten — über den der starken Landesherrschaft²⁰⁾.

Nur da, wo es der Landesherrschaft gelang, sich selbst dieser Bewegung anzuschließen, konnte sie sich, wie die polnischen Könige seit Władysław Jagiełło, einen Platz und einen Einfluß darin sichern. Sie wurden allmählich selbst Standesgenossen. Das ermöglichte ihre außenpolitischen Erfolge sowohl gegen jenen bedrängten Landesherrn im Preußenlande als auch anfangs gegen den neuartigen autokratischen Herrschaftsgedanken der Moskauer Großfürsten. Freilich vermochte dieser auf die Dauer im Bündnis von kirchlicher Orthodoxie und dynastischer Legitimität den adligen Commonwealth-Pluralismus in den westrussischen Ländern von Novgorod — in seiner besonderen altrussischen Verfassung — bis in die Ukraine zu unterhöhlen, während im Westen, in Preußen, das geistige Toleranzprinzip der Adelsföderation im Zuge der Reformation dem Ordensstaat den Todesstoß versetzte: Die geistliche Landesherrschaft wandelte sich 1525 selbst zum weltlichen Oberhaupt des Ständestaates unter der Lehnsoberhoheit der Krone Polen um²¹⁾. Dieser folgenreiche Schritt bereicherte das Commonwealth, wies aber seinerseits bereits über diese Idee hinaus, weil er sich zugleich als brauchbare Lösung in einer neuen internationalen Situation erwies:

Das europäische Staatensystem trat in seine historische Stunde und begann, den Nordosten Europas — bisher gleichsam ein Staaten-

alterliche Europa, Göttingen 1955, S. 25; dazu die kritische Stellungnahme von M. HELLMANN in: *Historisches Jahrbuch* 78, 1959, S. 247 ff.

²⁰⁾ Vgl. dazu die Arbeiten des Thorner Historikers M. BISKUP, vor allem seine Monographie *Zjednoczenie Pomorza Wschodniego z Polska w połowie XV wieku (Die Vereinigung Ostpommerns [d. i. Westpreußens] mit Polen in der Mitte des 15. Jhs.)*, Warschau 1959, sowie seine Forschungsberichte *Polish research Work on the History of the Teutonic Order State Organization in Prussia 1945—1959*, in: *Acta Poloniae Historica* 3, 1960, bes. S. 100 ff., und *Der Zusammenbruch des Ordensstaates in Preußen im Lichte der neuesten polnischen Forschungen*, ebd. 9, 1964, S. 59—76. Soeben noch K. GÓRSKI, *The Royal Prussian Estates in the Second Half of the XVth Century and their Relation to the Crown of Poland*, ebd. 10, 1964, S. 49—64.

²¹⁾ Hierzu kann jetzt auf die monographische Bearbeitung des letzten Hochmeisters und ersten weltlichen Herzogs verwiesen werden: W. HUBATSCH, *Albrecht von Brandenburg-Ansbach*, Heidelberg 1960.

system für sich²²⁾ — in sein Kräftespiel hereinzuziehen. Der Anstoß kam vom östlichen Flügel, von Moskau her, als Ivan IV. 1558 in den zerrütteten livländischen Ordensstaat einfiel, um die Moskauer Ostseeinteressen geltend zu machen²³⁾. In Livland hatte der Orden keine geschlossene Landesherrschaft errichten können, jetzt war ihm daher auch der preußische Weg der Säkularisation des Gesamtstaates versperrt. Vielmehr haben die Nachbarn Livlands in einem 25jährigen Ringen um das Herzstück des alten Nordosteuropa — eigentlich der erste nordische Krieg der europäischen Geschichte — die politische Dynamik des europäischen Staatensystems auch hier zum Leben erweckt²⁴⁾. Wenn es zunächst dem schwedisch-polnischen Bündnis, dann aber — nach dem dynastischen Konflikt im Hause Vasa — der schwedischen Militärmacht gelang, Rußland noch auf anderthalb Jahrhunderte von der Ostsee fernzuhalten, so hat die ungeheure politische Kräfteanstrengung der beiden Vormächte des Ostens im 16. und 17. Jh., Schwedens und Polens, dem Herzogtum Preußen Atempause und Windschatten gegeben für die folgenreichste Neuorientierung seiner Politik: die dynastische Verbindung des hohenzollernschen Herzogshauses mit dem Hause Brandenburg. Mit vollem Recht hatte der Deutsche Orden im Reich diese dynastische Lösung von Anfang an als die Hauptgefahr der Säkularisierung betrachtet. Daher versuchte er zuletzt noch 1586 durch die Kandidatur des designierten Deutschmeisters, Erzherzog Maximilian, bei der polnischen Königswahl ein solches Schicksal Preußens auf dem Wege über dessen Lehnsherren, die Krone Polen, abzuwenden; jedoch vergeblich. Denn die Wahl fiel 1587 auf den katholischen schwedischen Prinzen Sigismund und beschwor den gewaltigen Konflikt des neuen polnischen Königs mit seinem protestantischen Mutterland herauf; Preußen wurde zeitweilig das Zünglein an der Waage in diesem Konflikt, und Hohenzollern hatte den Weg frei zu zielstrebigere Familienpolitik. Es besteht kein Zweifel, daß das brandenburgische Haus den Löwenanteil an Aktivität in die hohenzollernsche Hauspolitik in Richtung auf Preußen einbrachte²⁵⁾.

Der brandenburgische Staat war, so wie er sich aus der Grenzmarkenzone des Reiches im Slavenlande seit dem hohen Mittelalter herausgebildet hatte, von Anfang an ein Stück mittelalterliches Ost-

²²⁾ Vgl. die anregenden Gedanken von W. ANDREAS, *Staatskunst und Diplomatie der Venezianer im Spiegel ihrer Gesandtenberichte*, Leipzig, 1943, S. 26 ff., auch in: *Historische Zeitschrift* 167, 1943.

²³⁾ E. SVENSSON, *Den merkantila bakgrunden till Rysslands anfall på den livländska ordensstaten 1558. En studie till den ryska imperialismens uppkomsthistoria*, Lund 1951. Vom marxistischen Standpunkt soeben E. DONNERT, *Der livländische Ordensritterstaat und Fußland. Der livländische Krieg und die baltische Frage in der europäischen Politik 1558—1583*, Berlin 1963.

²⁴⁾ K. ZERNACK, *Handelsbeziehungen und Gesandtschaftsverkehr im Ostseeraum*, in: *Giebener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des europäischen Ostens* 3, 1957, S. 124 ff.

²⁵⁾ Vgl. die klassische Schilderung bei O. HINTZE, *Die Hohenzollern und ihr Werk*, S. 131 ff.

mitteleuropa. Die Probleme der deutsch-fremdethnischen Bevölkerungs- und Siedlungssymbiose waren ihm ebenso vertraut wie dem Ordensstaat, und das eigentümliche Ergebnis einer solchen Ausgangslage, der kolonialländische Neustamm, bildete infolgedessen in beiden Ländern das Bevölkerungsmilieu, dessen soziale Strukturen sich nicht wesentlich unterschieden. Im Osten lag auch der außenpolitische Aktionsraum Brandenburgs, die pommersche Ostseeküste und Danzig bildeten im Hochmittelalter begehrte Ziele; und seit dem Regierungsantritt der Hohenzollern 1415 waren Projekte der dynastischen Verbindung mit dem polnischen Jagiellonen-Hause keine Seltenheit ²⁶⁾.

Alle diese Momente haben gewiß ein Gefühl der politischen Affinität des Herzogtums und des Kurfürstentums bewußt werden lassen, als der Zufall der Hochmeisterwahl von 1513 das Hohenzollernhaus in seiner fränkischen Nebenlinie nach Preußen führte.

Die polnische Heirat des Kurfürsten Joachim II. schien zunächst die brandenburgische Nachfolge auf dem Jagiellonen-Thron — dem Lehnsherrn über Preußen — zu ermöglichen. Doch der frühe Tod des Prinzen Sigismund, der den Namen seines polnischen Großvaters trug, verhinderte 1563 diese Aussicht auf ein hohenzollernsches Ostmitteleuropa, von welchem schon Kurfürst Friedrich I. geträumt hatte. Der Gedanke einer dynastischen Einigung ganz Ostmitteleuropas ist für die beiden Dynastien im Bewußtsein der historischen Zusammengehörigkeit der Länder zwischen Elbe und Dnepr in gleicher Weise verlockend gewesen. Wieweit sich der Reichstag zu einer solchen Politik verstanden hätte, ist bislang schwer zu beurteilen. Immerhin fand das, was die Diplomatie Joachims II. am Krakauer Hof schon vor Sigismunds Tod erreicht hatte, nämlich die zukünftige Mitbelehnung des brandenburgischen Hauses in Preußen, 1569 die Bestätigung des Lubliner Reichstages ²⁷⁾.

Wir stehen damit an einer — freilich in ihren Zusammenhängen noch wenig aufgehellten — Wendemarke der osteuropäischen Geschichte: sich den Verlauf der Geschichte des 17. Jhs. im Zeichen des um die hohenzollerschen Lande erweiterten Jagiellonenreiches auszumalen, ist zwar ein spekulatives Spiel der historischen Phantasie, aber doch nicht ohne einen gewissen verständnisschaffenden Sinn auch für das gerade Gegenteil, das schließlich eintrat: die Annäherung Preußens an das brandenburgische Haus. Sie rückte zwangsläufig das Problem der endgültigen Vereinigung von Herzogtum und

²⁶⁾ Dazu — freilich ohne die Diskussion der strukturgeschichtlichen Probleme — J. SCHULTZE, *Von der Mark Brandenburg zum Preußenstaat*, in: *Preußen. Epochen und Probleme seiner Geschichte*, Berlin 1964, S. 31—56; im größeren Zusammenhang ders., *Die Mark Brandenburg*, 3. Bd.: *Die Mark unter der Herrschaft der Hohenzollern (1415—1535)*, Berlin 1963; 4. Bd.: *Von der Reformation bis zum Westfälischen Frieden (1535—1648)*, Berlin 1964.

²⁷⁾ Vgl. K. D. STAEMMLER, *Preußen und Livland in ihrem Verhältnis zur Krone Polens 1561—1586*, Marburg 1953, S. 25 ff., sowie die Königsberger Diss. von W. KAMPF, *Brandenburgs Kampf um das Herzogtum Preußen 1563—1578*, 1941.

Kurfürstentum an die erste Stelle der hohenzollerschen Politik. Damit aber entstand der polnischen Adelsrepublik mitten in ihrem Kampf mit den jungen Machtstaaten Moskau und Schweden nun an der Westgrenze eine dritte Macht, deren politische Lebensinteressen sich nur auf Kosten des Bestandes der Adelsrepublik verwirklichen ließen. Von deren osteuropäischer Ordnungsidee her gesehen setzten bereits die Friedensschlüsse Wehlau, Oliva und Andrusovo den Beginn des Partage-Zeitalters, wenn man den dreifachen Triumph des Machtstaates über die universale föderalistische Adelskorporation in seiner ganzen Tragweite in Rechnung stellt²⁸⁾. Denn nun erhob sich gleichsam der Staat gegen die Gesellschaft, und zwar auf universaler Ebene. Was sich nämlich in Preußen und Brandenburg zunächst als eine dynastische Vereinigung anließ, wurde in der Hand des Großen Kurfürsten in der absolutistischen Revolution von oben zur Durchsetzung der rationalisierten Staatsmacht gegen die Adelsgesellschaft, ebenso, wenn auch mit milderer Wucht, im schwedischen Baltikum, erst recht aber in der Westausweitung des Moskauer Staates. Der Adel Livlands und Preußens hat sich, gewiß frei von nationalen Sympathien für die polnische Kultur, aber politisch geformt von dem universalistischen Reichsgedanken der jagiellonischen Zeit, zur Wehr gesetzt, hat aber den Trend des Zeitalters nicht aufhalten können. Kalkstein, der Königsberger Schöppenmeister Roth, ja auch Patkul wurden Symbolgestalten dieses Kampfes um die alte Ordnung, die 1652 ihrem Libertätsstreben mit dem liberum veto-Prinzip im Reichstag der Adelsrepublik die Krönung gegeben hatte, fast genau zu dem gleichen Zeitpunkt, da Friedrich Wilhelm in Brandenburg die Stände politisch entmachtete²⁹⁾.

Das überkommene soziale Gefüge des europäischen Ostens ist freilich von dem politischen Machtkampf zwischen Fürstentum und ständischer Libertät nicht berührt worden. Ungeachtet der starken staatenpolitischen Veränderungen, die von den Rändern her einbrachen, behielt die osteuropäische Agrarlandschaft von Ostdeutschland bis weit in den ostslavischen Raum hinein ihre guts-

²⁸⁾ Insofern müßte das Urteil von MARX, die Teilung des schwedischen Reiches im Frieden von Nystad 1721 stelle die logische Voraussetzung für die Teilung Polens dar (K. MARX, *Secret Diplomatic History of the Eighteenth Century*, London 1895, S. 25) noch übersteigert werden. Zum nordischen Krieg 1655—1660 und zu Andrusovo vgl. jetzt das Sammelwerk *Polska w okresie drugiej wojny północnej 1655—1660 (Polen im Zeitalter des zweiten nordischen Krieges 1655—1660)*, T. 1—3, Warschau 1957, sowie Z. WÓJCIK, *Traktat andruszowski 1667 roku i jego geneza (Der Vertrag von Andrusovo von 1667 und seine Entstehung)*, Warschau 1959.

²⁹⁾ Diese universale Komponente wird m. E. in den vorliegenden, sehr sorgfältigen deutschen Untersuchungen zum Ständekampf in Preußen nicht immer deutlich genug hervorgehoben. Das Problem bedürfte dringend einer zusammenfassenden Betrachtung unter ideenpolitischem Aspekt. Interessantes Material bietet die Arbeit von TH. SCHIEDER, *Deutscher Geist und ständische Freiheit im Weichsellande. Politische Ideen und politisches Schritttum in Westpreußen von der Lubliner Union bis zu den polnischen Teilungen (1569—1772/93)*, Königsberg 1940. — Anregende Gesichtspunkte bei F. L. CARSTEN, *The Origin of Prussia*, London 1954.

herrschaftliche Prägung, ja diese hat im 17. und 18. Jh. erst ihre volle Blüte erlangt. Wer in dieser Beziehung dem brandenburgisch-preußischen Absolutismus im östlichen Europa eine Vorrangstellung im Sinne eines sozialen Gerechtigkeitswillens für alle Schichten des politisch einheitlichen Untertanenverbandes zuschreiben möchte, der sollte sich der nüchternen Warnung OTTO HINTZES vor modernisierenden Aspekten erinnern³⁰⁾.

Erst das Preußen der Reformära ist in sozialpolitischer Beziehung über die ständischen Schranken hinaus gelangt und dann sogar, nach Polens Ausschaltung, zu einem bewußten Vorbild in Osteuropa geworden. Ganz anders der absolute Staat, der mit besessener methodischer Konsequenz seine Militär- und Territorialmacht ausbaute und der in seiner territorialen Desintegrität von den rheinischen Besitzungen bis nach Ostpreußen von dem machtpolitischen Rhythmus des Staatensystems völlig absorbiert wurde. Frankreich und Schweden gaben bis zur Jahrhundertwende auch in Mittel- und Osteuropa den Ton an, und das außenpolitische Taktieren des Großen Kurfürsten zwischen den von den Großmächten erzwungenen Koalitionen ließ bald das böse Wort von dem „brandenburgischen Wechselieber“ aufkommen³¹⁾.

Doch diese Szene hat der politische Erdbeben in Osteuropa, der Rußland territorial an die Ostsee und politisch bis nach Warschau vorstoßen ließ, radikal verwandelt. Wenn sich der Kurstaat aus primär reichspolitischen Überlegungen von seiner nichtabgeleiteten Souveränität im reichsfreien Ostpreußen her selbst zum Königtum aufwertete, so konnte die brandenburgisch-preußische Politik am Jahrhundertanfang kaum voraussehen, daß diesem selbstbewußten Anspruch ohne Zutun des neuen Königreiches die außenpolitische Erfüllung folgen sollte, indem Preußen gleichsam automatisch zur zweiten Macht im östlichen Kontinent aufrückte³²⁾. Territorial profitierte es zwar nur von der Zerstückelung des schwedischen Ostseeimperiums, aber folgenschwerer war die Lage, die Polens außen- und machtpolitische Entmündigung unter wettinischem Zepher her-

³⁰⁾ O. HINTZE, *Die Hohenzollern und ihr Werk*, S. 205 f., 297 ff. — Modernisierende Aspekte scheinen mit vorzuherrschen bei H. v. BORCKE-STARGORDT, *Grundherrschaft — Gutswirtschaft. Ein Beitrag zur Agrargeschichte*, in: *Jahrbuch der Albertus-Universität zu Königsberg/Preußen* 10, 1960, S. 176—212. Sehr instruktiv ist in diesem Zusammenhang das gedruckte Protokoll einer Tagung, die 1960 von der „Gesellschaft für die Geschichte des Landvolks und der Landwirtschaft“ und dem „Göttinger Arbeitskreis“ veranstaltet wurde: *Zur ostdeutschen Agrargeschichte. Ein Kolloquium*, Würzburg 1960.

³¹⁾ Zur Situation des Staatensystems in den 70er und 80er Jahren des 17. Jhs. vgl. K. ZERNACK, *Studien zu den schwedisch-russischen Beziehungen in der zweiten Hälfte des 17. Jhs.*, T. 1, Gießen 1958, sowie den gedankenreichen Aufsatz von Z. WÓJCIK, *Zmiana w układzie sił politycznych w Europie środkowo-wschodniej w drugiej połowie XVII wieku (Wandlungen im politischen Kräftesystem in Ostmitteleuropa in der 2. Hälfte des 17. Jhs.)*, in: *Kwartalnik Historyczny* 67, 1960, H. 1, S. 25—54.

³²⁾ Die erste Etappe dieses Aufstiegs jetzt bei E. HASSINGER, *Brandenburg-Preußen, Rußland und Schweden 1700—1713*, München 1953.

aufbeschwor³³). Denn Peters programmatischem Drang nach Westen bot sich — neben der lebenswichtigen Ostseeküste — die verlockende Möglichkeit, in der schon fast entstaatlichten Adelskorporation, die noch immer das politische Gesicht weiter Teile Ostmitteleuropas bestimmte, ein Instrument seiner diplomatischen Vorherrschaft in Osteuropa zu gewinnen. Indem er sich 1716 die unwiderrufliche militärische Kontrolle der Adelsrepublik sicherte, zwang er nicht allein Preußen, sondern auch das somit plötzlich in die Nachbarschaft Rußlands gerückte Österreich in die viel berufene „Entente cordiale der drei schwarzen Adler zur Aufrechterhaltung der Anarchie in Polen“³⁴), die den Beginn jener bis zum Ersten Weltkrieg bestehenden Reduzierung des östlichen Mächtesystems auf die monarchische Trias bedeutete. Im Preußen Friedrich Wilhelms I. ist Rußlands plötzlicher Vorstoß mit zunächst zögernder, nach dem Frieden von Nystad aber mit zunehmender Sympathie verfolgt worden, die doch wohl in wesentlichem Maße auf die faszinierende Persönlichkeit Peters zurückzuführen war. Der Vergleich beider Herrscherpersönlichkeiten in ihrem Berge versetzenden Voluntarismus, ihrer methodisch-systematischen Militarisierung der Politik, dürfte noch immer, gerade in der Verschiedenartigkeit der historischen Umkreise, von hohem historiographischem Reiz sein³⁵).

Indessen hat die Solidarität in der polnischen Politik nicht, wie man in Potsdam in fortwährender Bewunderung für das Land des großen Zaren gemeint hat, jegliche Gefährdung Preußens durch den kraftstrotzenden Nachbarn ausgeschlossen. Freilich hat Friedrich der Große die Wurzel aller außenpolitischen Konflikte Preußens in dem deutschen Dualismus begründet gesehen, und er ist sich zeit seines Lebens über die kriegstreibende Rolle Rußlands beim Ausbruch des Siebenjährigen Krieges nicht nur selbst im unklaren gewesen, sondern hat bis in unsere Tage hinein das historische Bild des Kriegsausbruches als das einer österreichischen Verschwörung präfixiert. Kein preußischer Historiker hat je die russischen Archive in dieser Frage konsultiert, und erst 1951 konnte HERBERT BUTTERFIELD durch die Heranziehung der 1912 veröffentlichten russischen Akten die für den Kriegsausbruch ausschlaggebende Rolle der russischen Diplomatie aufzeigen³⁶).

³³) Dazu der vorzügliche Sammelband *Um die polnische Krone (1700—1721)*, hrsg. von J. GIEROWSKI und J. KALISCH, Berlin 1962. Wichtig die ausführliche Besprechung von G. MÜHLFORDT in: *Jahrbuch für Geschichte der UdSSR und der volksdemokratischen Länder Europas* 8, 1964, S. 475—491.

³⁴) T. WOJCIECHOWSKI, *O powtórnej elekcji Stanisława Leszczyńskiego (Über die zweite Wahl Stanislaus Leszczyńskis)*, in: *Kwartalnik Historyczny* 2, 1888.

³⁵) Grundlegend für die russische Seite jetzt die große Biographie Peters d. Gr. von R. WITTRAM, *Peter I. Czar und Kaiser*, 2 Bde., Göttingen 1964.

³⁶) H. BUTTERFIELD, *The Reconstruction of an Historical Episode. The History of the Enquiry into the Origins of the Seven Years' War*, Glasgow 1951. Unabhängig von BUTTERFIELD ist W. MEDIGER, *Moskaus Weg nach Europa. Der Aufstieg Rußlands zum europäischen Machtstaat im Zeitalter Friedrichs des Großen*, Braunschweig 1952, von Hannoverschem Quellenmaterial aus zu einem

Zwar hat das „Mirakel des Hauses Brandenburg“ den status-quo-Frieden von Hubertusburg möglich gemacht, aber erst der Tod des Sachsenkönigs auf dem polnischen Thron 1763 und die Notwendigkeit einer neuen Königswahl verschafften der preußischen Diplomatie wieder einen festen Stand in Petersburg. Friedrich verscrieb sich mit Eifer der russischen Politik, Polens Rest an eigenstaatlicher Bewegungsfreiheit auszutilgen und die Adelsrepublik in den Zustand einer russischen Militärprovinz herabzudrücken. Das entstaatlichte Vorfeld Rußlands bot sich so leicht als ein Reservoir für Gebietskompensationen an, als die Krise des russisch-türkischen Krieges 1769 zum ersten Balkankonflikt zwischen Rußland und Österreich zu führen drohte. Die sog. erste Teilung Polens von 1772, d. h. Polens territoriale Reduzierung von den drei Randmächten her — Preußen gewann die Landbrücke nach Ostpreußen —, war das Ergebnis dieses Jahrzehnts preußisch-russischer Entente-Politik, aber auch unter den völlig veränderten außenpolitischen Verhältnissen des ersten Koalitionskrieges hat sich der Mechanismus der Interessenkompensation auf Kosten Polens bis zu dessen endgültiger Vernichtung bewahrt³⁷⁾.

Darin liegt die Einheitlichkeit der in den zeitgeschichtlich-diplomatischen Motiven so verschiedenartigen Vorgänge der drei Teilungen von 1772 bis 1795. Was sich im Bewußtsein der aufgeklärten Despoten als eine über jeden moralischen Vorwurf erhabene rationale Machtpolitik im Dienste der territorialen Arrondierung der Monarchien verstand, ist von dem beginnenden Reformdenken der Zeit auf das schärfste verurteilt worden. Einmal natürlich im betroffenen Polen selbst, dessen adlige Führungsschicht sich nach der ersten Teilung in einem erstaunlichen Maße nicht mehr nur adelsdemokratisch, sondern aufgeklärt-national aufgerüttelt an ihr gesellschaftliches und staatliches Reformwerk machte. Es gipfelte 1791 in dem wohlausgewogenen, absolutistische Effizienz bereits konstitutionell-reformerisch mildernden Entwurf der Mai-Verfassung³⁸⁾. Zum anderen aber war Kritik in Deutschland zu vernehmen, die ihre tiefe Sorge über den Radikalismus dynastischer Machtpolitik angesichts des revolutionären Aufbruchs im Westen nicht verhehlte. So verstandene Staatsräson lief Gefahr, in außenpolitischem Machtrausch alles das, was das staatlich-gesellschaftliche Aufbauwerk des aufgeklärten Absolutismus selbst schon an Reformgrundlagen für die

entsprechenden Bild von Friedrichs unsicherem Urteil über Rußland und Bestuzevs tatsächlicher Aktivität in Richtung auf den Krieg gegen Preußen gekommen.

³⁷⁾ Zum ganzen Zeitabschnitt der Teilungen vgl. den Forschungsbericht von B. LEŚNODORSKI, *Le siècle des Lumières en Pologne. L'état des recherches dans la domaine de l'histoire politique, des institutions et des idées*, in: *Acta Poloniae Historica* 4, 1961, S. 147—174.

³⁸⁾ Hierzu ist auf die leider noch immer ungedruckte, außerordentlich ergiebige Dissertation von K. G. HAUSMANN über die politische Begriffsbildung im polnischen Reformschrifttum, Göttingen 1956, zu verweisen. — Wichtig auch die umfassende Biographie Stanislaus Augusts von J. FABRE, *Stanislas August Poniatowski et l'Europe des Lumières*, Paris 1952.

Zukunft enthielt, aufs Spiel zu setzen und so wirklichem Jakobiner-tum der radikalen Revolution Tür und Tor zu öffnen³⁹⁾.

In einer gründlichen Erforschung des Verhältnisses von preußischer Diplomatie und Reformansätzen im spätabsolutistischen Staat, einer genauen Durchleuchtung der offensichtlichen Widersprüchlichkeit, die zwischen Preußens osteuropäischem Vorgehen und seiner vorwärtstreibenden Rolle in Deutschland liegt, schiene mir nun die vordringlichste Aufgabe im Rahmen des hier gestellten Themas zu liegen. Ihre Bedeutung erhellet sofort, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Teilungen das schlechthin ausschlaggebende historische Ereignis für die Ausformung des Preußenbildes und für die Beurteilung der polnisch-preußischen Beziehungen in der polnischen Geschichtswissenschaft geworden sind. Der weitgehend kompromißlos anklägerische Charakter dieser politischen Geschichtsschreibung, die Preußens Rolle in Osteuropa auf eine jahrhundertelange Vorbereitung der Teilungen und ihre Perpetuierung festlegt, hat auf der deutschen Gegenseite vornehmlich jene Flut von Apologie hervorgerufen, die sich nicht minder verständnis- und erkenntnisfeindlich ausgewirkt hat. Und dieses Dilemma begleitet beide Geschichtswissenschaften vom Beginn ihrer kritischen Phase vom ausgehenden 18. Jh. an⁴⁰⁾.

Durch die Teilung Polens sind der preußischen Krone Gebiete eines dem absolutistischen Staatsbegriff so völlig entgegengesetzten korporativ-adligen Gemeinwesens zuerkannt worden, deren rasche Einbeziehung in den von oben gesetzten Wohlfahrtsverband der Monarchie als zivilisatorische Aufbauleistung immer gerühmt worden ist. Gewiß mit Recht.

Doch in einem höheren, auf die geschichtliche Weiterentwicklung bezogenen Sinne ist der preußische Staat bis 1795 nicht nur der Gebende gewesen. Es verdient festgehalten zu werden, daß die Begegnung mit den neuen Gebieten nicht unwesentliche Anstöße für das Reformdenken in Preußen vermittelt hat. In Danzig, das 1793 übernommen wurde, begegnete der Freiherr vom Stein noch mannigfachen korporativen Freiheiten, die sich eben im Polen der Adelsfreiheit hatten bewahren lassen, in Preußen aber kurz nach 1793 noch von der Einschmelzung in das allgemeine Landrecht bedroht waren⁴¹⁾. Ebenso ergaben sich aus der Tätigkeit aufgeschlossener Männer wie Schroetter und Schön in dem preußischen Gewinn der

³⁹⁾ Vgl. die Synthese K. v. RAUMERS, *Deutschland um 1800, Krise und Neugestaltung 1789—1815*, in: *Meyer-Brandts Handbuch der deutschen Geschichte*, neu hrsg. v. L. JUST, Bd. III, 1, Konstanz 1959, S. 22 f.

⁴⁰⁾ Auf diese Problematik hat H. LUDAT immer wieder hingewiesen; vgl. seine Untersuchungen *Die polnische Geschichtswissenschaft. Entwicklung und Bedeutung*, in: *Grenzmärkische Heimatblätter* 15, 1939, S. 2—44; *Die geschichtlichen Grundlagen des deutsch-polnischen Verhältnisses*, in: *Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft* 26, 1957, S. 171; *Der polnische Beitrag zu einem europäischen Geschichtsbild*, in dem oben Anm. 12 genannten Buch, S. 1—23.

⁴¹⁾ Vgl. dazu R. BREYER, *Die südpfeußischen Beamten und die Polenfrage*, in: *Zeitschrift für Ostforschung* 4, 1955, S. 531—543.

dritten Teilung, dem sog. Neuostpreußen⁴²⁾, wesentliche Impulse zu der neuen Konzeption des preußischen Staats- und Gesellschaftsaufbaus. Wenn sich das zusammen mit der kritischen und doch verehrungsvollen Absolutismusabrechnung Immanuel Kants und der historischen Nationalitätenlehre Herders gerade im alten Preußenlande zu einer verheißungsvollen Symbiose fand, so trug auch die militärische Lage nach Jena und Auerstädt dazu bei. Nach dem Tilsiter Frieden blieb schließlich Ostpreußen die kleine verarmte Rückzugskammer, in der sich die Kräfte der Erneuerung des geteilten Preußen sammeln konnten. Und nicht allein Preußens: ähnlich wie 1772 Polen die politische Wissenschaft ganz Europas beschäftigt hatte, so wirkte jetzt das geschlagene und entmachtete Preußen in seiner geistigen Regenerationskraft über die Grenzen hinaus. Die Jahre nach Tilsit sind, nach einem schönen Wort von HANS ROTHFELS, die deutschesten der osteuropäischen Geschichte gewesen⁴³⁾.

Allerdings, so wird man hinzufügen müssen, sie sind auch die russischsten der preußischen Geschichte gewesen. Nicht allein, weil Alexanders Politik in Tilsit Preußen die Abtretung Schlesiens erspart und damit den Bestand in den wichtigsten Landschaften gerettet hat, sondern auch von den Gefahren her betrachtet, die der preußischen Zukunft aus Rußlands Rolle als potentielltem Befreier Europas von der napoleonischen Herrschaft erwachsen. Die polnische Frage als Problem der europäischen Politik des 19. und 20. Jhs. zeigte von Anfang an ihre gefährlichen Widerhaken.

Es klingt einleuchtend, daß — wie MEINECKE meint — die Tilsiter Lösung von 1807, die Preußen an polnischen Erwerbungen ja nur die Landbrücke Westpreußen belassen hatte, auf die Dauer für Preußen eine Lockerung seiner osteuropäischen Verwurzelung zugunsten seiner deutschen Aufgaben gebracht hätte⁴⁴⁾. Der Wiener Kongreß jedoch, der Preußen mit dem Posener Lande einen so bedeutenden Anteil altpolnischen Gebietes verschaffte, hat es für die Zukunft endgültig in die alte Interessengemeinschaft der osteuropäischen Trias zurückgeführt, deren machtpolitisches Solidaritätsbewußtsein sich nun in der restaurativen Abschirmung gegen die in der multiethnischen Struktur ihrer Staaten liegende nationalrevolutionäre Sprengkraft stärkte.

So mußte nun die geradlinige Konsequenz, mit der die preußische Polenpolitik das Prinzip der einen preußischen Untertanenschaft den nationalen Bedürfnissen überordnete, der Erhaltung eines osteuropäischen Ordnungssystems dienen, das gleichzeitig Rußlands außenpolitischem Temperament im Hinblick auf Mitteleuropa Zügel

⁴²⁾ H. ROTHFELS, *Ost- und Westpreußen zur Zeit der Reform und Erhebung*, jetzt mit anderen einschlägigen Studien vereinigt in dem Sammelband *Bismarck, der Osten und das Reich*, Darmstadt 1960, S. 233 f.

⁴³⁾ H. ROTHFELS, a. a. O., S. 225.

⁴⁴⁾ F. MEINECKE, *Das Zeitalter der deutschen Erhebung*, zuerst Berlin 1906, zitiert nach dem Nachdruck in der *Kleinen Vandenhoeck-Reihe*, Göttingen 1957, S. 78 f.; 131 f.

anlegte. Diese harte Konsequenz ist Preußen von seiner Schmelztiegeltradition Altpreußens her leichter gefallen als Österreich. Sehr wohl hat Bismarck die historisch anders gewordene Vielvölkerproblematik Österreichs gekannt, er hat sie dort als unabänderlichen geschichtlichen Faktor hingenommen, aber er hat sie auch konsequent auf Österreich zu isolieren versucht. Um so unbedingter ist er in Petersburg stets für eine streng unitaristische Bekämpfung der nationalen Regungen in Westrußland und Kongreßpolen eingetreten, denn er hat den großrussischen staatlichen Panrussismus als die Garantie der Machtbalance in Osteuropa angesehen⁴⁵).

Bismarck hat zweifellos auch die Gefahren gekannt, die die Aufrechterhaltung der konservativen Ordnung in Osteuropa für Deutschlands Zukunft enthielt, und er hat sie im Rahmen des Möglichen zu verringern versucht, indem er Österreich mit seiner noch viel weiter reichenden Verflechtung in Ost- und Südosteuropa aus Deutschlands Reichseinigung heraushielt.

So blieb Preußen seinen traditionellen osteuropäischen Bindungen verhaftet und konnte dennoch als deutsche Führungsmacht zum Motor des kleindeutschen Nationalstaates werden. Dieser mußte, wollte er außenpolitisch gegen den russischen Nachbarn bestehen, die im nationalstaatlichen Sinne unklaren Verhältnisse an seiner preußisch-osteuropäischen Grenze in Kauf nehmen, wodurch die preußisch-deutsche Polenpolitik zunehmend jenen bei aller rechtsstaatlichen Integrität verhängnisvoll-illusionären Charakter anzunehmen gezwungen war, als ob es keine nationalen Gegensätze unter der preußischen Krone gäbe⁴⁶). Selbst in dem Polenbild der deutschen Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg lassen sich die Spuren dieser politischen Illusion nicht übersehen⁴⁷).

Wie lange Deutschland der ungeheuren Spannung einer solchen so viele Widersprüche überdeckenden Lösung gewachsen sein würde, hing davon ab, wie lange der Schöpfer dieses komplizierten Systems die unauflösliche Einheit von osteuropäischer Ordnung im konservativen Sinne und weltpolitischer Machtbalance glaubhaft zu machen verstand.

Als seine Nachfolger den machtpolitischen Kardinalzweck des osteuropäischen Engagements, die Eindämmung des bündnisgezähmten

⁴⁵) Gut herausgearbeitet bei H. FLEISCHHACKER, *Russische Antworten auf die polnische Frage*, München-Berlin 1941, S. 75 ff.

⁴⁶) Dieses entscheidende Problem der preußischen Polenpolitik in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. ist jenseits von Anklage (so M. BROZAT, *200 Jahre deutsche Polenpolitik*, München 1963) und Apologie (so H. JABLONOWSKI, *Die preußische Polenpolitik von 1815—1914*, Würzburg 1964) zu durchdenken. Knapp und klar bei W. CONZE, *Polnische Nation und deutsche Politik im Ersten Weltkrieg*, Köln-Graz 1958, S. 3 ff., 28 ff., für einen engeren Zeitraum unbefangene Sicht auch bei S. BASKE, *Praxis und Prinzipien der preußischen Polenpolitik vom Beginn der Reaktionszeit bis zur Gründung des Deutschen Reiches*, in: *Forschungen zur osteuropäischen Geschichte* 9, 1963, S. 7—268.

⁴⁷) H. U. WEHLER, *Sozialdemokratie und Nationalstaat. Die deutsche Sozialdemokratie und die Nationalitätenfrage in Deutschland von Karl Marx bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges*, Würzburg 1962, S. 112 ff.

Zarenreiches, aufgaben, war der neuerliche Erdrutsch des östlichen Kontinents nicht mehr aufzuhalten. Die nur auf das Funktionieren der außenpolitischen Machtbalance gerichtete Ordnung der Trias brach an den gewaltsam zurückgestauten inneren nationalen und sozialen Spannungen auseinander; das natürliche Selbstbestimmungsrecht der Völker zerschneidet die alten historisch-staatlichen Strukturen Osteuropas und der drei Monarchien am Ende des Ersten Weltkrieges⁴⁸⁾. Damit hatte Preußen aufgehört, ein aktives Glied der osteuropäischen Geschichte zu sein.

Was blieb, war die Nachwirkung Preußens als politisches, geistiges und soziales Problem der deutschen Demokratie, die gerade in dem sozialdemokratisch regierten Freistaat Preußen bis 1932 ihre beständigste Stütze finden sollte. Freilich blieben auch die Fragen des Verhältnisses zu dem neuen Osteuropa nach dem Ersten Weltkrieg nicht außerhalb dieser Problematik. Durch die Rapallo-Diplomatie, in deren Motiven der Grenzrevisionismus von deutscher wie von russischer Seite eben doch keine ganz unwichtige Rolle spielt⁴⁹⁾, wurden die Traditionen preußischer Osteuropapolitik einer außerordentlich gefährlichen Ideologisierung preisgegeben, die der in dem unverstandenen Weimarer Staat „heimatlosen Rechten“ die Möglichkeit eines neuen Taugroggen in der Synthese von Moskau und Potsdam vorgaukelte⁵⁰⁾.

Geisterhaft begleitet nun der Name der glanzvollen friederizianischen Residenz das Ende Preußens in der deutschen Geschichte: Potsdam sollte 1933 die Versöhnung preußischer Staats- und Geistes-tradition mit der völkischen Revolution und der „nationalsozialistischen Bodenpolitik der Zukunft“ symbolisieren; und nicht minder symbolisch war es gemeint, wenn in unmittelbarer Konsequenz dieser wahnhaften Un-Politik Potsdam 1945 zum Schauplatz jener Beschlüsse gewählt wurde, die die Grundlage für die vollständige Auflösung des preußischen Staates, für die endgültige Vertreibung Preußens aus der europäischen Geschichte und für den Triumph Rußlands abgaben.

Nie seit den großen Völkerbewegungen am Beginn des Mittelalters ist die osteuropäische Geschichte einheitlicher und zugleich trostloser verlaufen als im Zeichen der Hegemonie des — wie MAX WEBER sagte — neuen Islam aus Moskau, dessen Geister auch preußische Militärs 1917 gerufen hatten und den das pseudopreußische Abenteuer Adolf Hitlers bis nach Potsdam führte.

⁴⁸⁾ Vgl. jetzt das oben Anm. 46 genannte Buch von W. CONZE.

⁴⁹⁾ Das muß gegen die für die Rapallo-Forschung ungemein lehrreichen Studien von H. HELBIG, *Die Träger der Rapallo-Politik*, Göttingen 1958, S. 5, dennoch eingewandt werden.

⁵⁰⁾ Vgl. die aufschlußreichen Darlegungen in dem Buch von O. E. SCHÜDDERKOPF, *Linke Leute von rechts. Die nationalrevolutionären Minderheiten und der Kommunismus in der Weimarer Republik*, Stuttgart 1960.

Bericht über die Hauptversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft

am 26. Mai 1965 im Senatssaal der Justus Liebig-Universität

Tagesordnung

1. Geschäftsbericht des Vorsitzenden
2. Rechnungsbericht des Schatzmeisters und Entlastung des Vorstandes
3. Satzungsänderung
4. Wahlen zum Vorstand
5. Verschiedenes

Herr Prof. Dr. Dr. h. c. V. HORN, der Vorsitzende der Gießener Hochschulgesellschaft, eröffnete um 16 Uhr die Sitzung. Er stellte fest, daß die Einladungen zur Hauptversammlung persönlich und durch die Presse ordnungsgemäß ergangen sind, und fragte, ob alle Anwesenden mit der Tagesordnung einverstanden seien. Es erhob sich kein Widerspruch.

Der Vorsitzende hieß im Anschluß daran alle Mitglieder und Gäste herzlich willkommen, begrüßte vor allem den Prorektor, Herrn Prof. Dr. GLATHE, und dankte für die Überlassung des Senatssaales und der Aula für die im Anschluß an die Hauptversammlung stattfindende akademische Festsitzung. Prof. Dr. GLATHE überbrachte die Grüße des Rektors, Magnifizienz Prof. Dr. Dr. BOGUTH, der durch eine Sitzung in Wiesbaden verhindert sei, jedoch den Beratungen vollen Erfolg wünsche.

Vor Eintritt in die Tagesordnung gedachte Prof. HORN der seit der letzten Hauptversammlung verstorbenen Mitglieder.

Im Berichtszeitraum verstarben:

1964

MAX BÄNNINGER, Zürich
Direktor JOSEF BAUMANN, Ober-Erlenbach
Direktor HANS KESSLER, Gießen
Dr. med. ERASMUS PAULY, Gießen
MARCUS RIEDER, Gießen
PAUL SCHILD, Gießen
Prof. Dr. med. JULIUS SCHORN, apl. Professor für allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie an der Justus Liebig-Universität Gießen

1965

Prof. Dr. med. WERNER GRAB, ordentlicher Professor für Pharmakologie an der Justus Liebig-Universität Gießen
Prof. Dr. rer. nat. HARALD TEICHMANN, apl. Professor für Zoologie an der Justus Liebig-Universität Gießen
Prof. Dr. phil. GEORGE JAFFÉ, em. ordentlicher Professor für theoretische Physik, Berkeley (USA)

Zu Ehren der Verstorbenen erhoben sich die Anwesenden von ihren Plätzen.

Zu Punkt 1 der Tagesordnung

Anschließend erstattete der Vorsitzende den Geschäftsbericht für die Zeit vom 26. Mai vorigen Jahres bis zum 26. Mai 1965. Er berichtete, daß in dieser Zeit

3 Sitzungen des Engeren Vorstandes und
1 Sitzung des Gesamtvorstandes

stattgefunden haben.

Für die Arbeit der Hochschulgesellschaft äußerst wertvoll und darum zu Beginn des Geschäftsberichtes hervorzuheben seien die auch in diesem Berichts-

zeitraum wieder eingegangenen Spenden und Stiftungen. Prof. HORN führte hierzu folgendes aus: „Die Firma R ö h m & H a a s, Darmstadt, spendete Material im Werte von 90,— DM, Herr Dr. W i l h e l m i, Gießen, stellte 2000,— DM zur Verfügung, vom Stifterverband für die Deutsche W i s s e n s c h a f t wurden 3750,— DM überwiesen. Von einem Spender, der nicht genannt sein will, erhielten wir — zweckgebunden für die Institute für organische und anorganische Chemie — 3000,— DM; die L a n d e s z e n t r a l - b a n k Frankfurt/M. spendete 5000,— DM und hat inzwischen für 1965 den gleichen Betrag überwiesen. Die Firma S c h u n k & E b e, Heuchelheim, stellte 50 000,— DM zur Verfügung, und zwar für die Medizinische Fakultät 35 000,— DM, für das I. Physikalische Institut 10 000,— DM und für das Institut für organische Chemie 5000,— DM, außerdem wurden von der gleichen Firma für die Ludwig-Schunk-Bibliothek 10 000,— DM bereitgestellt. Für die Durchführung einer Arbeitstagung über Thorax-Chirurgie, die in Bad Nauheim stattfand, spendeten die F a r b w e r k e H o e c h s t 2000,— DM, die B a y e r - W e r k e Wuppertal-Elberfeld 2000,— DM und die Firma S a n d o z A G 800,— DM. Zweckgebunden für das Geographische Institut überwiesen die H ü t t e n - w e r k e O b e r h a u s e n 200,— DM und die Firma M e r t i n s, Mühlheim, 500,— DM. Die Verkaufsgemeinschaft D e u t s c h e r K a l i w e r k e, Hannover, spendete 1500,— DM für das Inst. f. Landwirtschaftliche Betriebslehre, und die Firma H o f f m a n n - L a R o c h e, Grenzach, stellte 500,— DM zur Verfügung. Zur Veranstaltung eines Internationalen Colloquiums wurden von verschiedenen Firmen für Herrn Prof. Dr. S T A U D I N G E R ca. 8000,— DM zur Verfügung gestellt. Außerdem spendeten die B a d i s c h e n A n i l i n - u n d S o d a f a b r i k e n, Ludwigshafen, aus Anlaß ihres 100jährigen Bestehens namhafte Beträge für verschiedene wissenschaftliche Institute der Justus Liebig-Universität.“

Prof. HORN bat, ihm die Aufzählung aller einzelnen Spendenbeträge und Spender zu erlassen, und wies darauf hin, daß der Schatzmeister in seinem Rechnungsbericht noch einmal auf diesen Punkt eingehen würde. Er dankte allen, auch den nicht namentlich genannten Spendern, herzlich und versicherte, daß jede Spende eine wesentliche Hilfe bei Durchführung der Aufgaben darstelle.

Dank großzügiger Spenden hätten auch im Jahre 1964 wieder der „Ludwig-Schunk-Preis für Medizin“, der „Röntgen-Preis“ und der „Ludwig-Rinn-Preis“ durch die Universität verliehen werden können, zudem sei aus der „Ernst-Küster-Stiftung“, die von dem Vorsitzenden der Hochschulgesellschaft mit verwaltet wird, wieder ein Stipendium bereitgestellt worden.

Der Vorsitzende teilte in seinem Bericht fortfahrend mit, daß die Förderergesellschaft der Universität in Erfüllung ihrer Aufgaben wieder in vielen Fällen helfen konnte.

A. Für die Teilnahme an wissenschaftlichen Kongressen, Tagungen und dergl. wurden bewilligt:

Herrn Prof. Dr. UHLIG, Geographisches Institut, zu den Kosten einer Reise nach England zur Teilnahme am Internationalen Geographenkongreß	700,— DM
Herrn Prof. Dr. MANSARD, Geographisches Institut, für den gleichen Zweck	470,— DM
Herrn Dr. SKIRDE, Inst. f. Grünlandwirtschaft, als Zuschuß zu einer fachwissenschaftlichen Reise nach Ungarn	300,— DM
Den Herren Priv.-Doz. Dr. BREBURDA und Dr. VON DALWIG-NOLDA, Inst. f. kontinentale Agrar- und Wirtschaftsforschung, für eine fachwissenschaftliche Reise in die Tschechoslowakei, insgesamt	720,— DM
Herrn VON KOBYLETZKI, Univ.-Frauenklinik, zum Besuch des 4. Int. Kongresses für Gynäkologie in Buenos Aires	500,— DM
Herrn Dr. W. KRISTOF, Psychologisches Institut, zu den Kosten einer Reise und eines einjährigen Studienaufenthaltes in den USA	500,— DM

Herrn Dr. BRETSCHNEIDER-HERRMANN, Inst. f. Pflanzenbau, als Zuschuß zu einer Studienreise nach Schweden	300,— DM
Herrn Priv.-Doz. Dr. MENGEL als Beihilfe zu den Kosten einer Reise nach England	500,— DM
Herrn Dr. LEIPOLD, wissenschaftl. Assistent am Inst. f. Erbpathologie u. Zuchthygiene, als Beihilfe zu den Kosten eines zwölfmonatigen Studienaufenthaltes in den USA	500,— DM
Herrn Prof. Dr. HEINRICHS zur Teilnahme an einem Colloquium für Hochschullehrer und Lektoren der Neerlandistik in Brüssel	150,— DM
Herrn Dr. VON JAGNOW, Inst. f. landw. Mikrobiologie, zur Teilnahme am Int. Kongreß für Bodenforschung in Bukarest	600,— DM
Herrn Dr. MEYER, Assistent am Inst. für angewandte Physik, als Zuschuß zur Teilnahme am Int. Kongreß in Cleveland und an einer Tagung in Ohio (USA)	500,— DM
Herrn Dr. KOLLMANN als Reisekostenzuschuß zur Teilnahme an einem Osteoporosen-Symposium in Badenweiler	120,— DM
Herrn Dipl.-Ing. HILTMANN, Physiologisches Institut, zu den Kosten, die ihm durch die Teilnahme an der Tagung der Deutschen Physiologischen Gesellschaft entstanden sind	100,— DM
Herrn Dr. BORCHERT, Inst. f. Landeskultur, als Beihilfe zu den Kosten einer Reise nach Jena, wo er an einer wissenschaftl. Tagung teilnahm	150,— DM
Herrn Priv.-Doz. Dr. GOSSELCK, Chemisches Institut, als Reisekostenzuschuß zu einer fachwissenschaftl. Reise nach Merseburg	200,— DM
Herrn Dr. GIERHAKE, Chirurgische Klinik, als Zuschuß zu einer Vortragsreise nach Bad Berka	150,— DM
Für Reisebeihilfen, die unter dem Rektorat von Prof. Dr. GLATHE beantragt wurden	4000,— DM
Hierzu bemerkte Prof. HORN, daß es sich um eine seinerzeit für die Anschaffung eines Konzertflügels bewilligte Beihilfe handle, die seitens des Rektors infolge Umdisposition nicht benötigt und nun in Form von Reisekostenzuschüssen verausgabt wurde.	
Herrn Dr. WEDLER, Inst. f. Pflanzenbau, als Zuschuß zu den durch die Teilnahme an der Tagung des Verb. Dtsch. Landw. Versuchs- und Forschungsanstalten in Kiel entstandenen Kosten	60,— DM
Herrn Prof. Dr. WEYL zur Deckung der Kosten, die ihm durch die Teilnahme an einem wissenschaftl. Kongreß in Trinidad entstanden	300,— DM
Herrn Priv.-Doz. Dr. KÜHNL, Inst. f. anorganische und analytische Chemie, als Reisebeihilfe zur Teilnahme am 20. Kongreß der Int. Union für Angewandte Chemie in Moskau	800,— DM
Herrn Dr. HARTWICH, wissenschaftl. Assistent, als Zuschuß zu den Kosten einer Reise nach Edinburgh, wo er an einem Colloquium über die wichtigsten Infektionskrankheiten der Haustiere teilnahm	460,— DM
Herrn Prof. Dr. GUNDEL als Zuschuß zu einer Reise nach Mailand, zwecks Teilnahme am Papyrologen-Kongreß	400,— DM
Herrn Prof. Dr. WEWETZER für vier seiner Mitarbeiter zur Teilnahme an einer Arbeitstagung in Hamburg, insgesamt	450,— DM

B. Für Exkursionen wurden zur Verfügung gestellt:

Der Landwirtschaftlichen Fakultät zur Durchführung einer Lehr- exkursion für ausländische Landwirtschaftsstudenten	500,— DM
Herrn Prof. Dr. KERBER für eine Exkursion nach München zum Besuch einer Ausstellung von Werken französischer Maler des 19. Jahrhunderts	770,— DM

C. Als Druckkostenzuschüsse wurden gegeben:

Herrn Prof. Dr. FRIMMER, Pharmakologisches Institut, zur farbigen Bebildung einer wissenschaftl. Arbeit	1000,— DM
Herrn Prof. Dr. PFLUG zum Druck einer wissenschaftl. Arbeit	120,— DM
Herrn Prof. Dr. RITZEL, Bonn, zur Herausgabe einer Festschrift aus Anlaß des 70. Geburtstages von Prof. Dr. GLOCKNER	2000,— DM
Herrn Priv.-Doz. Dr. MENGEL, Inst. f. Pflanzenernährung, zum Druck seiner Habilitationsschrift	200,— DM

D. Für Forschungsvorhaben, Forschungsreisen
und ähnl. wurden ausgezahlt:

Herrn Dr. VON KOERBER, Wirtschaftswiss. Seminar zu den Kosten einer im Rahmen eines Forschungsvorhabens durchgeführten Reise nach Köln	75,— DM
Herrn Prof. Dr. KNAPP, Botanisches Institut, für eine Forschungs- reise nach Guatemala und Mexiko	2200,— DM
Herrn Prof. Dr. PFLUG für eine Forschungsreise nach Südafrika	1000,— DM
Herrn Prof. Dr. ZSCHJETZSCHMANN für eine Reise nach Griechen- land — im Zusammenhang mit der geplanten Neuherausgabe des PAUSANIAS, <i>Beschreibung von Griechenland</i>	2000,— DM

E. Für die Durchführung wissenschaftl. K o l l o q u i e n , zur Finanzierung
von Gastvorträgen u. a. m. wurden bewilligt:

Dem Herrn Rektor, Prof. Dr. Dr. BOGUTH, zur Bestreitung von Sonderausgaben	2500,— DM
Herrn Prof. Dr. STAUDINGER als Beihilfe zur Durchführung eines Int. Symposions über Zell- und Zellorganellentrennung	1000,— DM
Herrn Prof. Dr. SANDRITTER zu den Kosten einer Ausstellung künst- lerischer Werke der Studenten der Justus Liebig-Universität	200,— DM
Herrn Prof. Dr. LUDAT als Reisekostenzuschuß für den Vortrag- enden einer Gastvorlesung (Prof. Dr. LENZ)	80,— DM
Herrn Prof. Dr. LUDAT zur Deckung der Kosten einer Vortrags- veranstaltung der Deutsch-Griechischen Gesellschaft und des Inst. f. kontinentale Agrar- und Wirtschaftsforschung	250,— DM
Herrn Prof. Dr. CREMER zur Weiterführung des Colloquiums über „Neue Ergebnisse der Ernährungslehre bei Mensch, Tier und Pflanze“	500,— DM

Professor HORN stellte fest, daß die Summe der in dem genannten Zeitraum bewilligten Beihilfen sich auf 27 325,— DM belaufe.

Er teilte mit, daß die Gewährung von Darlehen, mit denen seither in dringenden Fällen hätte geholfen werden können, jetzt nicht ohne weiteres möglich sei, da Institute und Kliniken — laut Feststellung des Rechnungshofes — nicht berechtigt seien, Kredite aufzunehmen; die Aufnahme von Krediten sei allein dem Hess. Finanzminister vorbehalten, so daß im Falle der Gewährung eines Darlehens erst die Zustimmung des Finanzministeriums vorliegen müsse, das erschwere die Angelegenheit natürlich.

Prof. HORN berichtete weiter, daß in einigen Fällen auch Anträge hätten abgelehnt werden müssen, weil entweder die Satzung der Gesellschaft die Bewilligung von Beihilfen für die genannten Zwecke nicht gestatteten oder die erbetene Unterstützung im Zusammenhang mit der Anticgung einer Dissertation stand, wofür grundsätzlich keine Beihilfe gewährt werden soll, oder auch, weil in anderen Fällen die benötigten Mittel im ordentlichen Haushalt angefordert werden sollten.

Der Vorsitzende kam anschließend auf den Band 33 der *Nachrichten der Gießener Hochschulgeseilschaft* zu sprechen und dankte Herrn Prof. Dr. LUDAT,

dem Schriftführer der Gesellschaft, für die mit der Herausgabe dieses neuen Bandes geleistete Arbeit.

Er sagte, daß die Kosten für diesen Band sich auf 12 544,74 DM belaufen hätten, und sprach Herrn Oberbürgermeister SCHNEIDER für die seitens des Magistrats hierfür gewährte Druckkostenbeihilfe in Höhe von 7200,— DM den Dank der Hochschulgesellschaft aus.

Er berichtete weiter, daß die Gesellschaft 500 Stück des von Herrn Prof. Dr. KERBER herausgegebenen Kunstbandes *Gießen und die Wetterau* übernommen habe, und teilte mit, daß ein Teil dieser Bände dem Herrn Rektor sowie den Dekanen und Direktoren der interfakultativen Institute zur Verfügung gestellt worden sei. Man habe so die Möglichkeit, Gästen der Universität einen an die „Universitätsstadt“ Gießen und ihre engere und weitere Umgebung erinnernden Kunstband von Wert zu überreichen.

In seinem Geschäftsbericht fortfahrend, sagte Prof. HORN, daß für den in Vorbereitung befindlichen neuen Hochschulführer 10 000,— DM bereitgestellt seien, von denen die Firma BUDERUS 5000,— DM für den genannten Zweck überwiesen habe. Da infolge Zuwachs an Fakultäten der Umfang des Hochschulführers größer und die für den Druck erforderliche Summe höher geworden sei, fehle noch ein kleinerer Betrag; die Firma BUDERUS habe sich jedoch bereit erklärt, weitere 2000,— DM zu stiften.

Mit der Feststellung, daß der stellv. Schriftführer, Herr Dr. Dr. h. c. FREUND, sich wieder der Mitgliederwerbung angenommen habe und es ihm gelungen sei, eine Anzahl neuer Mitglieder zu gewinnen, so daß die Mitgliederzahl jetzt 756 betrage, beendete der Vorsitzende seinen Geschäftsbericht. Er bedauerte jedoch, in diesem Zusammenhang sagen zu müssen, daß eine größere Zahl von Dozenten und Assistenten noch nicht der Förderergesellschaft der Universität angehöre, und wies darauf hin, daß bei der Überprüfung von Anträgen auf Gewährung einer Beihilfe immer wieder festgestellt werden müsse, daß eine Reihe Antragsteller nicht einmal Mitglied sei.

Der Geschäftsbericht wurde zur Diskussion gestellt. Da keine Wortmeldungen ergingen, fuhr der Vorsitzende in der Tagesordnung fort und bat den Schatzmeister, Herrn Direktor KETTER, um den Rechnungsbericht.

Zu Punkt 2 der Tagesordnung

Herr Direktor KETTER berichtete, daß im Jahre 1964 das Aufkommen aus Mitgliedsbeiträgen 19 199,26 DM, die Höhe der Sonderbeiträge 28 035,50 DM und die Summe der zweckgebundenen Spenden 94 000,— DM sowie die Höhe der Zinseinnahmen 15 586,66 DM betragen hätten. Dieser Betrag erhöhe sich noch um die zweckgebundenen Spenden aus dem Jahre 1963 mit 93 022,52 DM. Diesen Einnahmen stünden Ausgaben in Höhe von 245 276,12 DM gegenüber, so daß ein Überschuß der Einnahmen gegenüber den Ausgaben in Höhe von 4567,82 DM zu verzeichnen sei. Das Vermögen der Gesellschaft betrage 285 011,55 DM.

Direktor KETTER gab weitere Erläuterungen zu den einzelnen Positionen. Der Rechnungsbericht für 1964 ist dieser Niederschrift beigelegt.

Unter Hinweis darauf, daß das neue Rechnungsjahr bereits weit fortgeschritten sei und man auch über den gegenwärtigen Stand unterrichtet sein müsse, teilte Herr KETTER mit, daß der Abschluß vom 25. Mai 1965 einen Gewinn von 11 572,— DM ausweise.

Der Vorsitzende dankte Herrn Direktor KETTER sowie allen anderen Vorstandsmitgliedern für die im Interesse der Hochschulgesellschaft geleistete Arbeit.

Herr Prof. KÜST bat im Anschluß daran die Mitglieder, nach Anhören des Geschäfts- und Rechnungsberichtes dem Vorstand Entlastung zu erteilen. Es erhoben sich keine Einwendungen. Dem Vorstand wurde daraufhin von der Hauptversammlung einstimmig Entlastung erteilt.

Zu Punkt 3 der Tagesordnung

Prof. HORN berichtete hierzu, daß das Finanzamt Gießen die Möglichkeit einer weiteren Steuerbefreiung für die Hochschulgesellschaft in Frage gestellt habe, da nach seiner Ansicht die Aufgaben der Gesellschaft nur mittelbar gemeinnützigen Zwecken dienen. Durch Verhandlungen mit dem zuständigen Sachbearbeiter des Finanzamtes sei es jedoch gelungen nachzuweisen, daß durch die unmittelbare Mitwirkung des jeweiligen Rektors der Universität, der dem Vorstand der Gesellschaft angehört, der die Anträge überprüft und befürwortet bzw. ablehnt, die Gefahr der Zweckentfremdung der gewährten Mittel vermieden bleibt. Unter diesen Umständen habe sich das Finanzamt bereit erklärt, auf die genaue Aufführung der verschiedenen Zwecke zu verzichten und sich mit einer Änderung des § 2, Ziffer 3 der Satzung zufrieden gegeben. Der bisherige Text habe gelautet: „Förderung der Aufgaben der Justus Liebig-Universität Gießen“, er solle ersetzt werden durch folgenden: „Die Pflege der Wissenschaften, ausgerichtet nach den Aufgaben der Justus Liebig-Universität.“

Der Vorstand habe nun beschlossen, auch eine Änderung in der Reihenfolge der einzelnen Punkte des § 2 eintreten zu lassen, der künftig folgenden Wortlaut haben soll:

§ 2

Zweck der Gesellschaft ist:

1. Die Pflege der Wissenschaften, ausgerichtet nach den Aufgaben der Justus Liebig-Universität Gießen
2. Verbreitung wissenschaftlicher Bildung
3. Pflege der Beziehungen zwischen der Wissenschaft und dem praktischen Leben

Bei der Besprechung dieser Angelegenheit habe sich nun herausgestellt, daß noch weitere Punkte der Satzung neu gefaßt bzw. präziser formuliert werden sollten. Herr Direktor PFAFF habe sich dankenswerterweise dieser Aufgabe angenommen und einige Änderungen vorgeschlagen. Prof. HORN gab daraufhin die alte und die vorgeschlagene neue Fassung der §§ 6, 7, 8, 9, 10, 11 und 13 der Satzung bekannt. Allen Änderungsvorschlägen wurde seitens der anwesenden Mitglieder zugestimmt und die dem Protokoll beigefügte neue Satzung mit Wirkung vom 26. Mai 1965 von der Hauptversammlung einstimmig beschlossen.

Zu Punkt 4 der Tagesordnung

Der Vorsitzende gab bekannt, daß die Amtszeit folgender Vorstandsmitglieder im Jahre 1965 ablaufe und daher eine Neu- bzw. Wiederwahl erforderlich sei. Er habe sich vorher erkundigt und festgestellt, daß die in Frage kommenden Herren im Falle einer Wiederwahl bereit seien, weiterhin im Vorstand mitzuarbeiten.

Es handele sich um die Herren:

Dr. h. c. H. DUMUR, stellv. Vorsitzender
Direktor PFAFF, stellv. Schatzmeister
Fabrikant RINN
Prof. Dr. ROLFES
Dr.-Ing. WITTE und
Prof. Dr. V. HORN, Vorsitzender

Professor Dr. HEINRICHS stellte den Antrag, die Hauptversammlung möge die genannten Vorstandsmitglieder wiederwählen; es erfolgte einstimmige Wiederwahl.

Im Zusammenhang damit teilte Prof. HORN mit, daß die Hochschulgesellschaft die Ehre habe, ein langjähriges verdientes Mitglied der Gesellschaft und des Vorstandes, das sich durch aufopferungsvolle Arbeit als Schatzmeister besondere Verdienste erworben habe, Herrn Direktor BLEYER, zum Ehrenmitglied zu ernennen. Er überreichte ihm unter dem Beifall aller Anwesenden ein Schreiben folgenden Inhalts:

„Der Vorstand der Gießener Hochschulgesellschaft hat am 9. April 1965 beschlossen,

den Ehrensenator der Justus Liebig-Universität
Herrn Bankdirektor i. R.
ERNST BLEYER

wegen der großen Verdienste, die er sich als langjähriger Schatzmeister und erfolgreicher Sachwalter der Gießener Hochschulgesellschaft, als treuer Freund der alten und neuen Alma mater Gissensis, als unermüdlicher Förderer ihrer Aufgaben, als nie versagender Ratgeber und stets hilfsbereites Vorstandsmitglied erworben hat,

zum
E h r e n m i t g l i e d
der
Gießener Hochschulgesellschaft

zu ernennen.

Im Namen des Vorstandes
gez. Horn
— Vorsitzender —

Direktor BLEYER dankte für die Ehrung und gab zugleich einen kurzen Rückblick auf die Entwicklung der Hochschulgesellschaft während seiner vieljährigen Tätigkeit als Schatzmeister.

Nachdem sich auf die Frage des Vorsitzenden nach Wortmeldungen zum Ablauf der Tagesordnung niemand gemeldet hatte, schloß Prof. HORN die Hauptversammlung und lud nochmals zu der anschließenden Akademischen Festsetzung, der Antrittsvorlesung von Prof. Dr. VON BRUNN über das Thema:

„Kelten, Germanen und Slawen im südöstlichen Mitteleuropa —
eine archäologische Bilanz“,

ein.

In einer an die Hauptversammlung anschließenden kurzen Sitzung des Gesamtvorstandes wählte dieser auf Vorschlag von Prof. Dr. ROLFES unter Hinweis auf § 8 der Satzung den geschäftsführenden Vorstand mit den Herren

Prof. Dr. HORN, Vorsitzender
Direktor DUMUR, stellv. Vorsitzender
Direktor KETTER, Schatzmeister
Direktor PFAFF, stellv. Schatzmeister
Prof. Dr. LUDAT, Schriftführer
Dr. H. FREUND, stellv. Schriftführer

in toto einstimmig wieder.

Gießen, den 13. Juli 1965

Prof. Dr. Dr. h. c. V. HORN, Vorsitzender

Rechnungsbericht für das Jahr 1964

Einnahmen

Mitgliedsbeiträge	DM	19 199,26
Sonderbeiträge	DM	28 035,50
Zweckgebundene Spenden — 1964		94 000,—
Zweckgebundene Spenden — aus 1963	DM	<u>187 022,52</u>
Zinsen	DM	15 586,66
	DM	<u><u>249 843,94</u></u>

Ausgaben

Zuwendungen — Verfügung GHG	36 195,80	
Zuwendungen — Zweckgebunden	<u>187 022,52</u>	DM 223 218,32
Nachrichten		DM 12 729,—
Drucksachen		DM 471,11
Porto		DM 491,95
Verwaltungskosten		DM 1 810,—
Verschiedenes		DM 6 555,74
		<u>DM 245 276,12</u>
Gewinn 1964	DM	<u><u>4 567,82</u></u>

Kassenrechnung

Eigenes Bank- und Postscheckguthaben 31. 12. 1963	DM	95 138,48
Gewinn 1964	DM	4 567,82
Zurückerhaltene Darlehen in 1964	DM	<u>10 000,—</u>
		DM 109 706,30
Gewährte Darlehen in 1964	/.	DM 4 600,—
Auflösung Reservekonto	+	DM 861,50
Eigenes Bank- und Postscheckguthaben	DM	105 967,80
Fremdes Bankguthaben (noch nicht verfügbare Spenden — zweckgebunden)	DM	<u>130 027,50</u>
	DM	<u><u>235 995,30</u></u>

Vermögensrechnung

Eigenes Bank- und Postscheckguthaben	DM	105 967,80
Darlehensforderungen	DM	17 600,—
Wertpapiere	DM	<u>161 443,75</u>
	DM	<u><u>285 011,55</u></u>

31. 12. 1963 DM 279 545,98

Satzung der Gießener Hochschulgesellschaft

(in der Fassung des Beschlusses der Hauptversammlung vom 26. Mai 1965)

§ 1

Die Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Gießen (Gießener Hochschulgesellschaft) ist ein eingetragener Verein und hat ihren Sitz in Gießen.

§ 2

Zweck der Gesellschaft ist:

1. Die Pflege der Wissenschaften, ausgerichtet nach den Aufgaben der Justus Liebig-Universität Gießen,
2. Verbreitung wissenschaftlicher Bildung,
3. Pflege der Beziehungen zwischen der Wissenschaft und dem praktischen Leben.

§ 3

Die Mittel zur Erreichung dieser Zwecke werden gewonnen:

1. durch die Beiträge der Mitglieder,
2. durch Schenkungen und Vermächtnisse.

Wer der Gesellschaft größere Spenden zuweist, kann verfügen, daß sie ganz oder teilweise für bestimmte Einzelzwecke verwandt werden.

§ 4

Die Mitgliedschaft wird erworben durch Beitrittserklärung und deren Annahme durch den Vorstand. Sie erlischt durch den Tod, durch Austrittserklärung, die mit dem Ende des Geschäftsjahres wirksam wird, und durch Verweigerung der Beitragszahlung.

Der Vorstand ist berechtigt, Persönlichkeiten, die sich um den Verein Verdienste erworben haben, zu Ehrenmitgliedern zu ernennen.

§ 5

Die Mindestbeiträge sind jährliche und einmalige; sie werden vom Vorstand festgesetzt. Ehrenmitglieder sind von der Beitragspflicht befreit. Die Mitglieder erhalten unentgeltlich die „Nachrichten“ der Gesellschaft.

§ 6

Die Verwaltung wird geführt durch:

1. den Vorstand,
2. den geschäftsführenden Vorstand,
3. die Hauptversammlung.

§ 7

Der Vorstand besteht aus mindestens 12 Personen, wovon 5 dem Senat der Universität angehören müssen. Ständige Vorstandsmitglieder sind der jeweilige Rektor der Universität und der jeweilige Oberbürgermeister bzw. der jeweilige Vorsitzende des Magistrats der Stadt Gießen. Die übrigen Vorstandsmitglieder werden von der Hauptversammlung auf drei Jahre gewählt derart, daß die Amtszeit bis zu der Hauptversammlung läuft, die über die Wahl bzw. Wiederwahl zu entscheiden hat.

Scheidet ein Mitglied des Vorstandes vor Ablauf seiner Amtszeit aus, so ist der Vorstand berechtigt, bis zur nächsten Hauptversammlung eine Ergänzungswahl vorzunehmen.

§ 8

Der Vorstand wählt aus seiner Mitte den Vorsitzenden, den Schatzmeister und den Schriftführer sowie deren Stellvertreter. Diese bilden mit dem jeweiligen Rektor der Universität den geschäftsführenden Vorstand.

Der Vorstand kann dem geschäftsführenden Vorstand Aufgaben, die sich aus dem Geschäftsablauf ergeben, zur selbständigen Entscheidung übertragen.

Der Vorsitzende oder sein Stellvertreter vertreten den Verein gerichtlich und außergerichtlich.

§ 9

Der Vorstand verwaltet das Vermögen der Gesellschaft und verfügt darüber. Beschlüsse über Zuwendungen zur Förderung der Aufgaben der Universität erfolgen durch den Vorstand, soweit sie nicht dem geschäftsführenden Vorstand übertragen worden sind.

§ 10

Der Vorstand und der geschäftsführende Vorstand fassen ihre Beschlüsse mit einfacher Mehrheit der Anwesenden. Bei Stimmgleichheit gilt der Antrag als abgelehnt.

§ 11

Die ordentliche Hauptversammlung der Gesellschaft findet alle Jahre im Laufe des Sommerhalbjahres statt. Sie wird von dem Vorsitzenden des Vorstandes geleitet.

Der Vorstand oder der geschäftsführende Vorstand können jederzeit eine außerordentliche Hauptversammlung einberufen. Sie müssen dies tun, wenn es von mindestens 20 Mitgliedern unter Angabe einer bestimmten Tagesordnung beantragt wird.

§ 12

Zu den Geschäften der ordentlichen Hauptversammlung gehören:

1. Entgegennahme des Jahresberichtes des Vorstandes,
2. Abnahme der Jahresrechnung und Entlastung des Vorstandes,
3. Wahlen der Mitglieder des Vorstandes (die Wahlen erfolgen durch Stimmentzettel oder, falls niemand widerspricht, durch Zuruf),
4. Entgegennahme und Beratung von Anträgen und Anregungen aus dem Kreise der Mitglieder zur Weitergabe an den Vorstand.

§ 13

Die Hauptversammlung faßt ihre Beschlüsse mit einfacher Mehrheit der anwesenden Mitglieder. Ergibt sich bei der Abstimmung über einen Antrag Stimmgleichheit, so gilt der Antrag als abgelehnt. Ergibt sich bei Wahlen Stimmgleichheit, so entscheidet das Los.

Beschlüsse über Änderung der Satzung oder über die Auflösung der Gesellschaft bedürfen der Zustimmung von mindestens $\frac{3}{4}$ der anwesenden Mitglieder. Über die Sitzung wird eine Niederschrift aufgenommen.

§ 14

Veröffentlichungen der Gesellschaft erfolgen durch den Vorstand.

§ 15

Das Geschäftsjahr ist das Kalenderjahr.

§ 16

Bei Auflösung der Gesellschaft fällt ihr Vermögen an die Justus Liebig-Universität Gießen.

Mitarbeiter des Bandes

- Prof. Dr. phil. nat. Wulf Emmo Ankel, Ordinarius für Zoologie und vergleichende Anatomie an der Universität Gießen; Gießen, Aulweg 109.
- Prof. Dr.-Ing. Dr. med. vet. Walter Boguth, Prorektor, Ordinarius für Chemische Physiologie an der Universität Gießen; Gießen, Friedrichstraße 40.
- Dr. Margret A. Boveri, Publizistin, Berlin-Dahlem, Im Schwarzen Grund 16.
- Prof. Dr. phil. Wilhelm Albert von Brunn, Ordinarius für Vor- und Frühgeschichte an der Universität Gießen; Gießen, Eichendorffring 2.
- Prof. Dr. med. Max Frimmer, Ordinarius für Veterinär-Pharmakologie und Toxikologie an der Universität Gießen; Gießen, Röderring 44.
- Prof. Dr. med. Hermann Goecke, Ordinarius für Geburtshilfe und Gynäkologie an der Universität Münster; Münster/Westf., von-Esmarch-Straße 21.
- Dr. phil. Klaus-Detlev Grothusen, Akademischer Rat am Institut für kontinentale Agrar- und Wirtschaftsforschung der Universität Gießen; Gießen, Pestalozzistraße 77.
- Dr. phil. Hans-Dietrich Kahl, Privatdozent für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Gießen; Gießen, Pestalozzistraße 79.
- Prof. Dr. med. Richard Kepp, Rektor, Ordinarius für Geburtshilfe und Gynäkologie an der Universität Gießen; Gießen, Klinikstr. 28.
- Prof. Dr. phil. Hans Wilhelm Klein, Ordinarius für Romanische Philologie an der Universität Gießen; Münster/Westf., von-Esmarch-Straße 89.
- Pater Dr. Angelicus Kropp, O.P., früher Albertus-Magnus-Akademie Walberberg, Kr. Bonn; Klausen 115, über Wittlich/Eifel.
- Prof. Dr. phil. Dr. h. c. Hermann Lautensach, em. o. Professor für Geographie an der Technischen Hochschule Stuttgart; Stuttgart XIII, Roßbergstraße 1a.
- Prof. Dr. rer. nat. Walther Manshard, Ordinarius für Geographie an der Universität Gießen; Gießen-Klein-Linden, Gregor-Mendel-Straße 1.
- Prof. Dr. phil. nat. Rudolf Mosebach, Ordinarius für Mineralogie und Petrologie an der Universität Gießen; Gießen, Aulweg 58.

Prof. Dr. phil. Günter Neumann, Ordinarius für vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität Gießen; Gießen, Fasanenweg 14.

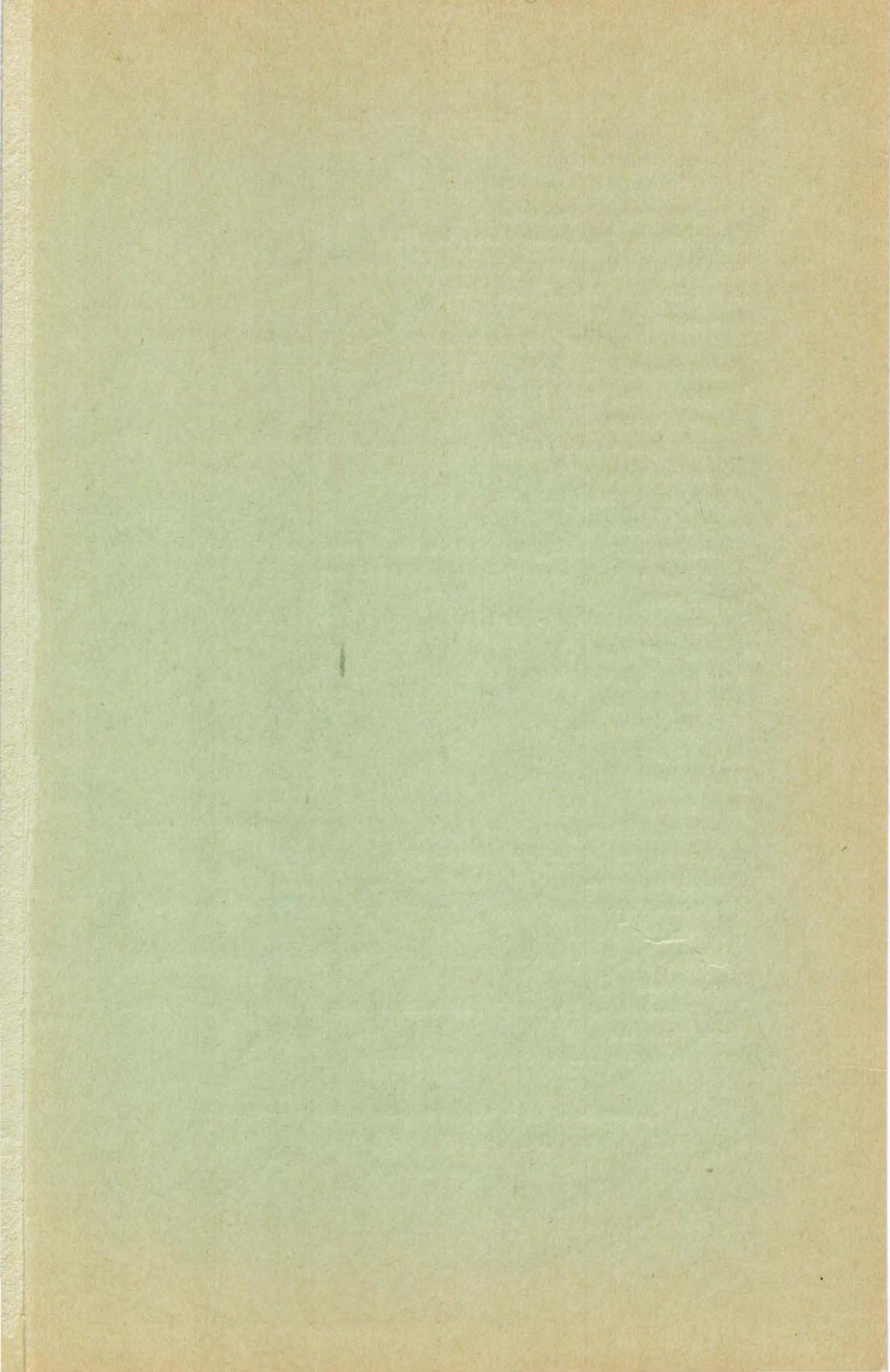
Prof. Dr. phil. nat. Wolfgang Panzer, em. o. Professor für Geographie an der Universität Mainz; Mainz, Oberer Laubenheimer Weg 13.

Prof. Dr. phil. Hans Schabram, Ordinarius für Englische Philologie an der Universität Gießen; Gießen, Eichendorffring 2.

Prof. Dr. phil. Harald Uhlig, Ordinarius für Geographie an der Universität Gießen; Krofdorf-Gleiberg, Neuer Weg 11.

Prof. Dr. phil. nat. Richard Weyl, Ordinarius für Geologie und Palaeontologie an der Universität Gießen; Gießen, Aulweg 54.

Dr. phil. Klaus Zernack, Privatdozent für Osteuropäische Geschichte an der Universität Gießen; Großen-Buseck, Bergstraße 31.



Inhalt des Bandes 33

WALTER SANDRITTER:

Julius Schorn (1920—1964)

RUDOLF HEINRICH FRITSCH †:

Erinnerungen an Jakob Baron Uexküll

MEERTINUS PIETER DANIEL MEIJERING und WULF EMMO ANKEL:

In memoriam Rudolf H. Fritsch

HANS JENNY:

Gießens Beitrag zur deutschen und internationalen Bodenkunde

ALFED WOBST:

Forstwirtschaft und Agrarpolitik

JOHANNES GLATHE:

Wandlungen in einigen Problemen der Bodenmikrobiologie

ALFRED SCHRAUB:

Grenzgebiet und Teamarbeit

ARTTURI I. VIRTANEN:

Versuche über Milchproduktion ohne Protein unter ausschließlicher Verwendung von Harnstoff und Ammoniumstickstoff

HANS LINSER:

Naturwissenschaft und Ethik

GÜNTER GAWLICK:

Justus Liebig und die Geschichte der Philosophie

VINZENZ BUCHHEIT:

Von der Entstehung der Aeneis

PETER CLASSEN:

Die Hohen Schulen und die Gesellschaft im 12. Jahrhundert

HANS PATZE:

Adel und Stifterchronik — Frühformen territorialer Geschichtsschreibung im hochmittelalterlichen Reich

HERMANN SCHÜLING:

Ein bisher unbekannter Brief Martin Luthers vom 29. 3. 1521

HANS GEORG GUNDEL:

Johannes Haller und die Monumenta Germaniae Historica in Gießen

ADOLF BACH:

Studentisches und wissenschaftliches Leben in Gießen vor 50 Jahren

PETER PETERSEN:

Lotte Bingmann-Droese zum Gedächtnis

Dieser Band ist — ebenso wie die früheren — durch den
WILHELM SCHMITZ VERLAG IN GIESSEN
zu beziehen.